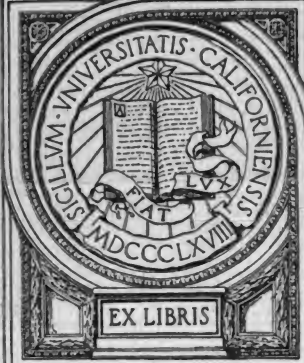
UC-NRLF
B 5 101 423

Digitized by Google

GIFT OF
JANE K. SATHER



Digitized by Google

Dr. H. Blum

Lebenserinnerungen

Erster Band

von 1841 bis 1870

Digitized by Google

Lebenserinnerungen

Von

Dr. Hans Blum

Erster Band: 1841 bis 1870

Berlin 1907
Vossische Buchhandlung
W. 62, Nettelbeckstraße 7/8

Digitized by Google

Unter Vorbehalt aller Rechte aus dem Gesetz
vom 19. Juni 1901.

Digitized by Google

Vorwort.

Meine hier im ersten Bande vorliegenden „Lebenserinnerungen" dürften einzigartig sein dadurch, daß mir beschieden war, als ältester Sohn Robert Blums den Führern der deutschen Freiheits- und Einheitsbewegung der Jahre 1848 und 1849 ebenso nahe zu treten, wie den Vollendern unsrer nationalen Einheit, da ich schon mit 26 Jahren (Herbst 1867) in den norddeutschen Reichstag gewählt wurde und hier wie im deutschen Zollparlament bis Ende 1870 an der Erneuerung von Kaiser und Reich selbst mitarbeiten durfte. Durch diese Arbeit gewann ich von 1867 an die freundliche Huld, ja fast väterliche Güte vieler Vorkämpfer der deutschen Einheit, namentlich die Moltkes und Bismarcks, bis an ihr Lebensende. Das vorliegende Werk bietet dafür viele ergreifende Beweise an den eigenen Worten dieser hohen Helden.

Das „erste Buch" dieses ersten Bandes, „Im Vaterhause", wird allgemeines Interesse erregen durch seine intimen Mitteilungen über das Leben meiner Eltern, besonders über das Leben, Wirken, Denken und Streben meines Vaters Robert Blum und über seinen schuldlosen, heldenmütigen Opfertod; zumal da auf den 10. November 1907 sein hundertjähriger Geburtstag fällt.

Im „zweiten Buche", „Meine Schweizer Erziehung und Jugend", wird die treue Schilderung der ebenso vielseitigen als gründlichen, geistigen und körperlichen Ausbildung der Zöglinge in der Erziehungsstätte meiner Knabenjahre (1849–1856), dem durchweg von Deutschen geleiteten Gladbach'schen Institute in Wabern bei Bern, gewiß sehr viele Leser anziehen. Ebenso die Zeichnung meiner dortigen Lehrer und Erzieher. Dann weiter der herrliche Unterricht auf dem Berner Gymnasium (1856–1860), der dort abermals hauptsächlich von Deutschen erteilt wurde; auch mein persönlicher Verkehr mit hervorragenden Schweizern u. s. w.

Das „dritte Buch": „Auf der Universität, Examina, Gründung des eigenen Hausstandes" (1860 bis 1865), dürfte

370563

Digitized by Google

besonders interessant sein durch die Charakterzeichnung meiner Leipziger Hochschullehrer Roscher, Albrecht, Treitschke u. s. w. und durch die erstmalige Mitteilung mehrerer Briefe von Albrecht und Treitschke an mich; durch die Schilderung des Wesens und Unterrichts meines Berner Lehrers in Psychologie Prof. Moritz Lazarus (Sommer 1861) und meines dortigen Malerlehrers Fred. Kurz; ferner durch die treue Zeichnung des damaligen burschenschaftlichen Lebens und der in immer weitere Kreise dringenden Erkenntnis von Bismarcks großer deutscher Politik.

Im vierten Buche endlich sind hauptsächlich die Tätigkeit des Norddeutschen Reichstages von 1867 bis 1870 und des deutschen Zollparlaments von 1868 bis 1870 dargelegt und mein Anteil an dieser Arbeit geschildert und ebenso eingehend meine Erlebnisse in Frankreich, September bis November 1870. Das ist alles gleich interessant. Der bis zur Gegenwart reichende zweite Band wird noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Rheinfelden (Schweiz), Juni 1907.

Dr. Hans Blum.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite.

Erstes Buch. Im Vaterhause (1841—1848). 1 – 88.

Erstes Kapitel. Die Eltern. . . . . 1 – 19.
Zweites Kapitel. Kindheit (1841 – 1848). . . . . 19 – 35.
Drittes Kapitel. Das Jahr 1848 bis zur Reise des Vaters nach Wien (17. Oktober). . . . . 35 – 53.
Viertes Kapitel. Der Vater in Wien bis zu seiner Verhaftung, 17. Oktober bis 4. November 1848. . . . . 53 – 66.
Fünftes Kapitel. Des Vaters Ende. 4. bis 9. November 1848. . 67 – 88.

Zweites Buch. Meine Schweizer Erziehung und Jugend (1849 bis 1860). 89 – 164.

Erstes Kapitel. »Das Gladbach'sche Institut in Wabern« bei Bern (1849 – 1857). . . . . 89 – 117.
Zweites Kapitel. Persönliches aus der Waberner Zeit (1849 – 1854). 118 – 134.
Drittes Kapitel. Persönliches aus der Zeit von Ostern 1854 bis Herbst 1857. . . . . 135 – 144.
Viertes Kapitel. Auf dem Berner »Gymnasium« (Herbst 1857 bis Ostern 1860). . . . . 144 – 164.

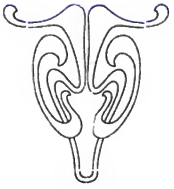
Drittes Buch. Auf der Universität (1860—1864). Examina 1864/65. Gründung des eigenen Hausstandes (1865).

Erstes Kapitel. Das erste Jahr in Leipzig (Ostern 1860 bis Ostern 1861). . . . . 164 – 180.
Zweites Kapitel. Sommersemester in Bern 1861. . . . . 180 – 214.
Drittes Kapitel. Drei Semester (Winter 1861 bis März 1863). . 214 – 228.
Viertes Kapitel. Examen und öffentliche Verlobung. (Von Frühjahr 1863 bis zum Sommer 1864.) . . . . . 228 – 242.
Fünftes Kapitel. Das erste Jahr im praktischen Anwaltsdienst, Doktorexamen, Hochzeit. (Sommer 1864 bis Sommer 1865.) 242 – 255.

Digitized by Google

Viertes Buch. Häuslichkeit, Beruf, Abgeordnetentätigkeit. Im Kriege. Von Herbst 1865 bis Ende 1870.

	Seite.
Erstes Kapitel. Von Herbst 1865 bis zu meiner Wahl in den Norddeutschen Reichstag (September 1867). . . .	256–272.
Zweites Kapitel. Öffentliches und privates Wirken. Meine Häuslichkeit in dieser Zeit. (Von Herbst 1867 bis Ende 1869.) .	272–293.
Drittes Kapitel. Das Jahr 1870 bis zum Ende des »Kriegsreichstags« 21. Juli und daheim bis Ende August. . . .	294–307.
Viertes Kapitel. Das Jahr 1870. In Frankreich September bis Anfang Oktober.	307–325.
Fünftes Kapitel. Das Jahr 1870. In Versailles, Oktober und November. Heimreise. Letzte Reichstagssession. Kaiser und Reich.	325–335.



Digitized by Google

Erstes Buch.

Im Vaterhause.

(1841—1848.)

Erstes Kapitel.

Die Eltern.

Wohl in dem letzten Hause, das Leipzig im Jahre 1840 an der Frankfurter Straße nach Westen zu besaß, hatte sich seit dem Sommer 1840 ein junges Ehepaar niedergelassen: Der Theatersekretär Robert Blum und seine Frau Eugenie geb. Günther. Ganz allein bewohnten sie dieses einstöckige Häuschen, das nur drei bis vier Fenster Straßenfront Raum beanspruchte, dagegen einschließlich des großen Obstgartens hinter dem Hause auch nur vierzig Taler jährliche Miete kostete. Es war ein gänzlich schmuckloser, gelbgetünchter Bau, mit niedrigem Ziegeldach, der nebst einem schmalen Vorgärtchen von der Straße durch ein Holzstacket getrennt war. In die kleinen Zimmer des Erdgeschosses konnte man von der Straße aus hineinblicken. Der Hauseingang lag auf der Rückseite, unter einem auf schlichten Holzsäulen ruhenden, aus dem ersten Stockwerk vorspringenden hölzernen Balkon. Das Häuschen war zugleich das letzte, westlichste, das zu dem großen Besitztum der „kleinen Funkenburg" gehörte.

Ein junges Ehepaar mit bescheidenem Einkommen konnte sich in einer nach damaligen Begriffen großen Stadt, wie Leipzig — von über vierzigtausend Einwohnern — kaum ein anmutigeres Heim wünschen, als dieses. Denn nach allen Seiten hin schweifte der

Digitized by Google

Blick ins Grüne. Die nach Osten angrenzenden Häuschen der „kleinen Funkenburg“ waren fast eben so schlicht und lagen gleichfalls in großen Gärten. Die jenseitige südliche Straßenlinie war unbebaut, mit alten Pappeln eingefaßt. Weiter südwärts folgten Wiesen und einzelne Bäume bis zur Elster. Jenseits des Flusses die hübschen grünen Boskets und Anlagen von Gerhards Garten, etwa die Gegend, wo Fürst Poniatowski 1813 in der Elster seinen Tod gefunden hatte.

Überhaupt gemahnte die Lage und die Umgegend des Hauses eindringlich an die letzten Zuckungen der großen Völkerschlacht, den herrlichsten Sieg, an dem damals deutsche Herzen sich aufrichteten. Auf dieser pflasterlosen „Frankfurter Straße“, auf der jetzt der Schäfer täglich friedlich seine Herde durch das nahe Frankfurter Tor hinaustrieb, waren 1813 der Kaiser Napoleon, seine Marschälle und seine Heere in wilder Flucht gegen Lindenau nach Westen gestoben, während die preußischen Jäger nördlich vom Rosenthal her schon bis zu den Gärten hinter der Frankfurter Straße vorgedrungen waren und die Flüchtlinge unter Feuer nahmen. Gepäck, Geschütz, Kriegskassen, Waffen, Marketenderwagen, kurz jedes Hemmnis eiligster Flucht, bedeckte zur Rechten und Linken der hohen Lindenauer Chaussee die niedriger gelegenen Wiesen in dichtem Gewirr. Schon in Lindenau — noch keine halbe Stunde von hier — hätten Kaiser Napoleon I. und sein Heer 1813 ihr Sedan gefunden, wenn der unfähige österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg rechtzeitig von Connewitz her zur Stelle gewesen wäre.

Dieses ganze weite Schlachtfeld konnte man von jenem Miet-Häuschen des jungen Paares aus nach Westen, Norden und Süden übersehen. Wenn auch noch in der Stadt, war man hier doch in friedlicher, grüner, ländlicher Stille. Nur das Knarren der verrosteten Flügel des Frankfurter Tores, das jeden Abend unerbittlich um zehn Uhr geschlossen und dann nur noch gegen einen nächtlichen Neugroschen zuverlässigen Einwanderern geöffnet wurde, gemahnte daran, daß man sich hier noch innerhalb des von der Fürsorge des hochwohllöblichen Rates der Stadt Leipzig behüteten und von grimmigen, zungenstreckenden und schweifaufschlagenden Leuen flankierten gelb-blauen Weichbildes der Stadt befinde. In den Meßzeiten gab freilich auch noch ein anderes Schauspiel davon Zeugnis. Denn dann trieb auf der großen Wiese hinter dem Hause gegen das Rosental zu das luftige Volk der Seiltänzer, unter großem Zulauf der Massen, sein Wesen, und die Bewohner unseres Häuschens konnten

Digitized by Google

von ihrem Balkon aus diese erhabenen Leistungen allezeit unentgeltlich und besser als jeder Andere mit ansehen.

Robert Blum war am 10. November 1807 geboren. Er zählte demnach 32 Jahre, als er dieses Häuschen bezog; seine Gattin hatte am 13. Februar 1840 ihr 30. Jahr vollendet. Beide hatten sich durch schwere Schicksale zu diesem Glücke hindurchringen müssen, namentlich Robert Blum.

Schon dessen Kindheit war unsäglich traurig und hart.*) Sein Vater, Engelbert Blum, geb. 1780, brustkrank, zu schwach, um seines Vaters Faßbindergeschäft in Köln zu betreiben, verdiente als Aufseher in einer Stecknadelfabrik kaum für sich selbst genug, als er im November 1806 ein armes Mädchen, Maria Katharina Brabender, heiratete. Diese aber half ihm in unermüdlichem Fleiß mit verdienen. Als Engelbert Blum zu Johannis 1815 starb, hinterließ er seiner Witwe drei Kinder, von denen das älteste, Robert, noch nicht acht Jahre zählte. Dieser älteste war infolge der Masern vom dritten zum vierten Jahre neun Monate lang blind gewesen und behielt zeitlebens schwache Augen. Er hatte aber dann, ungewöhnlich begabt, vom Vater, der ursprünglich Geistlicher hatte werden sollen, schon recht gut Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt, ehe dieser dauernd erkrankte. Der Mutter und den Geschwistern erwies Robert allezeit die rührendste Liebe und Hingebung, namentlich nach dem Tode des Vaters. Den Bruder Johannes, der Ende 1816 oder Anfang 1817 an der Schwindsucht starb, pflegte und erheiterte Robert bis zum Tode mit unermüdlicher Treue. Dem Schwesterchen Gretchen war er in Kindheit und Jugend der Schutzgeist, der immer darauf sann, Sonnenschein in ihr kleines armes Dasein zu bringen. Der fleißigen Mutter ging er bei Tag und Nacht mitarbeitend zur Hand, namentlich indem er für sich und die Geschwister strickte.

Das tiefste Elend kam dann aber über das arme friedliche Haus, als die Mutter 1816, um ihren Kleinen Brod zu schaffen, mit dem Schiffer Kaspar Georg Schilder eine neue Ehe einging. Dieser war früher Schmuggler und dann acht Jahre lang französischer Soldat in Spanien gewesen und hatte sich den Trunk angewöhnt. Anfangs brachte der Stiefvater auch seine Mutter und drei Schwestern, vier rohe, zanksüchtige Personen mit in den kleinen Haushalt, bis der gutmütige Mann selbst einsah, daß seine Frau

*) Näheres über das ganze Lebensschicksal der Eltern in meinem Werke: „Robert Blum, ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk", Leipzig, Ernst Keil, 1878.

Digitized by Google

und Robert unter dem steten Zwist und Kummer zu Grunde gehen würden, und er deshalb Mutter und Schwestern dauernd aus dem Hause entfernte. Nun war wenigstens der häusliche Friede wieder hergestellt, und die guten Eigenschaften des Stiefvaters, dessen rüstige Kraft, Fleiß, Treue, Ehrlichkeit und Gutmütigkeit, kamen seiner Frau und seinen Stiefkindern zu Gute. Dagegen litt die Familie in den Hungerjahren 1816 und 1817 bittere Not, da der Ernährer nicht einmal soviel verdiente, um den Brodbedarf der Seinen zu beschaffen. Als das Elend um Weihnachten 1816 aufs Höchste gestiegen war, machte sich Robert aus eigenem Antrieb auf zu einem alten, wohlhabenden, geizigen Großonkel. Er schilderte diesem ungefragt mit jener echten Gottesgabe überzeugender Beredsamkeit, die Robert in sich trug, die Drangsal und Not der Seinen, so daß der Onkel, zu Tränen gerührt, Herz und Hand freigebig auftat. Mit reichen Gaben an Nahrungsmitteln und einem kleinen Geldgeschenke, traf Robert plötzlich bei den Seinigen wieder ein und brachte diesen damit unerwartet die hellste Weihnachtsfreude ins Haus.

Mit zehn Jahren war Robert in den Fächern, die an seiner Kölner „Pfarrschule" gelehrt wurden, so weit, daß er den meisten Lehrern als unbequemer „Überflieger" galt, d. h. als ein Schüler, dem Alles zu leicht wurde und dem wenig mehr zu lehren war. Um diese Zeit stellte ihn seine wohlhabende Tante Agnes Blum — die einzige Tochter seines Großvaters Robert — schon als Lehrer der Rechenkunst bei der Mädchen-Elementarschule der Jesuitenpfarre an, zu deren Lehrerin sie selbst ohne jeden Schimmer von entsprechender Vorbildung ernannt worden war. Da verdiente sich Robert an vier Nachmittagen der Woche für zwei Rechenstunden je fünf Pfennig von jeder der Schülerinnen, und von der Tante eine Tasse Kaffee und ein Brödchen, das er aber meist seinem unter seinen Schülerinnen sitzenden Schwesterchen zusteckte. Das Geld wurde von der sehr genauen Tante gewissenhaft gesammelt und bestritt dem Knaben den Konfirmationsanzug, in dem er mit elf Jahren zum ersten Male das heilige Abendmahl nahm. Unter den Altersgenossen mochte er wohl der Einzige sein, der sich das Festgewand, in dem er dem Tische des Herrn nahte, selbst verdient hatte.

Die Familie war katholisch, obwohl ihre holländischen Ahnen (der Name schreibt sich eigentlich Bloem) tapfer mit unter dem Oranier als Wassergeusen gegen die Spanier gefochten hatten. Auch als Meßdiener suchte sich der kleine Robert Geld zu verdienen, die Sorgen seiner guten Mutter zu entlasten. Die furchtbaren Erfahr-

Digitized by Google

ungen, die er dabei mit der heimlichen Beraubung der für die Meßdiener bestimmten Sammelbecken, und als er diese Entdeckung dem Beichtgeheimnis anvertraute, mit der ihn erschütternden Verletzung dieses Geheimnisses machte, können hier übergangen werden. Zugleich mit dieser quälenden Entdeckung hatte der peinlich wahrhaftige Knabe seinem Beichtvater auch den tiefen Zweifel seiner Seele offenbart, „daß der mächtige Herrgott sich alltäglich leiblich von den Gläubigen werde verzehren lassen". Und auch dieses tiefe Geheimnis sah der Arglose einem großen Ketzergericht von Pfaffen preisgegeben, das über ihn zu Gericht saß und das sogar sein Mütterlein herbeigerufen hatte, um auch dieses mit der Ruchlosigkeit des Sohnes zu ängstigen. Kein Wunder, daß fortan der kindliche Glaube an die allein seligmachende Kirche bei diesem denkenden Knaben einen unheilbaren Stoß erhalten hatte.

Roberts Fleiß in der Pfarrschule aber minderte sich nicht, und sein bester Lehrer, Herr Burg, sagte der Mutter: „solch ein Talent und solchen Fleiß wie bei Robert habe er in den 35 Jahren seines Wirkens an dieser Schule noch nicht entdeckt. Die Mutter möge Alles aufbieten, den Sohn studieren zu lassen. Grade für strebsame und arme Kinder habe ja die Stadt ihre reichen Stiftungen an dem Gymnasium. Dahin möge sie den Sohn bringen." Sie tat es. Und als der Ärmste und Fleißigste des Kölner Jesuitengymnasiums am Ende der Sexta stand, da erhielt er den ersten Preis, das „goldene Buch". Es war am 20. Februar 1820. Mit noch hellerer Freude arbeitete der Knabe in Quinta. Die Mutter hatte bisher Bücher, Schulgeld und Kleidung mit mühsamstem Erwerb für den Knaben geschafft und tat es auch noch weiter. Niemals aber wollte sich eine „Stiftung" für ihn finden. Schließlich wurde ihr diese in weiteren anderthalb Jahren verheißen. Die Mutter war jedoch bereits jetzt am Ende ihrer Kraft, auch gichtig und gelähmt. Sie konnte also die großen Opfer nicht noch anderthalb Jahre länger erschwingen. Robert eilte hülfeflehend zu den Onkeln, und, da sie versagten, schließlich auch zu der reichen Tante Agnes, die er durch seine Rechenstunden vor trauriger Demütigung ihren Vorgesetzten und Schülerinnen gegenüber bewahrt hatte. Sie aber gab ihm die kühle Antwort: „Ich habe keine Kinder. Wer Kinder hat, mag dafür sorgen." Damit war sein Schicksal gesprochen, Robert mußte aufhören zu lernen und einen Broderwerb mit seiner Hand suchen! Als er etwa fünfzehn Jahre später die Aufnahme in den Freimaurerbund nachsuchte, erzählte er, wie üblich,

Digitized by Google

seinen Lebensgang und sagte, im Rückblick auf jenen entscheidenden Wendepunkt, da er von der ewigen Jugend des Altertums für immer Abschied nehmen mußte: „So mächtig mich auch damals die Sehnsucht festhielt am Wissen, ich war gezwungen, ein Handwerk zu erlernen, und trat dann nach vollendetem siebzehnten Jahre eine traurige Selbständigkeit an, indem die Kindespflicht mich hinaustrieb in das Leben, um meinen Eltern die Sorgen für meinen Unterhalt abzunehmen."

Robert begann nun zunächst bei einem Kölner Goldschmied die Lehrzeit, bekam hier aber drei Vierteljahre lang die Werkstatt kaum zu sehen, da er meist nur als Kinderwärter, höchstens als Küchenjunge verwendet wurde. Ebenso schlimm erging es ihm dann bei einem Gärtner und endlich bei einem Gelbgießer. Trotz der übelsten Behandlung, und obwohl der Meister obendrein den armen fleißgen Lehrjungen um eine feierlich versprochene und wohlverdiente Entschädigung für sechswöchige Nachtarbeit betrog, hielt Robert hier doch die ganze gesetzliche vierjährige Lehrzeit aus, bis er mit neunzehn Jahren, im November 1826 zum Gesellen gesprochen wurde. Er trat nun sofort die übliche Wanderfahrt an. Das „Reisejournal", das er während dieser Wanderjahre führt, verrät ungewöhnliches schriftstellerisches Talent und eine den Horizont eines Gelbgießergesellen weit überragende Bildung. Einer der Meister sagte ihm dann auch beim Abschied: „Obwohl Blum sich bei ihm, wie überall, honett betragen habe, passe er doch nicht zu einem Handwerksmann; er solle lieber ein Federfuchser werden." Dieses Wort enthielt gewiß viel Wahres, zumal da Roberts schwache Augen ihn für feinere Arbeit weniger tauglich machten und ihm also den lohnendsten Verdienst versagten. Aber dennoch enthielt dieses Wort — zumal da es sich mit Roberts ehrlich prüfender Selbsterkenntnis deckte — die Feststellung der unendlich schmerzlichen Tatsache, daß er seinen Beruf verfehlt habe, während ihm doch zu der seinen Gaben entsprechenden Laufbahn, dem freien Schaffen mit der Feder, sowohl das Wissen als die Mittel zur Fortbildung mangelten. Nur die Wanderung durch einen guten Teil des schönen Rheingaus: von Köln nach Bonn und von hier bis Koblenz, dann auf demselben Wege nach Köln zurück und sodann von Köln über Opladen nach Elberfeld und Barmen, bot der Erinnerung nur Erfreuliches. Am 6. Juni 1827 traf Robert wieder bei den Seinen in Köln ein mit der niederbeugenden Gewißheit, daß ihn sein Handwerk nicht ernähren könne.

Digitized by Google

Aber gerade in dieser verzweifelten Lage schenkte ihm zum ersten Mal in seinem Leben das Glück volle Gunst. Ein Herr J. W. Schmitz in Köln, der die vor Kurzem eingeführten Straßenlaternen mit einem Licht an die größten deutschen Städte lieferte, suchte in der Zeitung „einen jungen Mann mit hinlänglichen Schulkenntnissen, der in Arbeiten in Metallen erfahren und geneigt sei, Arbeiten zu beaufsichtigen und selbst mit zu arbeiten." Robert bot sich sofort an und wurde sogleich angenommen. Als seine Mutter, dem unerhofften Glück des Sohnes noch kaum trauend, auch herbeieilte, um einen „Akkord" mit Schmitz zu machen, sagte dieser: „Liebe Frau, es bedarf keines Akkords. Ich habe in Ihrem Sohne einen Schatz gefunden. Ich kenne ihn erst sehr kurze Zeit, aber ich habe seine herrlichen Eigenschaften erkannt, und weiß sie zu würdigen. Für die Beschäftigung, zu der ich ihn anfangs anzunehmen gedachte, ist er zu gut. Seine Ausbildung und seine Zukunft nehme ich auf mich. Ich habe ihn lieb gewonnen."

Diese Anstellung, die vom 8. Juni 1827 bis 9. August 1830 dauerte und nur deshalb aufgehoben wurde, weil Schmitz mit seinen Rüböllaternen nicht mehr gegen das immer weiter sich ausbreitende Gas sich zu behaupten vermochte, und dabei fast zahlungsunfähig wurde, war nun für Roberts Entwickelung von größter Bedeutung. Denn zunächst waren diese drei Jahre die ersten sorgenfreien seines Lebens. Er erhielt von Schmitz seinen ganzen Lebensunterhalt und außerdem — zuletzt, 1830, — noch fünf Taler Gehalt im Monat, eine Summe, mit der Robert alle seine Bedürfnisse reichlich bestreiten und außerdem noch die Seinen unterstützen konnte. Sodann aber gewann der junge Mann in dieser Stellung das köstlichste: Vertrauen zu sich selbst, da sein Herr ihm dieses verdientermaßen in reicher Fülle zuwendete. Denn Robert Blum erledigte auch die verwickeltsten Aufträge und Arbeiten zu seines Herrn vollster Zufriedenheit. Er betätigte soviel Treue, Fleiß und Eifer, so glückliche Auffassungsgabe und solches Talent zu eigener schöpferischer Leistung, daß Schmitz ganz erstaunt war. Endlich aber bot diese Anstellung dem jungen Blum Gelegenheit, einen großen Teil Deutschlands, die Rhein- und Mainlande, Rheinhessen, Baden, Württemberg, Bayern, die Lande zwischen Köln und Berlin kennen zu lernen, unter behaglichen Verhältnissen, in Jahren, die für die Beobachtung und für die Eindrücke neuer Erscheinungen die günstigsten sind. Diese Reisen gestatteten Robert, die ganze Herrlichkeit des neuen München kennen zu lernen. Er hatte dort sogar mit dem kunstsinnigen König

Digitized by Google

Ludwig I. ein langes Gespräch und beschäftigte sich viel mit Philosophie, wie er denn überhaupt zur Förderung seines Heißhungers nach Büchern und Wissen bei seinem Herrn einen gütigen Gönner fand. In allen Freistunden und manche Nacht hindurch arbeitete er unabläßig an der Ausfüllung der Lücken seiner Bildung, seines Wissens. Die ersten Anfänge einer eigenen Bibliothek wurden in diesen Jahren gelegt. In Berlin vollends, wohin Robert im November 1828 über Iserlohn, Paderborn, Kassel, Minden, Göttingen, Gotha, Erfurt, Weimar, Lützen, Wittenberg reiste, durfte er gar bis zum August 1830 verbleiben und die Vorlesungen an der Hochschule besuchen. Alles das machte jene drei Jahre zu den bedeutsamsten und förderlichsten seiner Jugend. Und obwohl Schmitz in der Drangsal seines geschäftlichen Niedergangs dem treuen Geschäftsführer übel lohnte und das gute Verhältnis mit einem Mißklang abbrach, so hat ihn Robert Blum doch allezeit dankbar in hohen Ehren gehalten.

Vorläufig freilich langte Robert, von Berlin nach Köln zu Fuß wandernd, am 22. August 1830 wieder „brodlos" bei den Seinigen an. Die Familie hatte sich inzwischen durch zwei 1819 und 1827 geborene Stiefschwestern Roberts vermehrt. Hier durfte er also nicht zur Last fallen. So nahm er denn am 1. Oktober 1830 bei dem Schauspieldirektor Ringelhardt in Köln die Stelle eines Theaterdieners an, mit zehn Talern Monatsgehalt und fünf Talern Neujahrsgeschenk. Davon gab er monatlich sechs Taler an die Eltern ab. Die Niedrigkeit des Dienstes und Auskommens war ein tiefer Sturz von der Höhe der freien, angenehmen Stellung bei Schmitz, zumal da Ringelhardt, in der üblen Laune über den schlechten Geschäftsgang, seinen Theaterdiener, wenn auch ohne alle verletzende Schärfe, vertragsmäßig nur als einen der untersten Angestellten seiner Bühne behandelte. Robert Blum aber verschaffte sich auch in dieser niedrigen Enge aus eigener Kraft ein besseres, ja fast ideal-befriedigendes Dasein. Denn nicht vergeblich hatte er die drei vorangehenden Jahre hindurch an seinem Wissen und Erkennen fleißig gearbeitet und tausend gewaltige Eindrücke in sich aufgenommen. Dieses todliegende Kapitel mußte zinstragend angelegt und umgesetzt werden. Der Kölner Theaterdiener fing also an zu dichten: schwungvolle und satirisch-patriotische Lieder der Zeit, Epigramme und Xenien, namentlich aber viele Dramen aller Gattungen. Seine lyrisch-satirischen Erzeugnisse fanden sofort Aufnahme in Saphirs

Digitized by Google

„Schnellpost" und in Kölnischen Zeitungen und verbesserten sein Gehalt. Die Dramen dagegen dichtete er zu eigenem Genuß und sie „schimmelten" — wie Ernst Keil später von seinen Verlags-„Krebsen" zu sagen pflegte — „der Unsterblichkeit entgegen". Aber die durch seine Dichtungen gewonnene Verbindung mit den Kölner Zeitungen nutzte Blum auch für seinen „Direktor" hochsinnig aus, indem er gegen Ende des Jahres 1830 in einem der gelesensten Blätter Kölns namenlos eine Reihe von Artikeln schrieb, welche das redliche Streben Ringelhardts und die drückenden Abgaben, mit denen sein Unternehmen belastet war, voller Sachkenntnis darlegte. Der Direktor war überaus erstaunt, als er erfuhr, daß diese warme Verteidigung seiner Interessen aus der Feder seines — Theaterdieners geflossen sei, erwies ihm fortan alles Liebe und Gute und bot ihm namentlich die Theaterbibliothek zu freiester Benutzung an, in der Blum fortan nun in der Tat wahrhaft schwelgte.

In Köln aber machte Ringelhardt doch zu schlechte Geschäfte. So hatte er denn vom Sommer 1832 an das Stadttheater in Leipzig übernommen, wohin Blum Mitte Juli als Theaterdiener folgen sollte. Inzwischen aber liefen zwei andere günstigere Anerbieten bei Blum ein, die er Ringelhardt mitteilte. Darauf bot dieser ihm die Stellung als „Theatersekretär, Bibliothekar und Kassenassistent" mit 200 Taler Jahresgehalt an, die am 15. Juli 1832 anzutreten sei. Blum sagte zu und begab sich von Köln aus zur bestimmten Zeit nach jener Stadt, welche die Wiege seines Glückes und Ruhmes werden sollte. „Sie können mit Vertrauen zu mir kommen, auch finden Sie hier ein anderes Leben und Treiben als in Köln," hatte Ringelhardt zuvor ermunternd geschrieben. Und Blum fand diese Worte in Leipzig voll bewahrheitet.

Denn hier war mit der Verleihung der Verfassung von 1831 vor Allem ein reges politisches Leben aufgegangen, das Blum ungemein fesselte. Das kräftige Bürgertum der Stadt ergriff von allen Freiheiten und Fortschritten: Der Verfassung, der Städteordnung, dem großen deutschen Verbande des Zollvereins freudig Besitz und gebrauchte sie aufs beste. Das rege und vielseitige geistige Leben der Stadt führte gerade in jenen Jahren eine große Zahl bedeutender Männer: Schriftsteller, Musiker, Gelehrte, Buchhändler, Künstler, Redakteure nach Leipzig, mit denen allen Blum bekannt und größtenteils befreundet wurde. Durch diese Bekanntschaften und die Tüchtigkeit und Eigentümlichkeit seiner schriftstellerischen

Digitized by Google

Leistungen in Vers und Prosa eroberte sich Blum schon zu Anfang seines Leipziger Aufenthaltes den Zutritt als Mitarbeiter zu den gelesensten Zeitschriften jener Tage und bezog daraus ganz erhebliche Honorare. Der große Pflichtenkreis seiner dienstlichen Stellung am Theater brachte ihn überdies mit allen Kreisen der Gesellschaft in Berührung, die alle seinen Fleiß, seine Einsicht und idealen Anschauungen gleichmäßig schätzten. In dem Streben, das Leipziger Theater zu einer Pflanzstätte reinster künstlerischer Bestrebungen und Darstellungskunst zu machen, erfreute sich Direktor Ringelhardt der kräftigsten Unterstützung seines Sekretärs sowohl als des Leipziger Publikums. Die Prologe, die bei wichtigen, festlichen Vorstellungen gesprochen werden, sind meist von Blum verfaßt. Auch die Bühnen von Dresden, Meiningen, Magdeburg usw. ersuchten ihn um Prologe und honorierten sie anständig. Die Leipziger Handels- und Buchhändlermessen, die Erbauung der ersten größeren deutschen Eisenbahn von Leipzig nach Dresden, die Bereisung dieser Bahn und der Sächsischen Schweiz auf seiner ersten Ferienreise (Juni 1835) regten Blums vollstes Interesse an, wie äußerst lebendige Schilderungen aus seiner Feder beweisen. Zu Anfang des Jahres 1836 trat er auch der Freimaurerloge bei, in der er sich anfänglich sehr beglückt fühlte. Aus der „biographischen Skizze", die er, den Satzungen des Bundes entsprechend, vor seiner Aufnahme einreichte, mögen hier nur folgende für seinen Lebensgang und seine Weltanschauung höchst bezeichnenden Sätze stehen: „Mein Bildungsgang ist der eines Menschen, den ein widriges Schicksal in seiner Entwickelung hemmt und zurückstößt. Der Durst nach Wissen, vom zwölften bis achtzehnten Jahre unterdrückt durch Mühen und Arbeit, erwachte erst dann wieder, als es zu spät war, die mangelnden Grundelemente in die Seele zu legen, und nur mit großer Mühe und anhaltendem Fleiße ist es mir gelungen, das Versäumte einigermaßen nachzuholen. Noch jetzt füllen Studien alle meine Mußestunden aus, und meine größte Freude besteht darin, meine geringen Kenntnisse allmählich zu erweitern, und wenn mir das Glück zu Teil wird, als Mitglied eines Bundes aufgenommen zu werden, der die schönsten geistigen Kräfte in sich vereint, so hoffe ich davon vertrauensvoll einen wesentlichen Einfluß auf meine geistige und sittliche Vervollkommnung, nach der ich stets aus allen Kräften ringen werde." Er sieht in dem Bunde wohnen „die wahre Freiheit und Gleichheit, an welcher der Lichtblick des Denkers hängt, als an dem Ideale menschlicher Glückseligkeit: nicht jene Frei-

Digitized by Google

heit, die auf den Trümmern der vernichteten sozialen Zustände ein blutiges Banner schwingt und der unglücklichen Menschheit Gleichheit gibt, indem sie allen gleiches Elend bereitet; sondern jene Freiheit, die ein Kind ist des Lichtes und des Rechts, der Ruhe und des Friedens, und die nur dann allen Menschen gleiche Glückseligkeit geben kann und wird, wenn sie Alle aus allen Kräften an ihrer sittlichen Vervollkommnung arbeiten und festhalten an der Tugend, ohne welche keine Freiheit möglich ist."

Blums Bemühungen war vornehmlich zu danken, daß die Einweihung des Gustav-Adolf-Denkmals in Lützen am 6. November 1837 zu einem großartigen Vaterländischen Volksfeste wurde. Und als von den edeln „Göttinger Sieben", die am 17. November 1837 gegen den Eid- und Verfassungsbruch des Königs von Hannover protestiert hatten, ihrer Professuren rechtswidrig entsetzt und aus Göttingen vertrieben worden waren, Dahlmann und Albrecht nach Leipzig kamen, da hielt Robert Blum an der Spitze von hunderten schlichter Bürger ihnen eine herzbewegende Ansprache. Es war seine erste öffentliche Rede.

Seine Einkommensverhältnisse waren jetzt sichere und durchaus befriedigende. Nach Köln konnte er den Seinen erhebliche Unterstützungen senden. So durfte er denn ohne Bedenken dazu schreiten, den eigenen Herd zu gründen. Am 21. Mai 1838 vermählte er sich mit der neunzehnjährigen Adelheid Mey, einem anmutigen schlichten Mädchen aus einem einfachen aber behäbigen Leipziger Bürgerhause. Der Vater besaß im Grün der Vorgärten der Dresdener Straße ein Häuschen, in dessen erstem Stock das junge Paar seit der Hochzeit wohnte. Ende Juni 1838 schlossen Blum und dessen Freunde Herloßsohn und Marggraff einen Verlagsvertrag mit den Verlegern Pierer in Altenburg und Karl Neymann in Berlin über die gemeinsame Herausgabe eines „Theater-Lexikons". Die Blum hierfür zufließenden Honorare und eine ihm unerwartet im August übertragene lohnende Arbeit machten dem jungen Paar möglich, nachträglich noch, Ende August, eine Hochzeitsreise nach Berlin anzutreten, das Adelheid schon längst gern besucht hätte. Aber die zweimalige lange, achtzehnstündige Postfahrt sowie die unendlichen Gastereien, welche die Freunde Roberts in Berlin boten, führten bei dem Zustand der jungen Frau einen verhängnisvollen Ausgang herbei. In Berlin schon fühlte sie sich unwohl. Ein herbeigerufener Arzt meinte, die Rückreise

Digitized by Google

könne unbedenklich gewagt werden. In Leipzig aber wurde Adelheids Krankheit immer schlimmer. Nach fünftägigem Leiden und Fieber trat am 29. August nachts eine Frühgeburt ein. Am 30. in den ersten Morgenstunden verschied sie, indem sie ihren Robert fest umschlungen hielt. Die ausgezeichnetsten Professoren der Universität, Braune und Jörg, hatten das blühende junge Leben nicht zu erhalten vermocht. Am 2. September wurde sie begraben, unter großer Beteiligung der Nachbarn, der Freunde, des Theaters. Der verwaiste Gatte war fast tiefsinnig vor Schmerz. Bis zu Visionen der Dahingeschiedenen und langen Gesprächen mit ihr steigerte sich sein aufgeregter Seelenzustand. Seine Briefe nach Köln aus diesen Tagen sind die schönsten Zeugnisse seiner tiefen, reinen innigen Liebe zu der Todten.

Die Arbeit allein war ihm langsame Trösterin in seinem Schmerz, dann auch der stille trauliche Verkehr mit bevorzugten Freunden, zu denen schon seit Jahren namentlich der Redakteur der Brockhausischen „Deutschen Allgemeinen Zeitung", Dr. Georg Günther, gehörte. In dem Junggesellenheim des Freundes im vierten Stockwerk von Aeckerleins Haus am Markt in Leipzig fand Robert Blum das Mädchen, das ihn nach seiner Empfindung allein trösten konnte über das so plötzlich vernichtete Liebesglück und ihm die verlorene Liebe wieder ersetzen konnte: die Schwester des Freundes, Eugenie Günther.

Sie war, wie schon berichtet, am 13. Februar 1810 geboren, in Penig in Sachsen, wo ihr Vater Kattunfabrikant und während der Kriegswirren 1812 und 1813 „Stadthauptmann" war. Die Mutter stammte mütterlicherseits von einer alten adeligen französischen Hugenottenfamilie ab. Im Jahre 1820 war er mit seiner zahlreichen Familie als technischer Leiter („Faktor") einer großen Kattunfabrik nach Prag übersiedelt, hatte sich dort mit Fleiß und Geschick zum selbständigen Fabrikanten gemacht und, als er 1834 starb, ein blühendes Geschäft hinterlassen. Leider bestimmte er, daß sein einziger Sohn Georg, der sich nach einem zwecklosen Studium in allen Fakultäten nur den Doktorhut ohne eigentliche Berufskenntnisse erworben hatte, das väterliche Geschäft fortführen solle. Durch Geschäftsunkenntnis und gutgläubiges Menschenvertrauen führte Georg die blühende Fabrik bald in den Bankrott. Er, die Mutter und die fünf Schwestern opferten ihr ganzes ererbtes Vermögen, um den Gläubigern gerecht zu werden. Die Mutter folgte dem Vater schon nach zwei Jahren im Tode. Drei der Schwestern

Digitized by Google

heirateten. Mit der älteren Emilie und der jüngeren Eugenie („Jenny") siedelte Georg 1836 nach Leipzig über. Eugenie war sorgfältig erzogen und gut belesen. Nach dem Zusammenbruch der väterlichen Firma hatte sie in guten Familien Prags Unterricht erteilt. Sehr lebhaften Geistes und von dem innigsten Gemütsleben erfüllt, brachte sie allen bewegenden Ideen der Zeit volles Interesse entgegen und war namentlich eine schwärmerische Freundin von Naturschönheiten. Ihre Bewegungen waren lebhaft und anmutig. Das dunkelbraune, gescheitelte Haar fiel in langen dichten Locken fast bis auf die Schultern. Die freundlichen braunen Augen sprachen ihr ganzes tiefes Gemüts- und Seelenleben aus, und die fröhliche Geistesfrische ihres Wesens ließ sie wesentlich jünger aussehen, als sie war.

Schon als Robert Blum in ihrer und ihres Bruders Gegenwart seine Hochzeit mit Adelheid Mey feierte, regte sich in ihrem Herzen ein Gefühl, als ob sie ein teures Gut für immer verliere. Als dann aber der so schnell und plötzlich zum Witwer Gewordene, fast täglich zum Bruder ging und mit diesem und ihr in stundenlangem Gespräch verweilte, da empfand sie die von Fanny Lewald noch 1848 bezeugte „dämonische Anziehungskraft" seiner gewaltigen, bannenden Natur. Blum hatte einen unschönen Sokrateskopf, grobe Züge, trotz der feinen Lippen, eine häßliche Nase. Aber wenn der flammende Geist diese unschöne Hülle belebte — und das tat er immer! —, wenn die Vollkraft seines Charakters und seiner Überzeugungen, die Tiefe seiner Empfindung und seines Gemütes, die Hoheit und Reinheit seiner Bestrebungen und Ziele in bezaubernder Rede gewaltig hervorbrach, dann fühlte Eugenie sich gebannt, umstrickt, und in banger Sorge um ihre Freiheit beschwor sie den Bruder: Diesem Blum nicht zu trauen, er könne es nicht ehrlich meinen! Georg aber „tobte und schimpfte auf sie", wie sie später bekannte. Bis dahin war noch kein Wort der Liebe zwischen ihr und Robert gesprochen worden. Aber die Mutter der armen todten Adelheid betrachtete gleichwohl die Besuche des verwittweten Schwiegersohnes bei der Tochter des vermeintlich „reichen Faktors", mit der er wohl eine „große Mariage" beabsichtige, voll verächtlichsten Mißtrauens und gab dies Robert auch mit gröbster unorthographischer Deutlichkeit brieflich zu erkennen. Robert teilte Georg den Inhalt dieser Briefe mit und beschwor ihn, die Schwester aus Leipzig zu entfernen, damit die erboste Alte nicht etwa Eugeniens Gefühle auch verletze. Der Bruder folgte dem Rate. Jenny erhielt von dem Gatten ihrer

Digitized by Google

jüngsten Schwester, ihrem Schwager Jost in Kappel bei Chemnitz die Einladung, dort wochenlang zuzubringen. Sie reiste am 5. Mai 1839 ab und blieb dort bis zum 21. Dezember. Begreiflicherweise war der Freund bei ihrer Abfahrt nicht zugegen. Aber er sandte ihr an die abgehende Post einen brieflichen Abschiedsgruß, der höflichkeitshalber eine Antwort aus Chemnitz erwarten ließ und den Anfang eines langen, überaus reizenden und gedankenreichen Briefwechsels bildet, in dem die beiden warmen Herzen sich bald aussprachen und fanden. Hier können natürlich nur wenige bezeichnende Stellen Platz finden.

Am 14. Mai hatte Robert der Freundin am Ende eines Briefes, der eine Reise nach Dresden und Tharand schildert und die Erfindung und Ausführung der Eisenbahnen preist, geschrieben: „Wie sollte der Mensch, der so großartige Dinge vollbringt, nicht augenblicklich das Joch zersprengen können, welches ihn drückt seit Jahrhunderten wenn er ernstlich wollte. Aber das ist das Schlimme, daß nur so wenige wollen". Eugenie schlug ihm darauf vor, nach Amerika zu ziehen, wenn ihm Europa unerträglich dünke. Er aber erwiederte am 14. Juni: „Nein, liebe Jenny, nach Amerika gehen wir nicht, wenigstens nicht, so lange noch ein Fünkchen Hoffnung vorhanden ist, für die Freiheit und einen besseren Zustand des Vaterlandes wirken zu können." Erst wenn die letzte Hoffnung verloren sei — „dann wollen wir wieder davon (von Amerika) reden, d. h., wenn wir dann noch können und nicht füsiliert sind. Das Wirken für die Freiheit und die Aussicht, die entfernte Hoffnung dazu ist äußerst reizend und wohl eines trübseligen Harrens wert. Aber ich glaube nicht, daß das Streben nach dieser heiligsten Pflicht ausschließt, daß wir uns das einmal unvermeidliche Harren so angenehm wie möglich machen; ja insofern eine das Herz und den Geist gleichmäßig befriedigende Existenz dazu dient, uns zu veredeln und unsere Kräfte zu stärken und zu entwickeln, so dürfte es nicht bloßer Egoismus sein, wenn wir trachten, uns eine solche Existenz zu begründen. Eine solche fehlt mir, und mein Herz sehnt sich danach mit aller Inbrunst, sehnt sich hinaus aus dem öden farb- und reizlosen Allein. — Können und wollen Sie's versuchen, mir einen stillen, freundlichen Tempel der glücklichen, anspruchslosen Häuslichkeit zu bauen und das traulichste Plätzchen darin nach eigener Wahl für sich zu behalten? ihn ganz und gar mit mir teilen, bis uns eine höhere Pflicht hinausruft in das rauhe Leben oder in das unerforschte Jenseits? Mit dieser einen gewichtigen Frage bin ich

Digitized by Google

erschöpft; ich lege Sie Ihnen trocken vor, ohne Schmuck, ohne Commentar. Sie kennen die Verhältnisse, Sie glauben den Menschen zu kennen. . . . Nun harre ich Ihrer Entscheidung entgegen; sagen Sie nein, so tun Sie das kurz, ohne Gründe, ohne Bedenken. Sie wissen, ich habe eine derbe Schule durchgemacht und kann etwas vertragen. . . . Lassen Sie, liebe Jenny, nicht zu lange zwischen Hoffnung und Furcht schweben Ihren Robert."

Eugenie begann ihre Antwort am 15. Juni mit den Worten: „Und ich sollte nein sagen?" und schloß: „Ewig Deine Eugenie."

„So ist denn mein Loos gefallen, und ich habe den glücklichsten Wurf getan," schreibt Blum am 16. zurück. „Mein Leben hat wieder ein Ziel, mein Streben einen erkannten Zweck, und die Mühen, die täglichen Begleiterinnen meines Lebens, werden süß und leicht in dem Hinblicke auf den Genuß ihrer Frucht." Er bittet sie dann, indem er ihr offenbart, wie schwer Frau Mey ihn gequält habe, noch den Sommer über in Chemnitz zu bleiben und ihm fortan „die süße Pflicht zu lassen, für Dich zu sorgen. Betrachte Dich als mein und nimm von mir Deine Bedürfnisse! Du erleichterst dadurch zugleich Deinem — nein unserem Bruder seine Lasten, deren er viele zu tragen hat, wie Du selbst am besten weißt. Also keinen Widerspruch, Weib, ich bin der Herr der Schöpfung und „soll Dein Herr sein" (die alte Ausgabe mit „Narr" wird confisciert). Gehorche".

Das Glück der Brautleute, die früher soviel Schweres durchzumachen gehabt, war natürlich — trotz ihrer langen persönlichen Trennung während des Brautstandes — unbeschreiblich groß und in dem Vollgefühl dieses Glückes schrieb Eugenie am 30. Juni an den Bräutigam: grade in ihrer Glückseligkeit sei ihr der Gedanke gekommen: „Wie, wenn du diesem Glücke jetzt entsagen müßtest." Er gab ihr darauf am 6. Juli eine Antwort, die eine ebenso seltsame Vorahnung seines tragischen Schicksals enthält wie das oben mitgeteilte Wort in seinem Liebeswerbungsschreiben vom 14. Juni: „Wenn wir dann noch können und nicht füsiliert sind." Er schrieb nämlich am 6. Juli: „Unsere Zeit, die mit furchtbarem Drucke nicht allein auf dem öffentlichen Leben lastet, sondern auch mit den Krallen der Tyrannei hineingreift in das Heiligtum der Familie und die zartesten Bande sprengt, ist wohl geeignet, uns mit derartigen Betrachtungen vertraut zu machen. Eugenie, wärst Du ein Weib wie tausend andere, ich würde Dir bei dieser Betrachtung sagen, tritt zurück! Da mir aber ein gütiges Geschick in Dir nicht

Digitized by Google

blos ein gutes und liebendes, sondern auch ein edles, denkendes, und des höchsten Aufschwunges fähiges Weib so unverdient zuführte, so schließe ich Dich mit um so größerer Inbrunst an das Herz und rufe Dir zu: „Laß uns genießen das süße Glück der Stunde; aber laß uns vorbereitet sein, daß die nächste Stunde Alles zertrümmern kann! Laß uns gestählt sein für die Leiden, die da kommen; ja, ich sage fast mit Zuversicht, kommen werden und nie vergessen, daß die neidischen Götter Opfer verlangen, ehe sie der Menschheit ersehnte Güter gewähren. Die Liebe sei uns dann der leuchtende Stern in dunkler Wetternacht. . . . Liebe und Freiheit sei uns ein unzertrennliches Zwillingsgestirn, dem wir folgen, auf welche Bahnen es uns auch führen mag! Du kannst nicht glauben, wie glücklich es mich macht, zu wissen, daß diese Worte in Deinem Herzen wiederklingen, daß Du das starke Mädchen bist, welches sie nicht allein mitzufühlen, sondern auch danach zu handeln vermag. Der Himmel weiß, warum ich unter allen Männern so bevorzugt bin, Dich gefunden, mir Deine Liebe errungen zu haben. Aber ich bin's und daß ich's bin, ist meine Seligkeit."

Dieser Brief war von einigen Geschenken begleitet. Eugenie schrieb darauf: „Du beschenkst mich so reich, und ich habe nichts, gar nichts, was ich Dir dagegen bringen kann, nicht einmal das, was man auch nur die bescheidenste Ausstattung eines Mädchens nennen kann." Außer in einem langen Briefe vom 13. Juli antwortete Robert auf diese Klage auch durch ein diesem Brief beigefügtes Gedicht, aus dem folgende Strophen hier Platz finden mögen:

„Du hättest nichts dem Bräutigam zu bieten
An Wert und Schmuck? Das tut mir wahrlich leid:
Man zieht solch inhaltleere Menschen-Nieten
Nicht gern in unsrer materiellen Zeit.
Und bringst Du mir nicht Heiratsgut und Schätze
An Silber, Gold und Perlen reichlich ein,
So sag' ich nach modernem Zeitgesetze:
Laß' ab von mir, mein Kind, es kann nicht sein!"

„Ja, Silber will ich!" fährt er fort: „Ich will das Silber innig wahrer Liebe, die sich als haltbar, ächt und rein bewährt."

Und Gold will ich! Zwar nicht das vielverfluchte,
Das in der Berge tiefen Gründen ruht;
An das des Menschen Habgier, die verruchte,
Die Seele setzt und Ehre, Recht und Blut; —

Digitized by Google

Ich will das Gold der felsenfesten Treue,
Das jeder Probe, auch der schärfsten steht;
Das Gold, das stets im Herzensschacht auf's Neue —
Wieviel man auch davon verbraucht — ersteht."

„Und Perlen will ich! . . . „Die Perlen heiliger Empfindung, des Mitgefühls bei Andrer Schmerz und Lust."

„Und daß zum Reichtum Reichtum sich geselle,
Biet' ich Dir — karg zwar — gleiche Mitgift dar;
Wir bergen für des Lebens Wechselfälle
Die Güter auf der Laren Hochaltar. —
Du hast und bringst mir reichlich diese Schätze!
Und wüßt' ich nicht, Du brächtest sie mir ein,
Dann nach dem ewigen Vernunftgesetze,
Sagt' ich: laß ab, es kann, es darf nicht sein!"

Nur einen Tag lang, am 19. Juli, konnte Robert die Braut in Kappel besuchen; und dabei mußten die Liebesleute, da ihre Verlobung noch geheim bleiben sollte, obendrein noch fremd tun, und dieses kurze Glück mußte mit 27 Stunden Postfahrt erkauft werden! Unmittelbar nach diesem Besuche stürzte sich Blum in „die ärgste Wühlerei" für die Sächsischen Landtagswahlen im Vogtland, dem Hauptsitze der liberalen Opposition. Seine wunderbare rednerische Begabung trat hier zum ersten Male in größeren Versammlungen glänzend hervor und er „fand hier" — wie er der Braut schreibt — „eine Aufnahme, die mich fast stolz machen könnte".

Eine noch weit bedeutsamere „Wühlerei" aber führte den Leipziger Theatersekretär im Oktober 1839 nach Frankfurt und Mainz. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als um das Zustandebringen einer dauernden Verbindung aller entschlossenen Liberalen ganz Deutschlands, namentlich der liberalen Abgeordneten aller deutschen Kammern. Da eine solche Verbindung nach damaligem Bundesrecht ohne weiteres als eine hochverräterische hätte zur Anklage gezogen werden können, so verkehrten alle Teilnehmer an dieser Verbindung — die im Oktober 1839 in Frankfurt und Mainz wirklich zustande kam — vor und nach jener ersten Begegnung brieflich immer so mit einander, als seien sie Mitarbeiter einer Zeitung oder eines „Geschäfts", oder als gälte es, noch neue „Literaten" oder „Mittel für das Geschäft" zu gewinnen, oder als handle es sich um einen Familientag, und die Mitglieder des Bundes — der Familie — erhalten in diesen Briefen auch wohl Kosenamen,

Digitized by Google

wie Blum denn z. B. den Führer der Badischen Liberalen, Adam v. Itzstein auf Hallgarten, „meinen alten Onkel Hallgarten bei Ostrich am Rhein" nennt. Blum war einer der eifrigsten „Wühler" dieser Familie. Die Mitglieder des Bundes trafen sich fortan alljährlich, bald auf Itzsteins Gut Hallgarten, bald bei Blum in Leipzig, bald bei den Kasseler Freunden usw. Und an diesen Zusammenkünften nahmen Liberale und Radikale, Nord- und Süddeutsche bis zu Ausgang des Jahres 1847 gleich eifrig und zahlreich teil.

Leider besaß Robert Blum nicht Zeit und Mittel genug, um bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Mainz, im Oktober 1839, die Seinigen in Köln zu besuchen. Dieser Verzicht fiel seinem Herzen ungemein schwer. Im Dezember kehrte dann die Braut aus Kappel nach Leipzig zurück. Und nun wurde die Verlobung öffentlich bekannt gemacht. In diese Zeit fällt ein köstlicher Vorfall. Ein guter Prager Freund der Familie Günther hat die Anzeige der Verlobung schon erhalten, ehe sie veröffentlicht ist und kommt nach Leipzig, um hier u. A. auch die Bekanntschaft Robert Blums, des Bräutigams der Schwester seines Freundes Georg Günther zu machen. Er sucht den Theatersekretär natürlich im Theater auf, trifft Blum aber nicht und bittet einen Schauspieler, der ein „intimer Freund" Blums zu sein versichert, die Glückwünsche des Herrn R. aus Prag zu Herrn Blums Verlobung mit Fräulein Günther auszurichten. Der „intime" Mime denkt, es handle sich um die neue reizende Soubrette des Theaters, Frl. Günther, und erwiedert kühl. „So? Ist die jetzt mit Herrn Sekretär Blum verlobt? Da will ich mich eilen, Ihre Glückwünsche auszurichten. Denn die hat fast jeden Tag einen andern Bräutigam". — „Mein Gott — muß die sich verändert haben!" ruft Freund R. entsetzt und verläßt den Leipziger Musentempel. Man kann sich dann unschwer Georg Günthers Verblüffung ausmalen, wie der Freund ihm behutsam und schonend zunächst unter vier Augen naht, um ihm des alten Freundes Beileid zu der „entsetzlichen Veränderung" der Schwester auszusprechen — und dann die ungeheure Heiterkeit der Freunde, der Geschwister Günther und des Brautpaares, als das Mißverständnis sich aufklärte.

Um in Sachsen heiraten zu können, hatte der Kölner Robert Blum, schon bei seiner Verlobung mit Adelheid Mey, die sächsische Staatsangehörigkeit erwerben müssen. Der einfachste Weg hierzu war der Kauf eines Grundstückes in Sachsen. Blum hatte für dieses

Digitized by Google

Besitztum am 20. April 1838 die Summe von 126 Thl. 6 Gr. an „Kaufgeld für das Haus und Kosten" ausgegeben. Es war eine Bretterbude in der Nähe Leipzigs. „Hausbesitzer" in diesem überaus bescheidenen Sinne war er auch noch, als er sich am 29. April 1840 mit seiner Eugenie in der Kirche zu St. Thekla bei Leipzig trauen ließ. Ebenda vermählte sich am nämlichen Tage Georg Günther mit der schönen geistvollen Lina Böhme.

Zweites Kapitel.

Kindheit.
(1841—1848.)

Ein furchtbares Unwetter tobte in den Stunden, da ich, nach einem todten Zwillingsschwesterchen, am 8. Juni 1841 geboren wurde. Die gute Mutter erholte sich von dem schweren ersten Wochenbett sehr langsam. Ich war anfangs ein schwächliches Kind, bei der Geburt am ganzen Leibe mit Haaren bedeckt, welche die Hebamme „durch Einreiben mit Sauerteig" beseitigte. Obwohl der Vater sich von der katholischen Kirche noch nicht völlig losgesagt hatte, ließen mich die Eltern doch protestantisch — evangelisch-lutherisch, nach der Konfession der Mutter — taufen. Ich erhielt die Namen Hans (Johannes) Georg Maximilian und wurde Hans gerufen. Im Grunde war dieser Rufname mir nur durch einen Irrtum des Vaters zu Teil geworden. Er hatte nämlich seinen väterlichen Freund v. Itzstein, den Führer der Liberalen in der badischen Kammer gebeten, die Patenschaft bei mir zu übernehmen und wollte mir Itzsteins Rufnamen geben, in der Meinung, daß der freundlich zusagende Pate Hans heiße; er hieß aber Adam! Itzstein sandte als Patengeschenk eine wertvolle, ganz flache, goldene Repetieruhr mit silbernem Zifferblatt, die ich heute noch trage, ein Meisterwerk damaliger Genfer Technik. Auf der goldenen Außenschale ist die Nachbildung eines Stahlstiches eingraviert, der in jener gefühlvollen Zeit sehr beliebt war und wohl ursprünglich zur Illustration einer rührenden Erzählung diente: ein junges Mädchen schließt, im Vordergrunde einer bergigen, auch mit einer Ruine

Digitized by Google

gezierten Gegend, knieend ein zahmes Reh in die Arme, das ein Wolf bedroht, der im Mittelgrunde zur Linken eben über einen Sturzbach setzen will. Doch vom Waldessaum zur Rechten des Mittelgrundes naht schon der liebende Jäger, der, gleich seinem Kollegen im „Nachtlager von Granada", das Untier sicher erlegen wird. Für eine Uhr war das Bildchen übrigens nicht so übel gewählt. Denn bei einigem Nachdenken konnte man ihm die Mahnung entnehmen: „Thue alles zu rechter Zeit". Erst aus der schriftlichen Widmung, welche diese Sendung begleitete: „Seinem lieben Patchen Adam Blum v. Itzstein" ersah mein Vater seinen Irrtum. Aber es war nun zu spät, und im Grunde war er froh, mich nicht Adam rufen zu müssen; der Name gefiel beiden Eltern gar nicht. Wer will auch seinem Kinde die Verantwortung auferlegen, sich entweder zum „ersten Menschen" aufzuschwingen oder den ganzen Tag an Sündenfall und Erbsünde erinnert zu werden? Und dann hätte doch wohl auch das erste zu erwartende Töchterchen Eva heißen müssen? Oder mindestens die künftige Frau.

Der fast ländliche Aufenthalt, den der große Garten hinter dem von den Eltern bewohnten Häuschen bot, und die gesunde Luft dort ließen mich zu ihrer Freude rasch gedeihen. Ich lernte sehr früh laufen und sprechen. Meine Behändigkeit im Laufen und Klettern war der Mutter manchmal besorgniserregend. In dem furchtbar heißen Sommer 1842 lief ich den ganzen Tag nur mit dem Hemdchen bekleidet im Garten umher. Aber an kühleren Tagen steckte man mich natürlich in ein langes Kleidchen, in Strümpfe und Schuhe. Und an einem solchen Tage, zu Ende des Sommers 1842, saß meine gute Mutter auf dem Balkon des ersten Stockes und nähte an einer neuen Kinderausstattung — denn am 29. September wurde mein Bruder Richard geboren. An den Balkon hatte der Vater vom Garten aus eine Leiter angelehnt und stehen lassen, um in seinen Mußestunden an dem grünen Pflanzenbehang des Balkons herumzuschneiden. Auf einmal hört die Mutter dicht unter dem Balkon, wie aus der freien Luft, mein Stimmchen: „Mutter, Mutter, sieh mal, wo ich bin!" Und gleich darauf taucht mein blondes Köpfchen schon an der Spitze der Leiter über den Fußboden des Balkons auf. Das Gesichtchen drückt behaglichste Befriedigung über die vollendete turnerische Leistung aus, und die Aermchen erfassen schon die Latten des Balkons, in dem unzweifelhaften Bestreben, den Versuch zu wagen, den kleinen Körper von der letzten Leitersprosse nach dem Fußboden des Balkons hinüberzuziehen und

Digitized by Google

durch dessen Umzäunung hindurchzuzwängen. Die Mutter hat den Schreck nie vergessen, der sie bei diesem Anblick durchzuckte. Aber sie bewahrte und bewies die größte Geistesgegenwart, indem sie scheinbar freudig rief: „Ei, Du bist da heraufgestiegen, mein Hänsemännchen. Warte, ich hole Dich herein.“ Und in demselben Augenblick hob sie mich über die Brüstung des Balkons und preßte mich, während sie vor Aufregung einer Ohnmacht nahe war, mit leidenschaftlicher mütterlicher Inbrunst an sich. Obwohl die Erinnerungen meiner Mutter äußerst genau waren, und diese Szene später nicht gespielt haben kann, das wilde Tollen im bloßen Hemde und ohne Schuhe nur während des heißen Sommers 1842 möglich war und dem zarten Körper gewiß ungewöhnliche Kraft, Sicherheit und Behendigkeit gab, so habe ich doch jahrzehntelang später geglaubt, daß die gute Mutter sich etwa um ein Jahr zu meinen Gunsten verrechnet habe, wenn sie mir mit fünfviertel Jahren eine solche turnerische Leistung andichtete. Aber ich habe dann viel später hoch oben am Oeschinensee im Berner Oberland bei den Kindern des Sennen und abermals viel später bei meinen eigenen Enkelchen ähnliche Leistungen selbst mit Staunen erlebt, und ich zweifle nun nicht mehr.

In unserm Garten der „kleinen Funkenburg“ stand eine Menge von schlanken Obstbäumen, namentlich Aprikosen, an denen ich schüttelte, so gut es ging. Wenn sie aber nichts hergeben wollten, so hob ich die Händchen und sagte: „Bitte, bitte.“ Vermutlich verhalfen mir dann die Eltern einigermaßen zur Gewährung meines Wunsches, wenn sie es angemessen fanden. Ich half mir aber auch zur Befriedigung meines großen Appetites, wenn sie es nicht für angemessen fanden. Eines Tages hieß es, ich sei unwohl, und ich mußte irgend eine Brühe trinken oder löffeln, während die Eltern sich an meiner Leibspeise labten, frischer Wurst mit Linsen oder Erbsen. Traurig schied ich geräuschlos vom Grabe meiner Ernährungshoffnungen, indem ich in meinen sehr jungen und unnützen Gedanken überlegte: wir haben ja einen so guten Hund, der immer was Ordentliches vom Mittagessen der Eltern abkriegt, und der gute Hund wird nicht so schlecht gegen mich sein, wie die Rabeneltern. Richtig! Als meine Mutter kurz nach meinem Verschwinden fragte: „Aber Robert, wo ist denn unser Hans?“ Da fanden mich die Eltern am platten Erdboden auf dem Bauche vor der Hundeschüssel liegen und nach Kräften zulangen, während der biedere Hund auf der anderen Seite mehr nur platonisch an der Mahlzeit teilnahm.

Digitized by Google

Unauffällig wird man finden, daß es in unserem ziemlich tief gelegenen Garten in der „kleinen Funkenburg" viele Schnecken gab. Dagegen höchst merkwürdig war die Bestimmung, die ich ihnen zuwies. Der Vater hatte mir nämlich einmal die Leipzig-Dresdener Eisenbahn gezeigt. Dabei hatte die lange Reihe von Wagen, die sich gleichzeitig bewegten, den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Ich dachte mir nun, die Schnecken könnten das auch tun, wenn sie redlichen Willen hätten, sammelte ein Dutzend in dem Schürzchen und „rangierte" sie dann schön als Eisenbahnzug im Fenstersims unserer Wohnstube. Aber weder was Schnelligkeit noch was Ordnung anlangt, wollten sie dem mir, nicht ihnen, vorschwebenden Ideal irgendwie gerecht werden, so ermunternd ich auch dazu pfiff und schnaufte wie eine Lokomotive.

Mit dem Schäfer und seiner Herde, die täglich vor unserm Hause nach und vom Frankfurter Tor vorbeizogen, hatte ich innige Freundschaft geschlossen. Der Mann und seine Leithammel warteten immer auf den Knirps, der sie hochmütig ein Stück Wegs geleitete, wenn sie bei uns vorbeikamen. Noch mehr imponierten mir natürlich die Seiltänzer, die hinter unserm Garten zur Meßzeit in ihrem Goldflittergewand ihre Künste zeigten. Aber die Mutter hatte meine Klettergelüste noch in so schreckhafter Erinnerung, daß sie meinem Triebe der Nachahmung seiltänzerischer Kunst Genüge leistete, indem sie einen stärkeren Bindfaden zwischen zwei Stühlen auf dem Fußboden hinlaufen ließ und mir als Balancierstange ein Rohrstöckchen in die Hand gab, das sonst noch andere, weniger künstlerische Zwecke zu erfüllen hatte. Als Balancierstange aber erfüllte es seine idealste Bestimmung.

Nicht ohne Stolz kann ich feststellen, daß ich in diesem frühen Alter — freilich nur in diesem — die Feder eines großen Dichters, Hoffmanns von Fallersleben — des Dichters von „Deutschland, Deutschland über Alles" — zu einigen „Kinderliedern" angeregt habe, die in Musik gesetzt wurden. Der Dichter verkehrte schon damals, wie auch später, so oft er konnte, behaglich in unserm schlichten, kleinen Familienkreise. Wie hoch er schon damals meinen Vater schätzte, beweist das schöne Gedicht seiner Hand „An Robert Blum" vom 10. April 1842, das unser Familienarchiv bewahrt:

Ja, immer Friede mit den Guten,
Und mit den Bösen immer Krieg!
Herr, führ' uns in der Hölle Gluten,
Nur immer führ' uns, Herr, zum Sieg!

Digitized by Google

Laß Recht und Freiheit nicht verderben
Und fallen durch der Feinde Hand,
Laß lieber uns im Kampfe sterben,
Und rette Du das Vaterland!

Freilich sollte das gerade Gegenteil eintreten, und eigentlich natürlicherweise. Nicht der Dichter, sondern der Streiter für Deutschlands Einheit und Freiheit, Robert Blum, mußte „im Kampfe sterben".

Die persönlichen Verhältnisse des Vaters hatten sich inzwischen so günstig gestaltet, daß er sich 1843, allerdings mit geringer Anzahlung und zu recht billigem Preise, ein eigenes Hausgrundstück erwerben konnte, ein einstöckiges, einfaches aber hübsches weißes Haus mit flachem Zinkdach an der Eisenbahnstraße, No. 8, das letzte der Stadt gegen Osten, auf der linken Straßenseite, wie wir bisher das letzte zur Rechten gegen Westen bewohnt hatten. Der große Garten bot dem Vater reichliche Gelegenheit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, zum Graben und Pflanzen. Auch seiner Liebhaberei für die Züchtung edler Tauben konnte er hier behaglich nachgehen. Unmittelbar an den Garten nach Norden hin grenzten die Geleise der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Durch eine lebendige dichte Hecke und eine steile Böschung waren wir Kinder von der Todesgefahr der dahinrollenden Züge geschieden, die den ganzen Tag über unser lebhaftes Interesse in Anspruch nahmen. Aber die Hecke hatte auch undichte Stellen, durch die ein kleiner Kerl hindurchkriechen konnte. Und da auf der grünen Böschung nach den Schienen zu Ehrenpreis und andere Blumen in Fülle wuchsen, so kroch ich durch. Die gute Mutter strafte mich diesmal so wenig, als ich ihr die schönen, am Abhang des Todes gepflückten Blumen in den Schooß schüttete, wie sie es bei meiner verwegenen Kletterei auf den Balkon meines Geburtshauses getan hatte. Aber diesmal erkannte ich schon, daß sie über mein Tun ungewöhnlich erregt sei. Wenige Stunden später las sie mir ein Gedicht vor, das sie in ihrer mütterlichen Angst um mich niedergeschrieben hatte, die Geschichte eines ungehorsamen kleinen Jungen, der von der Eisenbahn beim Blumenpflücken zu Tode gefahren wird, und der Eindruck auf mich war so erschütternd, daß ich nie wieder gegen das elterliche Verbot frevelte.

In diesem eigenen Hause und Garten des Vaters erlebten und verträumten wir eine selige Kindheit. Des Vaters Pflanz-

Digitized by Google

arbeiten begeisterten mich, und ich durfte unter seiner Leitung am spitzen dreieckigen Winkel des Gartens gegen Neuschönefeld zu ein Apfelbäumchen pflanzen, das heute — nachdem das Grundstück, wie später erzählt werden soll, längst in anderen Besitz übergegangen — zu einem hohen stattlichen Baum herangewachsen ist. Der Garten enthielt viele Büsche von spanischem Flieder, und auf diesen saßen zur rechten Zeit große Ligusterraupen, deren Dasein wir Kinder an den „Norbeln" der Raupen auf dem Boden ausmittelten, und dann hatten wir die Raupen auf den Zweigen bald entdeckt und setzten sie gefangen, bis sie Schmetterlinge wurden.

Man sah hier nach Norden und Osten hin ebenso weit, wie zuvor von der Funkenburg aus nach Süden und Westen. Das regte den Wandertrieb mächtig an, und so oft ich durfte, machte ich mit den Eltern oder mit einem um etwa fünf Jahre älteren Freunde, Karl Hersing, der uns gegenüber wohnte und der Sohn eines im Dienste der Leipzig-Dresdener Eisenbahn verunglückten Schaffners oder Zugführers war, stundenlange Ausflüge über die Felder. Wenn es besonders heiß war, erhielten wir zusammen einen Groschen für Wegzehrung mit und durften uns dafür ein Glas Milch oder gemeinsam ein Glas „einfaches" Bier (Braunbier) kaufen. Außerdem begleitete ich die Mutter, die in Schönefeld während des Sommers früh Morgens kuhwarme Milch trank, durch die alte schöne Lindenallee täglich dorthin und zurück. Auch in den Straßen der Stadt war ich schon früh sehr bewandert, namentlich auf dem fast halbstündigem Wege, der von unserm entlegenen Hause an den Bahnhöfen vorüber und der Promenade entlang nach dem Theater führte, wo ich den Vater häufig aufsuchte, um ihm dringende Botschaften von zu Hause auszurichten, Besucher zu ihm zu führen oder auch nur, um ihn zum Mittagessen abzuholen und den Heimweg an seiner Seite zu machen. Die Gespräche, die er dann mit mir führte, waren immer ebenso belehrend als unterhaltend, mir höchst genußreich. Einmal wurde mir infolge meiner Wegkenntnis der ehrenvolle Auftrag zu teil, einem glühenden jugendlichen Verehrer des Vaters, einem Studenten aus Halle, den Weg zum Theater zu weisen, und als diese Aufgabe erfüllt war, drückte mir der junge Mann freundlichst einen rötlichen Neugroschen als Führerlohn in die Hand, den ich entrüstet zurückwies. „Du bist der Erste, der mich abführt!" sagte der Studiosus lachend zu mir fünf- oder sechsjährigem Knirps, und der Vater lachte dann auch herzlich über den Stolz seines Sohnes.

Digitized by Google

Dem häuslichen Unterricht der Eltern, die meinen Wissensdrang mit belehrenden Spielen, Erzählungen und Gesprächen nicht ausreichend befriedigen konnten, dankte ich schon mit etwa fünf Jahren die Kunst des Lesens und die Anfangsgründe des Schreibens. Jedenfalls war ich in diesen Kenntnissen schon ziemlich vorgeschritten, als ich zu Ostern 1847 in die unterste Klasse der Ersten Bürgerschule am Augustusplatz eintrat, die damals unter der trefflichen Leitung des Direktors Vogel stand — des Vaters jenes unglücklichen Afrikaforschers Dr. Vogel, der später in Wadelai ermordet wurde, und des Vaters der Elise Polko. Auch mein Klassenlehrer, Herr Vater, war ein ausgezeichneter Schulmann. Er war mit meinen Leistungen recht zufrieden. Schon vor dem Eintritt in die Schule hatte ich eine ziemlich große Rolle auswendig gelernt und auf dem Theater gespielt, die Rolle eines ungezogenen Jungen in der Posse „Ein Stündchen in der Schule". Die Rolle gelang mir vortrefflich und trug mir als Spielhonorar vom Theaterdirektor Schmidt — der seit 1844 an Ringelhardts Stelle getreten war, — eine schöne Flinte ein, auf der man Zündhütchen abfeuern konnte. Alle Jungens der Eisenbahnstraße beneideten mich darum. Der Theaterbesuch, den wir frei hatten, war für mich und den Freund Hersing der höchste Genuß. Wilhelm Tell hatte ich wiederholt gesehen, die Rolle des Walter Tell kannte ich fast auswendig und bat den Vater immer wieder, sie spielen zu dürfen. Aber ehe ich zur Schule ging, war die Rolle in den festen Händen irgend eines Schauspielerkindes, das seinen Eltern damit verdienen half. Und als ich Schuljunge war, ging das Theaterspielen nicht mehr an. Auch das Schaustück „Der Weltumsegler wider Willen" und die „Zauberflöte" hatte ich schon sehr früh gesehen und soweit möglich verstanden. Denn als Johannes Ronge, der Gründer des Deutschkatholizismus, im Jahre 1845 unser Gast war, und sich da gleich zwei Polizeidiener bei uns einstellten, um ihn nach seinen Papieren und Absichten auszufragen, und als dabei die Drei und mein Vater ziemlich lebhaft mehrfach um einen Stuhl herumschritten, da sagte ich enfant terrible ganz laut: „Das geht ja hier gerade zu wie in der Zauberflöte, da suchen sie auch Einen zu fassen."

Nach der Schule mußte ich immer eine oder zwei Stunden lang den ziemlich entlegenen Turnplatz im Geleit des treuen Hersing besuchen.

In dem eigenen Hause in der Eisenbahnstraße wurden den

Digitized by Google

Eltern noch zwei Kinder geboren: am 6. September 1845 das einzige Töchterchen, Ida, und am 22. Dezember 1847 wieder ein Knabe, Alfred. Die Mutter war von den fünf Entbindungen im Laufe von sechs Jahren*) recht geschwächt. Der Vater fürchtete längere Zeit, noch 1848, sie habe die Schwindsucht. Doch erwies sich diese schwere Sorge glücklicherweise als unbegründet. Mehrere Jahre lebte bei uns wie ein eigenes Kind des Hauses das älteste Töchterchen der ältesten Schwester meiner Mutter (Charlotte, „Tante Lotti", geb. 1800, einer oesterreichischen Beamtenwitwe), Marie Schmidt, die sechs Jahre älter war als ich und die wir immer wie eine Schwester liebten, obwohl sie schon in die Tanzstunde ging, als ich noch im ersten Schuljahr schwitzte. Sie war sehr brav, geschickt und fleißig, hatte aber angeblich diese guten Eigenschaften auch erst erwerben müssen. Denn als zu Anfang ihres Aufenthaltes bei uns meine Mutter ihr einmal trotz des verlockenden Rufes der Bretzeljungen auf der Straße: „Warme, Weeche, Warme, Weeche!" keine Bretzeln kaufen wollte, da lief Marie auf die Straße und erweckte durch ein kräftiges Gebrüll das Mitleid der Vorübergehenden. „Warum weinst Du denn so, Du armes Kind?" fragte sie ein Mann. „Weil mir meine garstige Tante keine „Warme, Weeche" kauft", schluchzte das gute Mariechen.

Zwei erschütternde Ereignisse aus diesen Kindheitsjahren sind mir unvergeßlich: der Tod der Gattin des Kapellmeisters Stegmayr vom Stadttheater, die mit ihrem Gemahl im ersten Stock unseres Hauses zur Miete wohnte, lange Zeit im Krankenstuhl durch unsern Garten gefahren wurde und in meinen Augen etwas Engelhaftes hatte. Als sie gestorben war, blickte ich in die lichten Abendwolken, die aufwärts zogen und fragte die Mutter: „Ist das die Seele der armen Frau Stegmayr?" Den zweiten unauslöschlich ernsten Eindruck der Kinderjahre hinterließ mir der furchtbare nächtliche Brand des Hotel de Pologne in Leipzig. Die Feuertrommeln und -Hörner, die Sturmglocken und der Lärm der Straße weckten mich. Der Vater sagte der Mutter, was der Aufruhr bedeute, und von Grausen erfaßt, stieg ich mit den Eltern auf unser flaches Zinkdach, sah den ganzen Himmel nach Westen gerötet, die flammende Lohe emporschießen und uns von tausend tanzenden Feuerfunken umringt, die von der Brandstätte, trotz der fast halbstündigen Entfernung unseres Hauses von derselben, über unser Dach und noch viel weiter nach Osten dahinsprühten.

*) Ein im Jahre 1844 geborenes Söhnchen war im ersten Jahre an der Bräune gestorben.

Digitized by Google

Hier muß über die Lebensschicksale des Vaters in derselben Frist von Jahren kurze Nachricht gegeben werden. Sein politisches Wirken und Ansehen war in diesen Jahren ungemein gewachsen. Schon 1840 hatte vornehmlich er der Leipziger Feier zur Erfindung der Buchdruckerkunst vor 400 Jahren das großartige Gepräge verliehen, das diesem Feste zu Teil ward, „als ein Fest der Gedankenfreiheit, mächtig zündend in den Gemütern der Teilnehmer.“*) Namentlich war das sinnige Festspiel im Theater von Rob. Blum erdacht. Im Winter 1840/41 gründete er den Schriftstellerverein in Leipzig, der die Schriftsteller und Gelehrten aller Richtungen — selbst den Censor Prof. Bülau! — zur gemeinsamen Wahrnehmung „aller der Verhältnisse, welche die Ehre und die Interessen des Schriftstellerstandes, der Literatur und der Presse angehen“, in sich vereinigte. Für weitere Kreise von noch größerer Bedeutung war die vornehmlich von Blum betriebene Gründung eines Schillervereins, der zum ersten Male 1840 den Geburtstag des großen Dichters festlich beging. Hier und an den folgenden Jahresfeiern trat die eigentümlichste Begabung Blums, seine gewaltige Rednergabe, so zündend zu Tage, daß selbst der ihm keineswegs sehr wohlwollende Verfasser der Sächsischen Geschichte Blum nachrühmt,**) er habe vorzüglich verstanden, „diesen Schillerfesten durch eine künstliche Mischung des politischen mit dem poetischen Element einen immer frischen Reiz und eine nicht unwichtige Einwirkung, besonders auf den niederen Bürgerstand zu verleihen“.

Was in diesen Festreden nur verhüllt oder andeutungsweise gesagt werden konnte, sprach Blum in der Presse um so rückhaltloser aus, namentlich in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“, die 1841 von Dresden nach Leipzig übersiedelten und hier der Leitung seines Schwagers Georg Günther unterstellt wurden. Sie wurden nun jahrelang in Sachsen und weit über Sachsens Grenzen hinaus das hervorragendste Organ des nationalen Liberalismus jener Tage, und Blum war ihr bedeutendster, zugkräftigster Mitarbeiter, und zwar stets im innigsten Einvernehmen und Zusammenwirken mit der liberalen Opposition des Sächsischen Landtages. Demselben Streben der Aufklärung und Vereinigung aller liberaldenkenden Männer diente Blums Unternehmen, billige politische Schriften herauszugeben. Die erste dieser Art war

*) Flathe, Sächs. Geschichte S. 526.
**) Flathe, ebenda.

Digitized by Google

das Lieferungswerk „Der Verfassungsfreund", das er, mit Fr. Steger vereint, von 1840 an erscheinen ließ, „um das Volk über wichtige Zeitfragen aufzuklären". In dem von Blum verfaßten „Vorwort" war gesagt: „Nach unserer innersten Überzeugung können wir nur Eines finden, das uns in Deutschland zur Einheit und zur Einigkeit zu führen vermag — die Durchbildung eines freien deutschen Verfassungslebens." Nur das vermöge „uns das Selbstbewußtsein zu verleihen, das uns lehrt, für jede, selbst die entfernteste Provinz wie ein Mann einzustehen, und für die Ehre des deutschen Namens, für die Wohlfahrt des Gesamtvaterlandes jeden Augenblick Blut und Leben zu opfern". Wie seltsam, daß auch Bismarck, der von so ganz anderen Anfängen und Anschauungen aus sein politisches Wirken begann, den ersten entscheidenden Schritt zur Verwirklichung der deutschen Einheit im Jahre 1866 eröffnete mit der Forderung eines gesamtdeutschen Parlaments, also der „Durchbildung eines freien deutschen Verfassungslebens" — wie Blum schon 1840 geweissagt und gefordert hatte. Doch schon das dritte, 1845 zum Druck vorbereitete Heft des „Verfassungsfreundes", das einen Artikel aus Blums Feder „über das Wesen der Presse" enthielt, wurde von der Zensur unterdrückt. Unentmutigt, ließ Blum jedoch nun von 1845 an mit Steger das „Taschenbuch Vorwärts" erscheinen, das in Prosa und Versen denselben Zwecken diente und ungemein volkstümlich wurde. Kein Wunder, da zu den politischen Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der Zeit: Welcker, Johann Jacoby, Heinrich Simon, Arnold Ruge usw. gehörten, zu den Dichtern aber Ludwig Uhland, Freiligrath, Fallersleben, Herwegh, Julius Mosen, Robert Prutz und viele Andere. Mit voller Siegeszuversicht rief Blum im ersten Hefte den Gegnern zu: „Den Geist der Zeit zwingt Ihr nicht!" Das Taschenbuch erschien denn auch in den Jahren 1845, 1845, 1846 und 1847 in stets wachsender Auflage. Nur 1844 wurde es von der sächsischen Reaktion unterdrückt.

Diese Reaktion wurde eingeleitet durch den Rücktritt des freisinnigen Ministeriums Lindenau am 1. September 1843 und durch die Erhebung des bisherigen Justizministers v. Könneritz an die Spitze des Ministeriums, und nun waren Blum und sein Freund Steger mit die Ersten, welche die Schläge der Reaktion zu kosten bekamen. Steger, der „Ausländer", d. h. Nichtsachse war, wurde aus Sachsen einfach ausgewiesen. Blum aber wurde angeklagt, im Januar 1843 in den „Vaterlandsblättern" einen Artikel

Digitized by Google

gegen das heimliche und schriftliche Strafverfahren veröffentlicht zu haben — den heute jeder deutsche Staatsanwalt und Richter in jedem Worte unterschreiben würde — und zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Im Gnadenwege wurde diese Freiheitsstrafe zur Hälfte in eine Geldstrafe von 20 Talern verwandelt, die übrigen vier Wochen aber mußte Blum absitzen. Er fing damit am 26. Oktober 1844 an, kam aber erst am 8. Dezember damit zu Ende, weil er inzwischen unter allen möglichen Vorwänden herausgelassen zu werden verlangte und herausgelassen wurde. Sogar dem Schillerfest präsidierte er während dieser Haftzeit, „und man hat mir zugejubelt, wie's selten Jemand geschehen ist".*) Aber auch das Gefängnis selbst muß sehr fidel gewesen sein. Denn aus demselben schreibt er der Schwester in dem nämlichen Briefe: „An Unterhaltung fehlt mir's nicht und die Freunde besuchen mich scharenweise. Da kommt tagtäglich ein Teil derselben, bringt mir ein anständiges Frühstück mit Weinen aller Art, und wir essen, trinken, lachen und singen ein paar Stunden zusammen. Abends kommt meine Frau von fünf bis acht, oft die Kinder, und so geht ein Tag nach dem andern hin."

Als im Jahre 1844 der Bischof Arnoldi von Trier wagte, den sogenannten „heiligen Rock" auszustellen, um eine große Wallfahrt nach Trier zu leiten und den Teilnehmern einen großen Ablaß zu bieten — da ging ein viel lauterer Schrei der Entrüstung durch die Welt, als da in unseren Tagen die Ausstellung dieser „Reliquie" wiederholt wurde. Am 15. August 1844 erschien in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" der offene Brief eines kathol. Priesters Johannes Ronge an den Bischof Arnoldi von Trier; in diesem Briefe wurde die Trierer Ausstellung „ein den Aberglauben und Fanatismus beförderndes Götzenfest" genannt. Am 22. August schied auch der Caplan Czerski in Schneidemühl mit einem Teile seiner Gemeinde aus der kathol. Kirche aus. Am 19. Oktober gründeten die Ausgetretenen eine neue Gemeinde. Dasselbe taten am 4. März 1845 die zahlreichen Breslauer Katholiken, die unter Führung des dortigen ordentlichen Professors des kanonischen Rechtes, des ehrwürdigen Regenbrecht, am 15. Dezember 1844 aus der katholischen Kirche ausgetreten waren. Sie nannten sich nun „Deutschkatholiken", zählten im März 1845 schon 1200 Mitglieder und beriefen Ronge zu ihrem Seelsorger.

*) Brief an die Schwester Gretchen am 23. November 1844.

Digitized by Google

In Sachsen stellte sich Blum an die Spitze der deutschkatholischen Bewegung, die anfangs große Fortschritte machte und auch in der protestantischen Bevölkerung viele Sympathien fand, da man dem neuen Reaktionsministerium und dem streng-katholischen Prinzen Johann — diesem allerdings zu Unrecht — die Absicht zuschrieb, gegen die Verfassung sogar die Jesuiten in das protestantische Land zurückrufen zu wollen. Blum beteiligte sich an dieser Bewegung aber wesentlich vom politischen, vom nationalen Standpunkt aus. Höchst merkwürdig ist, daß die Gründe, die er in einem Artikel der „Vaterlandsblätter" für die Notwendigkeit der Bekämpfung des Ultramontanismus, für die „Trennung von Rom" geltend machte, fast wörtlich sich mit jenen decken, die Bismarck schon als Frankfurter Bundestagsgesandter und dann als deutscher Reichskanzler im sog. „Kulturkampf" eben dafür geltend machte. So schrieb Blum Ausgangs 1844: „Unsere Väter haben den äußeren Feind bekämpft, der unser Vaterland unterjochte — Rom hat im Frieden seine Fremdherrschaft um so fester begründet. Der äußere Feind nährte und stärkte unsere Vaterlandsliebe und unser Nationalgefühl — Rom verdammt beides, wenn es seinen Interessen entgegen ist. Der äußere Feind hätte unsere staatliche Entwickelung befördern müssen — Rom duldet die gegenwärtige staatliche Gestaltung nur gezwungen und hat die ganze Grundlage unseres Staatslebens nicht anerkannt, ja zum Teil ausdrücklich verdammt." Unter Blums Leitung wurde in Leipzig am 12. Februar 1845 eine deutsch-katholische Gemeinde gegründet. Wesentlich sein Verdienst war auch, daß die verschiedenen Richtungen der gesamten deutsch-katholischen Bewegung Deutschlands sich auf dem „deutsch-katholischen Konzil" in Leipzig (25. bis 26. März 1845) über ein allgemeines Glaubensbekenntnis einigten. Selbstverständlich wurde Blum, der „Apostel", auch bei der frommgläubigen Mutter in Köln gehörig angeschwärzt. Sie aber schrieb in diesen Tagen an ihren Robert: „Hier redet man viel über Dich, ich aber bete für Dich, ist Deine Sache gerecht, so bitte ich Gott um seinen Beistand für Dich, ist es aber unrecht, so möge Gott Dir Deinen Verstand erleuchten und Dich zurückführen, ich kann nicht darüber urteilen, ich kann nur wünschen und beten."

Die reaktionäre Regierung Sachsens behandelte natürlich diese deutsch-katholische Bewegung mit derselben Ungunst wie alle Reformbestrebungen, die sich gerade in jenen Jahren auch in der prote-

Digitized by Google

stantischen Landeskirche lebhaft regten, während sie den ultramontanen Umtrieben wohlwollend entgegenkam. Und da Prinz Johann, wie bemerkt, als der Gönner und Förderer der Ultramontanen in Sachsen galt, wurden ihm, als er am 12. August 1845 in seiner Eigenschaft als General-Kommandant der Kommunalgarden des Königreichs über die Leipziger Bürgerwehr Heerschau abhielt, unliebsame Kundgebungen bereitet. Diese setzten sich vor dem Hotel des Prinzen (Hotel de Prusse) in den Abendstunden fort, während der Prinz mit seinem Hofstaat und seinen Gästen bei Tafel saß. Doch war der Prinz und seine Umgebung in keiner Weise gefährdet. Statt die Säuberung des großen Platzes der Bürgerwehr zu überlassen, die hierzu vollkommen bereit und gesetzlich allein befugt war, ließ der höchste Offizier in der Umgebung des Prinzen, Oberst v. Butlar, ein Bataillon Schützen aus der Kaserne holen und den Platz säubern. Nachdem dies mühelos geschehen war, ließen aber plötzlich drei Leutnants auf die an den Exzessen gar nicht beteiligte Menge harmloser Spaziergänger in den Promenaden mehrmals Rottenfeuer geben. Sieben Todte und zahlreiche Verwundete lagen in ihrem Blute. Unter den Todten ein Polizeibeamter, zwei Postsekretäre, ein alter Privatgelehrter, der dicht vor seinem Hause stand usw. Nicht ein Einziger von ihnen Allen war auch nur in die Nähe des Hotels gekommen.

Die Aufregung über diese Bluttat war ungeheuer. Auf Seitenwegen enteilte der Prinz *am andern Morgen* aus der Stadt. Wild gährte ganz Leipzig. Die Studenten bewaffneten sich, um die Schützen in der Kaserne anzugreifen, und so groß war die Kopflosigkeit der Behörden, daß sie denselben Studenten die Wahrung der Ordnung übertrugen. Diese Hüter der Ordnung beriefen für *den* 13. *August*, Nachmittags 2 Uhr eine große Studentenversammlung in das Schützenhaus, um darüber zu beraten, auf welchem Wege Leipzig für das vergossene Blut Genugtuung fordern und erhalten könne. Zu dieser Versammlung fanden sich etwa siebenhundert Studierende und etwa dreimal soviel Bürger ein. Die Leidenschaften der Tausende waren aufs höchste erregt. Die maßlosesten Vorschläge fanden den lautesten Beifall. Schließlich ward das Verlangen nach Rache um jeden Preis der herrschende Grundton der allgemeinen Stimmung — die Stadt konnte in den nächsten Stunden im Blute schwimmen! Da trat, „von seinen Freunden auf die Tribüne gedrängt und von der Versammlung mit dem lautesten Beifall

Digitized by Google

begrüßt, Robert Blum als Redner auf,"*) Er war in Geschäften einige Tage lang verreist gewesen, hatte eben erst am Bahnhof die Schreckenskunde der gestrigen Ereignisse vernommen und war sofort in die Versammlung des Schützenhauses geeilt. Er war der erste Redner, der in der allgemeinen Erregung die Losung auszugeben wagte: nur auf dem Boden des Gesetzes dürfe die Sühne für das vergossene Blut gefordert, müsse sie aber auch gewährt werden. Dieses Wort vereinte Alle um ihn, machte allem Streit ein Ende. Damit feierte seine mächtige Redegabe, sein klarer Blick und seine maßvolle Persönlichkeit unstreitig den bisher größten Triumpf seines Lebens. Denn er hat Leipzig damals vor der wildesten Anarchie und einem grauenvollen Blutbade bewahrt. Daß die Regierung der unglücklichen Stadt später nicht blos jede Sühne, sondern sogar jede Gerechtigkeit verweigern würde, konnte man selbst von einem Ministerium Könneritz nicht voraussehen. Leipzigs Bürgerschaft aber überreichte Blum an seinem Geburtstage 1845 eine künstlerisch ausgestattete Dankadresse und wählte ihn zu Ende des Jahres ins Stadtverordnetenkollegium. Aus ganz Sachsen, ja selbst aus dem fernen Baden trafen ähnliche Dankadressen bei Blum ein. Die aus Baden (Mannheim) war gemeinsam unterzeichnet von den Männern liberaler und radikaler Gesinnung, die sich schon wenige Jahre später bitter bekämpfen sollten: von Karl Mathy, Karl Welcker, v. Soiron, Bassermann, neben Itzstein, Hecker und Struve.

Da nach den Leipziger Augustereignissen alle Volksversammlungen in Sachsen verboten wurden, so gründete Blum den „Redeübungsverein" in Leipzig wie im Lande, dem man als geschlossenen Vereine nichts anhaben konnte. Und bei den meisten politischen Festen mußte Blum Reden halten oder ein Gedicht liefern. So entstand auch (zu Ende 1846) das schönste seiner patriotischen Lieder „Dem Vaterlande", das noch jetzt mit Recht in einem weitverbreiteten deutschen Kommersbuch steht und dessen Schlußstrophen lauten:

Der finstern Stürme blindes Wüten,
Das stark und mächtig rückwärts bläst,
Zerknicket nur die äußern Blüten,
Die Wurzel nicht, die tief und fest;
Drum muß es aus dem Herzen stammen,

*) So schreibt die gemäßigt liberale „D. Allg. Z." von Brockhaus vom 15. August 1844.

Digitized by Google

Wo seine Wurzel festgebannt,
Muß aus der tiefen Seele flammen
Das Eine Deutsche Vaterland.
So hebet denn nach deutscher Weise,
Der Traube goldnes Feuerblut,
Und weiht mit ihm im weiten Kreise
Dem Vaterlande Kraft und Gut:
Wir wollen treu und männlich weben
Ein unzertrennlich Bruderband!
Es soll in Kraft und Freiheit leben
Das Eine Deutsche Vaterland.

Am 8. Juli 1846 schrieb Blum seiner Mutter nach Köln: „Es kann kein politisches Fest in Sachsen mehr gefeiert werden, ohne mich; so meinen wenigstens die Leute. Auf die Dauer kann das allerdings nicht währen, denn teils kann ich meinem Direktor nicht zumuten, daß er mich jeden Augenblick fortläßt, teils paßt meine Theaterstellung nicht zu meiner öffentlichen. Es muß anders werden, aber freilich weiß ich nicht wie." Auch die Pflichten des Stadtverordneten, die Blum seit dem Beginn des Jahres 1846 auszuüben hatte, kosteten viel Zeit, nicht minder die Einführung und Verbreitung der „Constitutionellen Staatsbürgerzeitung", die seit April 1846 an die Stelle der von der Regierung unterdrückten „Vaterlandsblätter" getreten war. Damit waren zugleich finanzielle Sorgen in Blums Haushalt eingekehrt. Denn die „Vaterlandsblätter" hatten ihm bedeutende Honorare eingebracht. Da beschloß die Versammlung der liberalen deutschen Vaterlandsfreunde in Hallgarten im August 1846 die Begründung einer „Volksbuchhandlung auf Aktien" (richtiger Anteilsscheine, zu fünf Talern) unter Blums Leitung in Leipzig und unter der Firma Robert Blum & Comp. Die Sammlungen unter den Gesinnungsgenossen ergaben ein für den Anfang ausreichendes Kapital. Der treue Freund und Kampfgenosse Blums, der Verleger der „Vaterlandsblätter" und „Constit. Staatsbürgerzeitung", Robert Friese, erklärte sich bereit, als sachkundiger Teilhaber in das Geschäft einzutreten. Als die Vorbereitungen so weit gediehen waren, kündigte Blum dem Theaterdirektor Dr. Schmidt in freundschaftlichster Weise seine Stellung beim Theater für den 1. Juli 1847.

An diesem Tage wurde die neue Verlagsbuchhandlung Robert Blum & Comp. eröffnet. Gleich mit der Anzeige von

Digitized by Google

dem Entstehen der neuen Firma wurde auch das Hauptwerk des jungen Verlags: „Das Volkstümliche Handbuch der Staatswissenschaften und Politik; ein Staatslexikon für das Volk, herausgegeben von Robert Blum," angekündigt. Nur zum ersten Bande hat Blum eine größere Zahl von Beiträgen liefern können, da der zweite erst 1848 herauskam. Die zweifelhafte wissenschaftliche Bedeutung des Werkes soll hier nicht erörtert werden, zumal da der Herausgeber selbst nicht daran dachte, ein wissenschaftliches Werk zu unternehmen, es selbst verfassen zu können. Robert v. Mohl, der dem Werk mit Recht wissenschaftliche Bedeutung abspricht,*) erkennt aber doch an: „Dagegen kann ihm das Zeugnis, für den praktischen Zweck der Bestärkung und Vorbereitung der demokratischen Partei gut berechnet zu sein, nicht versagt werden." Mehr bezweckte Blum offenbar auch gar nicht mit dem Werke. Aber dasselbe bietet doch noch ein tieferes, geschichtliches Interesse! Denn hier vereinigte sich als Mitarbeiter ein guter Teil der Männer, die kein volles Jahr später die Linke des Frankfurter Parlaments bildeten; und hier in diesem Werke ist ihr politisches Glaubensbekenntniß, sowohl das liberale als das nationale, klar und leidenschaftslos ausgesprochen. Uns interessiert aber vor Allem das Urteil, das Blum in den von ihm selbst unterzeichneten Artikeln seines „Staatslexikons" über den Sozialismus und Kommunismus gefällt hat, zumal da die vaterlandslosen Revolutionäre, die heute in Deutschland zu dieser Fahne schwören, sich erdreisten, Robert Blum zu ihren „Genossen" zu zählen. Blum läßt aber nun**) von den „Lehren" des Sozialismus nur die gelten, die in Deutschland seither längst verwirklicht sind: „Gerechtere Verteilung der Güter der Erde, nicht durch Gewalt, sondern durch friedliche Ausgleichung; Erhebung der sogenannten unteren Klassen zu gleichem Menschenrecht und gleichem staatlichen Rechte" usw. Den Kommunismus dagegen erklärt er kurz „für naturwidrig und unmöglich". Das ganze Programm und die ganze Grundlage der Sozialdemokratie Deutschlands ruht aber auf dem Kommunismus, den der angebliche „Genosse" Robert Blum „für naturwidrig und unmöglich" erklärt. In der Geschichte sind unsere Roten „man swach", wie Unkel Bräsig sagt, sogar recht schwach. Aber das belästigt sie nicht.

---

*) Geschichte u. Literatur der Staatswissenschaften, Bd. I S. 163.
**) Staatslexikon, Bd. I S. 421–425.

Digitized by Google

Kaum hatte Robert Blum seines Glückes Schiff auf die neue Bahn des Buchhandels gelenkt, als der große Völkersturm des Jahres 1848 ausbrach.

Drittes Kapitel.

Das Jahr 1848 bis zur Reise des Vaters nach Wien. (17. Oktober.)

Kaum jemals ist das Geschick eines Familienhauptes für die Zukunft der Seinen so entscheidend gewesen, wie das tragische Geschick Robert Blums. Deshalb kann ich diese Lebenserinnerungen zunächst nicht anders fortsetzen, als indem ich des Vaters Anteil an der Bewegung des Jahres 1848 ganz kurz vortrage.

Zu Ende des Jahres 1847 war Blum vom Vertrauen seiner Leipziger Mitbürger zum (unbesoldeten) Stadtrat gewählt worden. Die Regierung aber versagte der Wahl die Bestätigung, so blieb er denn dem Stadtverordnetenkollegium erhalten, wo er eine den reaktionären sächsischen Machthabern noch weit unbequemere Tätigkeit entfaltete, als er jemals im Stadtrat hätte tun können. Sowie nämlich die Kunde von der Pariser Februarrevolution nach Leipzig gelangt war, wandte Blum alle Kraft und allen Einfluß mit dem größten Erfolg daran, daß alle Parteien und alle Klassen der Bevölkerung Leipzigs in vollster Einmütigkeit die erreichbaren nationalen und freisinnigen Forderungen bei der sächsischen Regierung durchsetzten und wochenlang ging er dabei Hand in Hand mit dem Führer des gemäßigten Liberalismus, Professor Biedermann. Schon am 1. März beschlossen die Stadtverordneten Leipzigs eine Adresse an den König zu richten, in der „eine Reorganisation der deutschen Bundesverfassung im Geist und nach den Bedürfnissen der Zeit, angebahnt durch die Entfesselung der Presse“ (Aufhebung der Zensur) „und die Berufung von Vertretern sämtlicher deutscher Völker an den Sitz des Bundestages“ verlangt wurde. Die Abordnung, welche diese Adresse in Dresden überreichte, und zu der auch Blum gehörte, wurde vom König wenig gnädig empfangen und mit harter Abweisung heimgeschickt. Als

Digitized by Google

die Deputation am Spätabend des 3. März von Dresden zurückgekehrt war, füllten den Marktplatz zu Leipzig Tausende in wilder Gährung, um den königlichen Bescheid zu hören. Erst als Robert Blum, dessen Stimme allein auf dem ganzen weiten Platz vernehmbar war, vom Balkon des Rathauses verkündete: daß er morgen in der Stadtverordnetenversammlung den Antrag stellen werde, der König möge das Ministerium entlassen, da dieses das Vertrauen des Volkes nicht besitze, brach ungeheurer Jubel und Beifall los, ging die Versammlung befriedigt auseinander.

Blum hielt Wort, und nun zeigte sich, daß die Leipziger Stadtverordnetenversammlung in jenen bewegten Tagen in Wahrheit das sächsische Parlament sei. Nach mannigfachen Winkelzügen der alten reaktionären Minister, und nachdem der ehrliche, wackere Minister v. Carlowitz von einer amtlichen Sendung nach Leipzig dem Könige die Meldung hinterbracht hatte, daß man in Leipzig nicht etwa blos einige „Schreier", sondern die ganze Stadt ohne Ausnahme gegen sich habe, der König von seinen Ratgebern also *getäuscht* sei, da entließ der König am 15. März den Minister Könneritz in Ungnade. Mit ihm nahm das ganze alte Ministerium die Entlassung. Die bisherigen Führer der Opposition, Braun und Georgi, wurden zur Bildung eines „*Märzministeriums*" berufen und übernahmen die Leitung und die Finanzen, der Leipziger Professor v. d. Pfordten das Äußere und Innere. Auch Blum, den ein großer Teil des Landes als Minister wünschte, hätte leicht ein Portefeuille erhalten können, aber er erklärte, daß nun, nach dem Sturze des alten Systems in Sachsen, seine ganze Tätigkeit Deutschland, den Vorarbeiten für das Deutsche Parlament gewidmet sein müsse. Alle Forderungen, um welche die sächsischen Liberalen seit länger als einem Jahrzehnt vergeblich gekämpft hatten, wurden jetzt in der Tat durch den König im neuen Programm der Regierung im reichsten Maße bewilligt, vor Allem „die zeitgemäßere Gestaltung des Deutschen Bundes mit Vertretung des Volkes bei demselben".

Diese deutschen Verfassungsfragen sollte ein „*Vorparlament*" in *Frankfurt* beraten, das aus Landtagsabgeordneten, aus den Erwählten größerer Städte und sonstigen Vertrauensmännern zusammengesetzt war. *Robert Blum reiste von Leipzig Ende März dahin ab, als Vertreter der Stadt Zwickau* in Sachsen, die ihn kurz vorher zum *Ehrenbürger* ernannt hatte. Vor seiner Abreise erschien noch eine starke *Abordnung aus dem sächsischen Gebirge bei ihm* in

Digitized by Google

Leipzig mit dem Machtgebot zahlreicher Volksversammlungen: „Der Bürger Blum müsse binnen längstens vierzehn Tagen die deutsche Republik von Frankfurt mitbringen." Der Bürger Blum richtete statt einer Antwort die verblüffende Frage an die Abordnung: ob die Herren an allen Orten, von denen sie herkämen, schon Feuerspritzen hätten? Und als diese Frage fast allerseits verneint wurde, erwiederte er gelassen: „Sagen Sie Ihren Auftraggebern, ehe jedes Dorf in Deutschland seine Feuerspritze habe, könne ich ihnen die deutsche Republik nicht besorgen." Ganz in demselben Sinne äußerte sich Robert Blum in seiner ersten Rede in Frankfurt in einer sehr bewegten Versammlung, nachdem zuvor alle Redner als ausgemacht angesehen hatten, daß Deutschland Republik werden müsse. Da sagte er: „Eine Republik könnte Deutschland schon werden — aber es fehlen uns die Republikaner!" Ehe Blum von Leipzig schied, hatte er auch einen großen Mittelpunkt seiner politischen Richtung geschaffen, den „Vaterlandsverein", der sich über das ganze Land verbreitete, aber durch Blums Freunde von Leipzig aus geleitet wurde. Der Verein zählte bei der ersten Generalversammlung Ende April schon vierzig Zweigvereine mit 12 000 Mitgliedern, Ende September hundert Vereine mit 30 000 Mitgliedern.

Unstreitig war die Republik Robert Blums Ideal einer Staatsverfassung und sogar das Ideal der gesamtdeutschen Staatsverfassung. Aber zur Durchführbarkeit dieser Staatsform in Deutschland fehlten nach seiner Meinung vorläufig die Republikaner. Lediglich die von allen deutschen Regierungen mit dem souveränen Rechte der Verfassunggebung für Deutschland ausgerüstete deutsche Nationalversammlung konnte über die künftige Regierungs- und Verfassungsform Deutschlands beschließen und damit entscheiden, ob sie die Gesinnung der Staatsbürger auf eine republikanische Staatsform gerichtet halte oder nicht. Wie in den stürmischen Leipziger Augusttagen 1845 verlangte Robert Blum also auch jetzt, daß die brennendste und wichtigste Frage des Bewegungsjahres, die deutsche Verfassungsfrage, *nur auf gesetzlichem Boden*, d. h. durch ordnungsmäßigen Beschluß der deutschen Nationalversammlung entschieden werde. Und eben deshalb *mißbilligte er aufs Schärfste jede bewaffnete revolutionäre Erhebung*, welche außerhalb des Parlaments, auf dem Wege der Gewalt, die republikanische Staatsform zu erzwingen versuchte. Von den Tagen an, da im April 1848 Hecker und Struve die Banner der Revolution im Badischen Seekreis und oberrheinischen Schwarz-

Digitized by Google

wald entfalteten, bis zu dem fluchwürdigen Angriff auf die Selbständigkeit der deutschen Nationalversammlung in den Frankfurter Septembertagen hat Robert Blum stets seine Stimme und seinen Einfluß gegen die Friedensstörer erhoben, die ihren Eigenwillen im Namen der Freiheit durchzusetzen versuchten. Aber durch diese maßvolle und einsichtige Haltung verwirkte er allmählich — namentlich in Sachsen — die Gunst und Liebe der Massen, die inzwischen unter radikalere und weniger zurückhaltende Leitung geraten waren. Und diese Erkenntnis veranlaßte wieder seinen verhängnisvollen Entschluß, die Wiener Reise anzutreten, von der er nicht mehr zurückkehren sollte. Zu diesen schweren politischen Sorgen gesellten sich während seines langen Frankfurter Aufenthaltes fast noch schwerere persönliche. Das junge Geschäft konnte ihn und die Seinen noch nicht ernähren. Die Abgeordnetendiäten vom Vorparlament reichten nicht einmal für ihn allein, geschweige denn für die Seinen. Gleichwohl erfüllte er seine vaterländische Pflicht in Frankfurt mit hingebender, unablässiger Treue und nur in den vertrauten Briefen an die Gattin kamen Klagen über die schweren Sorgen seines Daseins zum Ausdruck.

In den vier Sitzungen des Vorparlaments vom 31. März bis 3. April hat Robert Blum durch die Macht seines Organs, seiner Rede und durch seine maßvolle aber kräftige Haltung als Vizepräsident vorwiegend die Erfolge herbeigeführt, die errungen wurden. Denn der greise Präsident Mittermaier war keineswegs dazu veranlagt, die wilden Stürme zu bemeistern, welche die ungeberdige äußerste Linke unter Führung von Hecker und Struve heraufbeschworen. Sie fanden an Blums unerschütterlicher Ruhe und unbedingter Unterwerfung unter die Beschlüsse der Mehrheit, auch wenn diese nicht nach seinem Sinne waren, ihren Meister. Das Vorparlament hatte den radikalen Bruch mit der bundestäglichen Vergangenheit vollzogen, die Grundzüge des Wahlgesetzes zum deutschen Parlament beschlossen, und „das Prinzip der Volkssouveränität" durch Annahme des Antrages v. Soiron anerkannt: „Daß die Beschlußnahme über die künftige Verfassung Deutschlands einzig und allein der vom Volke zu erwählenden Nationalversammlung zu überlassen sei". Dagegen lehnte es die wilden Anträge der äußersten Linken — namentlich die Abschaffung aller erblichen Fürsten — ab und wählte in der letzten Sitzung am 3. April einen „Fünfzigerausschuß", der den Zusammentritt des deutschen Parlaments vorbereiten sollte. In

Digitized by Google

dieſen Ausſchuß wurde Blum nächſt Itzſtein und dem Öſterreicher Wiesner mit den meiſten Stimmen (435) gewählt. Alsdann wählte der Ausſchuß Soiron zum Präſidenten, Blum zum Vizepräſidenten.

Der Fünfzigerausſchuß hat vom 4. April bis zum Zuſammentritt der Nationalverſammlung am 18. Mai getagt und alle Beſchlüſſe des Vorparlaments bei allen Regierungen, auch der preußiſchen, zur Vollziehung gebracht. Einen großen Teil dieſer Zeit (vom 16. bis 28. April) mußte Blum zur Erledigung amtlicher Sendungen verwenden, die ihn nach Köln und Aachen führten, um dort ausgebrochene Unruhen zu dämpfen. Seine Geburtsſtadt Köln bereitete ihm den feierlichſten, herzlichſten Empfang. Vor ſechszehn Jahren war er als Ringelhardts „Jüngling für Alles" von hier ausgezogen, und nun kehrte er als Bevollmächtigter der volkstümlichſten Behörde Deutſchlands auf reichgeſchmücktem Dampfer zurück. Die Mutter und ſeine Schweſter Gretchen, die inzwiſchen geheiratet, hatte er in allen dieſen ſechszehn Jahren nicht wieder geſehen, und nun konnte er ihnen doch nur wenige Stunden widmen. Ach, und niemals wieder ſollte er ſie ſehen!

Während dieſer Abweſenheit Blums von Frankfurt hatten Hecker und Struve im badiſchen Oberland losgeſchlagen. Schon über ihr Benehmen im Vorparlament hatte Blum an die Gattin geſchrieben: „Struve und Hecker ſind wahre Viehkerls, rennen durch die Wand wie geſchlagene Ochſen und haben uns den Sieg furchtbar ſchwer gemacht." Von Köln und Aachen nach Frankfurt zurückgekehrt, ſchrieb er der Frau am 3. Mai: „Hecker und Struve haben das Volk verraten durch ihre wahnſinnige Erhebung; es iſt mitten im Siegeslaufe aufgehalten; das iſt ein entſetzliches Verbrechen."

Am 18. Mai 1848 trat das Deutſche Parlament in Frankfurt zuſammen. Nach Blums Wünſchen oder Weiſungen wurden zwanzig von den 26 Wahlkreiſen Sachſens an die von ihm vorgeſchlagenen Geſinnungsgenoſſen vergeben. Die Saumſeligkeit und Unfähigkeit der Parteileitung in Leipzig hatte aber ganz unterlaſſen, dem Führer Blum einen Wahlſitz zu ſichern. Sogar mit der lächerlichen Zumutung, daß er erſt „ein politiſches Glaubensbekenntnis" ablegen möge, wenn er kandidieren wolle, trat man aus den eigenen Reihen an ihn heran. Schließlich aber gelangte man doch zu der Einſicht, daß Blum unbedingt, und

Digitized by Google

zwar in Leipzig gewählt werden müsse, und das gelang nahezu mit Einstimmigkeit.

Hier kann die Tätigkeit des Abgeordneten für Leipzig in der Paulskirche unmöglich im einzelnen verfolgt werden. Darüber sind ja seine Freunde und Gegner einig, daß er sein Bestes tat, um die rechtmäßige Gewalt des Parlaments, als „einzig und allein verfassunggebender Nationalversammlung Deutschlands" zu wahren und ihre Arbeit zu tunlichst raschem Abschluß zu bringen, und daß er dieses Streben mit der ganzen Macht und dem ganzen Zauber seiner Beredsamkeit — der volkstümlichsten jener Tage — betätigte. Deshalb stimmte er auch gegen den unseligsten Beschluß, den die Paulskirche gefaßt hat: Die deutsche Zentralgewalt der todten Hand des österreichischen Erzherzogs Johann anzuvertrauen, der insgeheim die große deutsche Bewegung in das Elend des alten Bundestags mit österreichischer Vorherrschaft zurückruderte.

Blum bewohnte in Frankfurt mit seinem Schwager Günter, der auch zum Parlament gewählt worden war, und der seine ganze Familie bei sich hatte, und mit den sächsischen Freunden Schaffrath und Todt ein reizendes Gartenlogis, mit Aussicht auf das Gebirge. Es kostete aber auf seinen Teil monatlich 83 Gulden! Und seine Briefe aus Frankfurt an die Gattin sind daher angefüllt mit sorgenvollen Klagen über den Mangel an Unterhaltsmitteln für sich und seine Familie, zumal da Friese zur Buchhändler-Ostermesse die trübsten Geschäftsberichte eingesandt hatte und unheilbar erkrankt war. Er starb am nämlichen Tage wie Blum, am 9. November, an der Schwindsucht. Die Sorge für die gute Frau, die im Juni an Unterleibsentzündung erkrankte, und für die vom Vater verlassenen Kinder spricht sich in allen seinen Briefen in rührendster Weise aus. So schreibt er Anfang Mai: „Grüße und küsse mir die armen Kinder, die jetzt auch niemals in die Kneipe kommen," d. h. zu Ausflügen; „sie sollen nur gut und brav sein, dann komme ich auch zurück und bringe ihnen etwas Schönes mit." Und am 30. Mai: „Grüße und küsse die Kinder und spare nicht etwa zu sehr, so daß Hans sagt: wir essen nichts!" Trotz seiner ungeheuren Arbeit schrieb mir der Vater zu meinem siebenten Geburtstag am 8. Juni 1848 einen längeren Brief, in dem er mir die Reize einer Mainfahrt schilderte und die einigermaßen übertriebene Behauptung aufstellte, daß die Maindampfer von unserm Hause bis nach Schönefeld reichten. Meine Antwort soll ebenso kühne Schilderungen enthalten haben. Die Freunde in Leipzig sorgten

Digitized by Google

aber rühmlich für die Zerstreuung der Sorgen ihres Abgeordneten. Schon am 19. Mai sandten sie Blum das Ergebnis einer verschwiegenen Sammlung mit 350 Talern.

Endlich, gegen Mitte August, hatten die Freunde auch eingesehen, daß Blums Anwesenheit in Leipzig, bei den verworrenen heimischen Verhältnissen, äußerst notwendig sei, und so sah er denn die Seinen, nach fast fünfmonatlicher Abwesenheit, einige Stunden täglich während seiner Anwesenheit in Leipzig vom 15. August an wieder. Denn Tag und Nacht nahmen die Freunde auch hier den Volksmann in Beschlag. Mit furchtbarer Ahnung blickte er der leidenden Gattin in's Auge. Sie hatte sich wohl etwas erholt, war aber noch lange nicht gesund und kräftig. Mit der traurigen Vorstellung, daß sie die Schwindsucht habe, reiste er nach Frankfurt zurück und schrieb das von dort den Seinen nach Köln am 26. August. Um so höher ist die vaterländische Pflichterfüllung zu schätzen, die er sich auch jetzt noch auferlegte! Wir Kinder sahen den Vater in jenen Tagen zum letzten Male mit unserm vollen Bewußtsein und herzinniger kindlicher Liebe und Freude.

Ich, als der Älteste, war in jenen Tagen, auch wo ich nicht hingehörte, immer um ihn, und die Vorgänge von damals stehen noch heute lebendig vor meinem Auge. So auch alle wichtigen öffentlichen Ereignisse, die ich seit der Abwesenheit des Vaters in Frankfurt in diesem bewegten Jahr erlebt hatte: Die Vereidigung der Truppen auf die Verfassung, die Durchreise des Erzherzog-Reichsverwesers durch Leipzig usw. Aus den Briefen des Vaters von Frankfurt verlangte ich immer alles zu hören, auch was mich nichts anging, und so hatte ich denn auch Kenntnis erhalten von einer Stelle in einem Briefe des Vaters von Anfang Mai: „Ronge ist längst von hier fort und zwar nach Rendsburg; es wäre gescheidt, wenn er sich irgendwo todtschießen ließe, denn seine Zeit ist aus." Man kann sich daher den Schreck der Mutter denken, als ich nicht lange nachher, wie Ronge bei uns zu Besuche war und er mich, in Erinnerung an mein lustiges Wort von der Zauberflöte, freundlich anredete, ihm plötzlich ganz ernsthaft erwiederte: „Ronge, weißt Du, was Du jetzt machen könntest?" — „Nun, mein Hänschen?" — „Du könntest Dich jetzt irgendwo todschießen lassen, denn Deine Zeit ist aus." Für einen weit über seine Bedeutung hinaus gefeierten Götzen des Tages müssen diese Worte, deren geistiger Urheber überaus leicht zu erraten war, fürchterlich gewesen sein. Ich

Digitized by Google

merkte mir, bei meinem vortrefflichen Gedächtnis, überhaupt alles, was ich aus diesen Briefen erfuhr, dachte darüber nach und ruhte nicht, bis mir alles erklärt war, was ich nicht verstand. So kam es, daß ich den Ereignissen der Zeit, den persönlichen Schicksalen des Vaters und den Sorgen der Eltern mit weit größerem Verständnis folgte, als meine jungen Jahre erwarten ließen. Das zeigte sich namentlich — wie der Leser erkennen wird — als das furchtbare Verhängnis über den Vater und damit über uns hereinbrach.

Niemand freilich konnte dieses Verhängnis ahnen, als der Vater in den drei oder vier Augusttagen des Jahres 1848, da er wieder daheim war, von seinen Leipziger Mitbürgern geehrt wurde, wie nie ein Mann zuvor. Über eine Stunde lang war der Fackelzug von zehntausend Fackelträgern, der an unserem bescheidenen Hause in der Eisenbahnstraße vorüberzog, und dabei hielt der Vater an jede Gruppe des Zuges eine kurze Ansprache aus dem Fenster. Die Jungens der Eisenbahnstraße und Umgegend spielten am nächsten Tage „Fackelzug" vor mir, und ich redete zu ihnen würdevoll aus dem Fenster: „Fahren Sie fort, meine Herren, auf dem Wege, denn Sie betreten haben." Allerlei Volksfeste, Versammlungen und Ehrenbezeugungen in Leipzig und Umgegend folgten, namentlich ein glänzendes Volksfest in Stötteritz, an dem wir Kinder teilnehmen durften. Am Nachmittage des 16. August hielt der Vater im großen Garten des Schützenhauses vor zehn- bis zwölftausend Zuhörern eine seiner bedeutendsten Reden, einen Rechenschaftsbericht über sein Verhalten im Vorparlament, im Fünfzigerausschuß und in der Paulskirche, der vornehmlich den Zweck verfolgte, die inzwischen, während der Abwesenheit des Führers, vielfach in sich verfeindeten Freunde wieder zu einigen und alle Kreise der Leipziger Bürgerschaft, auch die, welche während des Wirkens des Abgeordneten der Stadt in Frankfurt, seinen Gegnern ihr Ohr geliehen, in dem alten Vertrauen, sie wieder zu sich heranzuziehen. Aber so tief auch der Eindruck dieser klugen und maßvollen Rede war, so sollte doch dieser Zweck keineswegs vollständig erreicht werden.

Denn schon ehe Blum Leipzig wieder verließ, am 18. August, sprachen die Führer des „Deutschen Vereins" — die Gesinnungsgenossen Biedermanns und der späteren Kaiserpartei des Frankfurter Parlaments — in einer Erklärung im „Tageblatt" öffentlich aus, warum sie mit dem Vertreter Leipzigs im Parlament unzufrieden seien und die Versammlung im Schützenhause nicht besucht hätten. Die leidenschaftliche und persönliche Form der Ent-

Digitized by Google

gegnung Blums vom 25. August aus Frankfurt diente seiner Sache übel und machte den Riß mit den gemäßigt Liberalen, mit denen er im März Schulter an Schulter gekämpft hatte, unheilbar. Noch schlimmer für ihn aber war der völlige Zwiespalt in den „Vaterlandsvereien" und der Sieg der Blum feindlichen radikalsten, ja revolutionären Richtung in der Generalversammlung der Vaterlandsvereine in Dresden am 3. und 4. September 1848. Denn wenn diese Richtung dort auch nur mit einer Stimme Mehrheit gesiegt hatte, so waren die Radikalen doch in Leipzig wie im ganzen Lande nicht blos die Rührigeren, sondern Blums Freunde und Gesinnungsgenossen hatten vor dieser winzigen Mehrheit thörichterweise auch sofort die Waffen gestreckt, indem sie aus dem Verein ausgetreten waren.

Dieser Konflikt Blums und seiner Partei in Frankfurt mit dem revolutionären Radikalismus in Sachsen und ganz Deutschland wurde nun aber wesentlich verschärft, durch die Haltung Blums während des von eben diesen Radikalen angezettelten fluchwürdigen Frankfurter Septemberaufstandes. Schon in seiner Schützenhausrede in Leipzig am 16. August hatte Blum — treu seinem seit dem Vorparlament stets betätigten mannhaften Widerrstand gegen jeden Terrorismus der Radikalen — unter großem Beifall der Versammlung erklärt: „Es ist in Frankfurt kein Geheimnis, daß man die Linke dahin treiben will, die Paulskirche zu verlassen. Die Linke wird sie nicht verlassen, sie wird bleiben, aushalten und immer auf's Neue kämpfen für ihre Ansicht. Aber sie wird und muß sich auch fügen der Mehrheit und ihren Beschlüssen. Was einmal die Mehrheit gewollt hat, das ist Gesetz, und die Linke wird dasselbe anerkennen als heiligen Willen der Nation, deren Vertreter es gegeben haben."

Mitte September kam nun für Blum und seine Partei die schwerste Stunde der Prüfung, dieses Gelöbnis einzulösen. Vom 14. bis 16. September rangen die Parteien drei Tage lang um die sauerste Entscheidung, die dem deutschen Parlament bis dahin beschieden war, um die Frage, ob der von Preußen mit Dänemark zu Malmoe geschlossene Waffenstillstand, der die Elbherzogtümer dem dänischen Feinde nahezu preisgab, genehmigt werden solle oder nicht. Die Entscheidung war um so bedeutsamer, als das Parlament, unter dem tiefen Eindruck der Reden Dahlmanns und Blums, daß es sich um „die Ehre

Digitized by Google

Deutschlands" handle, die Genehmigung des Waffenstillstandes am 5. September bereits verworfen und die Maßregeln zu dessen Ausführung einzustellen beschlossen hatte. Aber Dahlmann hatte inzwischen die ihm übertragene Aufgabe, ein Ministerium aus der Mehrheit vom 5. September zu bilden, nicht zu lösen vermocht, und zudem war inzwischen klar geworden, daß jener Beschluß einen unlösbaren Konflikt herbeiführe, die Machtfrage zwischen Preußen und dem Parlament aufwerfe. Am letzten Tage der dreitägigen Redeschlacht, am 16. September, hielt Robert Blum seine letzte große Rede im Parlament, die reifste und schönste, die von ihm in der Paulskirche vernommen wurde. „Er sprach vortrefflicher als je," berichtet einer seiner politischen Gegner über jene Rede und Verhandlung.*) „Sittliche Würde gesellte sich zur Schärfe der zergliedernden Prüfung; zermalmende Kraft paarte sich mit Mäßigung. So warf er Schritt für Schritt die Verteidiger des Waffenstillstandes zu Boden." Aber bei der gegen neun Uhr Abends erfolgenden Abstimmung siegten die Verteidiger des Waffenstillstandes mit 21 Stimmen Mehrheit. Der Vertrag wurde mit 258 gegen 237 Stimmen genehmigt.

Nun galt es, das schwere Gelöbnis der Unterwerfung unter den Beschluß der Mehrheit einzulösen, und Blum mit seinen politischen Freunden hat es eingelöst. Zunächst noch am Abend des 16. September, als die Fraktionen der unterlegenen Linken, die „Westendhall", der „Deutsche Hof" und der „Donnersberg" im Deutschen Hofe gemeinsam berieten, welche Schritte sie nun im Parlamente zu ergreifen hätten. Denn da wiesen diese drei Fraktionen das Ansinnen von drei starken demokratischen Vereinen Frankfurts nachdrücklich ab: die Linke solle sich als selbständiges Parlament konstituieren, da ihr allein das Vertrauen des Volkes gehöre und sich auf die kräftigen Arme des Volkes verlassen. Den Abordnungen dieser Vereine wurde von Blum und Anderen sogar das bündige Versprechen abgenommen, sich keinesfalls an irgend welchen Gewaltschritten zu beteiligen, vielmehr zur Beruhigung der Gemüter in ihren Kreisen zu wirken.

Die gleiche Szene wiederholte sich, nur noch drastischer, am Sonntag den 17. September abends. Am Nachmittag dieses Tages hatte eine große, von etwa 12 000 Menschen besuchte Volksversammlung unter freiem Himmel, auf der Pfingstweide im Nordosten

*) In der „Gegenwart" von Brockhaus, Bd. 7, S. 327 29, wahrscheinlich Biedermann.

Digitized by Google

von Frankfurt, stattgefunden. Zwei der radikalsten Gegner der Linken, Zitz und Schlöffel, mit denen Blum schon im Parlament erbitterte Kämpfe ausgefochten, hatten jene Massenversammlung mit der Losung aufgeregt, das Volk müsse jetzt „Fraktur schreiben" usw. Ganz anders aber handelte die Linke, deren drei Fraktionen sich auch am 17. abends unter Carl Vogts Vorsitz im „Deutschen Hofe" versammelt hatten. Denn hier wurde der von der äußersten Linken, dem „Donnersberg", gestellte Antrag: die Linke solle aus dem Parlament ausscheiden und sich als Konvent auftun, mit allen gegen 19 Stimmen abgelehnt, nachdem zuerst Blum, als Führer der Fraktion des „Deutschen Hofes", sich Namens aller seiner Freunde dagegen erklärt hatte. Und auch die unterlegene Minderheit unterwarf sich, indem sie mit der Mehrheit weiter verhandelte. Da wurde eine Abordnung der Pfingstweidenversammlung eingelassen, und deren Sprecher, Germain Metternich, verkündete: „Mit Gut und Blut wollen wir die Linke schützen, wenn sie aus jener servilen Versammlung austritt und sich selbständig konstituiert, aber das verlangen wir auch von ihr. Tut sie es nicht, dann wird das Volk auch die Linke für ehrlos erklären, über sie hinweggehen und sie vernichten." Vogt entgegnete ihm kühl Namens aller drei Fraktionen der Linken, daß diese bereits im entgegengesetzten Sinne entschieden hätten, der Republikaner Venedey stellte der Abordnung das Verbrecherische ihres Beginnens vor. Darauf wurden beide Abgeordnete von den Vertretern des souveränen Volkes beschimpft, die sich von der „ehrlosen" Linken feierlich lossagten.

Germain Metternich war ein Söldner des reaktionären österreichischen Ministers Schmerling, der rechten Hand des biederen Reichsverwesers Erzherzogs Johann. Der Mensch war in Frankfurt nahezu unbekannt, kam und verschwand, nur um die Revolution in Frankfurt am 18. September in Scene zu setzen, und während er in Frankfurt, mit einer Karte der Stadt in der Hand überall die Punkte bestimmte, wo am 18. September Barrikaden entstehen sollten, zu denen ohne jede Behelligung durch das Militär selbst Frauen und Kinder das Baumaterial herbeischleppten, versäumte doch dieser Gracchus der Pfingstweide nicht, sich auch nach den Befehlen seines Brodherrn zu erkundigen. Denn mehr als einmal sah man ihn am 18. September im Palais des Herrn Reichsministers v. Schmerling aus- und eingehen.*) Und in der Tat konnte nie-

*) Beweise dafür in meiner Biographie Robert Blums S. 344.

Digitized by Google

mand eine Revolution in Frankfurt, die ihren Angriff gegen das aus der Märzrevolution hervorgegangene Parlament richtete, das sich mit einer freisinnigen Verfassung für ganz Deutschland beschäftigte, besser gebrauchen, als der tödtlichste Feind jeder deutschen Einheit und Freiheit, der amtliche Vertreter der k. k. oesterreichischen frischen und fröhlichen Reaktion, Herr Reichsminister v. Schmerling. Denn ein deutsches Parlament, das seine Erhaltung nur Bajonetten dankte, hatte seine nationale Bedeutung und seine Volkstümlichkeit für immer eingebüßt und verloren, rechnete Herr v. Schmerling.

So darf denn nicht wunder nehmen, daß die wohlwollende Nachlässigkeit des Herrn Reichsministers v. Schmerling am Vormittag des 18. September 1848 überall, wo es seinem Söldling Metternich gutdünkte, in Frankfurt Barrikaden entstehen ließ. Am Morgen dieses Tages hatten einige Kolbenstöße der preußischen Soldaten vor der Paulskirche hingereicht, die Angreifer des Heiligtums der deutschen Nation, von der Paulskirche abzutreiben! Als das Parlament Nachmittags 2 Uhr seine Sitzung schloß, starrten aber überall Barrikaden, von denen 4 mit dem Blutverlust von zehn Menschen auf beiden Seiten genommen wurden. Die drei Hauptbarrikaden standen aber um fünf Uhr Nachmittags noch unversehrt und zu deren Bezwingung war reitende Artillerie von Darmstadt befohlen.

Um weiteres Blutvergießen zu hindern, begaben sich Blum und seine Freunde zum Reichsverweser und zu Schmerling. Dieser deutete höhnisch an, die Lieblinge des Volkes möchten doch selbst einen Versuch der Versöhnung machen. Da schritt Robert Blum mit Ludwig Simon, Rösler von Oels und anderen Freunden unbewehrt den Barrikaden entgegen, und Blum mahnte dringend, von weiterem Widerstand abzulassen. Aber Dutzende von Flintenläufen richteten sich gegen seine Brust, tobende Verwünschungen erfüllten die Luft. Die Freunde rissen ihn zurück. Wenn er ihnen nicht folgte, war er ein todter Mann. Denn um dieselbe Stunde hatte die teuflische Rohheit und Mordlust der Massen die Abgeordneten Auerswald und Lichnowsky barbarisch hingeschlachtet. Während die furchtbare Kunde von diesem Mord die Stadt durcheilte, verkündete der Donner der schweren Geschütze, daß auch die letzten Barrikaden Germain Metternichs mit neuen Blutopfern bezwungen würden!

Blums Briefe in die Heimat nach diesen furcht-

Digitized by Google

baren Tagen beweisen, wie tief schmerzlich er empfand, in welche Lage er, seine Partei, ganz Deutschland dadurch versetzt wurde. So schrieb er an seinen Freund, den Advokaten Haubold in Leipzig, am 3. Oktober: „Von der einen Seite gibt man uns „intellektuelle Urheberschaft" eines Kampfes schuld, bei welchem nur wir verloren haben und nur wir verlieren konnten. Auf der anderen Seite wirft man uns Verrat des Volkes, Feigheit und Unentschiedenheit vor, weil wir die Versammlung auf der Pfingstweide nicht für das deutsche Volk ansahen und uns den Diktaten ihrer exaltierten Abgeordneten nicht fügen wollten. . . . An einen Aufstand hat kein Mensch gedacht, es hat ihn kein Mensch geahnt. Man hat diesen Aufstand gehegt wie eine Treibhauspflanze; man hat das Blut unnütz und freventlich vergossen; mit einer Kompagnie Soldaten war die ganze Kinderei — es war anfangs nichts anderes — zu beseitigen." An die Gattin aber schrieb er am 4. Oktober: „In der Nationalversammlung verfolgt aus Bosheit, vom Volke in die traurigste Stellung gebracht aus Dummheit, von den Demokraten angefeindet und geächtet aus Unverstand, stehen wir isolierter als jemals und haben vor- wie rückwärts keine Hoffnung. . . . Nie bin ich so lebens- und wirkensmüde gewesen wie jetzt. . . . Wenn ich denke, ich müßte jetzt nach Leipzig zurück, um dort zu bleiben, ich könnte schwermütig werden. . . . Es ist jetzt Messe in Leipzig, und ich denke mit Kummer und Sorge daran, daß ich Dir, arme Frau, stets etwas gab zur Ergänzung kleiner Haushaltungsbedürfnisse; wieviele mögen deren sein, da Du auch die Ostermesse nichts bekamst! Und doch kann ich leider nicht, ich habe nichts. . . . Der Schrecken führt hier das Regiment; wenn derselbe noch von der Kraft gehandhabt würde, so ließe ich mir's gefallen: aber dieser Schmerling ist das Sinnbild der Feigheit und der niederträchtigsten diplomatischen Schurkerei — und der ist Diktator! Lebe recht wohl mit den Kindern."

Inzwischen hatten auch die mißvergnügten Radikalen der Heimat keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie, wie Blum an die Frau schrieb, „aus Dummheit" die Frankfurter Linke „anfeindeten und ächteten". Einen Brief ihres Häuptlings Jäckel vom 23. September, der schon mit dem großen Ostrazismus drohte, hatte Blum unbeantwortet gelassen. Darauf schrieb der Generalpächter „guter Gesinnung" in Sachsen am 27. September an Günther: „Wir lassen uns für Euch todschlagen, so lange Ihr die Freiheit mit Kraft anstrebt; wir schlagen Euch aber selbst zuerst tod, sobald Ihr schwankt und durch Ängstlichkeit große Dinge verpfuschen wollt.

Digitized by Google

Wäre ich in Frankfurt gewesen und hätte an der Spitze des Volkes gestanden, es hätte wahrlich der Linken und ihren Stimmführern nicht so hingehen sollen. Entweder, oder! Gestorben muß es sein. Also entweder für uns, oder durch uns! Nimm Dir aus diesen abgerissenen Gedanken das Beste heraus" — d. h. den Tod um jeden Preis, unter allen Umständen! Nach eingehender Rücksprache mit den in Frankfurt zum Parlament gehörigen sächsischen Freunden, Günther, Schaffrath, Joseph, schrieb Blum an Jäckel am 10. Oktober: daß dessen Stellung gegenüber der Haltung der Linken in den Septembertagen jede Verständigung unmöglich mache. Dieses Schreiben schloß er in einen Brief an die Gattin ein und ließ es Jäckel von dieser persönlich übergeben. „Es scheint allerdings, daß wir durch Dummheit zu Grunde gehen sollen", schrieb er ihr dabei, „und zwar durch die unserer „Freunde". Machten unsere Gegner nicht noch größere, so müßten wir schon zu Ende sein. Morgen (Sonntag) will ich mit einigen Freunden in den Taunus gehen, in das wildeste tiefe Gebirg, um . . . auf einen Tag zu vergessen." Durch das Schreiben an Jäckel hatte Blum auch mit dem revolutionären Radikalismus der Heimat den unheilbaren Bruch vollzogen, wie mit dem süddeutschen schon seit Heckers Schilderhebung. Auch in Sachsen hatte er nun von links her die bitterste Feindschaft zu erwarten, und doch fühlte er sich, wie wir aus seinem Briefe an die Gattin vom 4. Oktober sahen, jetzt so todmüde und kampfessatt wie nie zuvor.

Aber nicht blos er selbst, auch seine Partei, bedurfte neuer Kraft, neuer Kampfesziele und Kampfespläne, um gedeihlich wirken zu können. Denn jetzt stand sie, wie Blum der Gattin am 4. Oktober gestanden hatte, von rechts und links „verfolgt und geächtet, isolierter als jemals" und hatte „vor- wie rückwärts keine Hoffnung". Blum sehnte sich aus dem aufreibenden und zwecklosen Frankfurter Kampfgetümmel hinaus, vornehmlich um mit einem neuen, großen realpolitischen Plane und mit der früheren unverwüstlichen Kraft zu der Partei zurückzukehren. Welches dieser Plan sein würde, wußte er zur Zeit selbst kaum. Jedenfalls aber hatte sein Verhalten während der Septembertage bewiesen, daß er sich noch eher mit der gemäßigten Partei des Zentrums — der späteren Kaiserpartei — verständigen könne, als mit dem revolutionären Radikalismus von Jäckels und Struves Gnaden. Und wenn der ihm seit Jahren besonders nachstehende, und seinem Wesen am meisten verwandte Parteifreund, Heinrich

Digitized by Google

Simon aus Breslau, später das neue Programm der Linken in der Richtung durchsetzte, daß diese der erblichen Kaiserwürde in der deutschen Reichsverfassung von 1849 zustimmte, dagegen an freiheitlichen Garantien soviel als möglich zu erringen suchte, so darf wohl angenommen werden, daß auch Robert Blum mit einem ähnlichen Plan und Programm sein Wirken im Parlament fortgesetzt haben würde, wenn ihm diese Fortsetzung vom Schicksal überhaupt beschieden gewesen wäre.

Einen unauffälligen Anlaß zu einer zeitweiligen Entfernung Blums aus Frankfurt boten die Zustände des damaligen Österreich und namentlich Wiens. Österreich gehörte ja damals — und noch bis 1866 — zum deutschen Bunde, und Wien war daher eine deutsche Stadt. Die Abgeordneten Österreichs und Wiens saßen im Frankfurter Parlament und gehörten obendrein größtenteils zur Linken. Der Rechtsboden des alten Kaiserstaates Österreich war im März 1848 vollständig zusammengebrochen. Das bestätigt auch der bedeutendste, in seiner Gesinnung wesentlich konservativer als Blum denkende Geschichtschreiber der Geschicke Österreichs in jenen Tagen, Anton Springer, in seiner „Geschichte Österreichs", unter Anführung der amtlichen Quellennachweise, mit den Worten*): „Über die Lebensfähigkeit des neuen Österreich, welches auf den Trümmern des alten zu errichten versucht wurde, kann man verschiedener Meinung sein, daß aber in den Märztagen das alte Österreich vollständig, mit Recht und für immer zu Grunde ging, alle Machthaber seit 1848 ohne Unterschied auf die Revolution als ihre Basis fußen, darüber herrscht kein Zwiespalt der Meinungen." Seit der Verkündung des österreichischen Staatsgrundgesetzes vom 25. April 1848 war der Kaiser von Österreich ein konstitutioneller Monarch in einem Verfassungsstaate nach belgischem Muster, jede kaiserliche Entschließung demnach, welche der Gegenzeichnung der verantwortlichen Minister entbehrte, verfassungswidrig und rechtsungültig.

In der Wiener Hofburg wurde aber schon seit Anfang Sommers der Umsturz der Verfassung und die Wiederherstellung des absoluten Kaisertums durch das Heer geplant. Während der Hof vor dem in Wien versammelten Verfassunggebenden Reichstag an biederen Versicherungen seiner Verfassungsmäßigkeit und Freiheitsliebe überströmte, hatte er im tiefsten Ge-

*) S. 196.

Digitized by Google

heimnis, selbst vor allen Ministern verschwiegen, dem Fürsten Windischgrätz die kaiserliche Vollmacht erteilt, alle kaiserlichen Truppen, mit Ausnahme der in Italien kämpfenden, gegen Wien oder wohin sonst dem Fürsten belieben würde, zu führen, um das ganze österreichische Verfassungsleben in Blut zu ersticken. Von diesem geheimen kaiserlichen Auftrag erfuhr man freilich erst später. Aber auch der leitende Minister Wessenberg gab in seinen Handlungen und Anordnungen schon seit Monaten untrügliche Beweise für die Absichten der Hofburg, Eid und Verfassung zu brechen. Am 3. Oktober enthüllte sich ein anderer reaktionärer Plan der Hofburg. Denn an diesem Tage wurde durch kaiserliche Verordnung der Banus Jellacic von Kroatien, der Todfeind Ungarns, zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen und zum kaiserlichen Statthalter in Ungarn ernannt. Das war eine rechtlose Kriegserklärung an Ungarn, und mit gutem Grunde sah der Volksinstinkt der Wiener in dieser Verordnung vom 3. Oktober das Vorspiel des Umsturzes der Verfassung in Österreich.

Nun erhob sich am 6. Oktober in Wien ein bewaffneter Aufstand der Volksmassen, der nur infolge der feigen Untätigkeit und ratlosen Führung der Truppen sich 24 Stunden lang der Hauptstadt bemächtigen und dabei die scheußliche Ermordung des Kriegsministers Latour vollbringen konnte, während dessen Grenadiere, Gewehr in Arm, der Greuelszene zusahen! Aber selbst dieser Aufstand bezweckte lediglich die Wahrung der bestehenden Verfassung, und schon am Morgen des 7. Oktober war durch die verfassungsmäßig bestehende Bürgerwehr die Ordnung wieder hergestellt, so daß eine Abordnung des Reichstags dem Kaiser versichern konnte, Wien sei ihm nach wie vor gehorsam und verlange nur die Entlassung der reaktionären Minister und die Zurücknahme der Verordnung vom 3. Oktober. Der schlaue Biedermann sagte beides zu, floh aber in der darauffolgenden Nacht mit dem Hofe von Wien nach Olmütz und hinterließ seiner Hauptstadt die Kriegserklärung, die, ohne Gegenzeichnung eines Ministers, ein schlechthin rechtsungültiger Akt war. Schon seit dem 6. Oktober hatte übrigens der kaiserliche Oberbefehlshaber der Wiener Besatzung, General Graf Auersperg, alle kaiserlichen Truppen aus den Kasernen und der Stadt abrücken lassen und mit ihnen in der Vorstadt Wieden und in dem Schwarzenberg'schen Garten ein Lager bezogen. Nach der Flucht des Hofes marschierte er auch von dort ab. Wien war also nicht blos berechtigt, sondern sogar

Digitized by Google

verpflichtet, seine rechtmäßig bestehende Bürgerwehr („Nationalgarde"), die gleichfalls verfassungsmäßig bestehende „Studentenlegion", ferner die legitimen örtlichen Gewalten, den „Sicherheitsausschuß", den Gemeinderat usw. zur Sicherung der Stadt, der Ordnung, der Gesetze und des Reichstags, der ruhig seine Sitzungen fortsetzte, in voller Tätigkeit und Wirksamkeit zu lassen. Ja, sogar alle kaiserlichen Minister, außer Wessenberg und Hornbostl, die gesamte Diplomatie, alle kaiserlichen Behörden, waren auch nach der Flucht des Hofes in Wien geblieben und bekundeten dadurch unzweideutig, daß der Sitz der rechtmäßigen österreichischen Regierung in Wien, nicht in Olmütz sei. Der kaiserliche Minister Kraus erhöhte sogar aus eigener Entschließung und aus Staatsmitteln den Tagessold der Wiener Verfassungskämpfer (Mobilgarde) usw. Man kann deshalb — abgesehen von dem Aufstand des 6. Oktober, der nur einen Tag dauerte — von einer „Wiener Oktoberrevolution" — gegen die Fürst Windischgrätz angerückt wäre, und die er in Brand und Blut hätte ersticken müssen, gar nicht reden, und zwar um so weniger, als alle Beschlüsse, welche die Wiener Gemeindebehörden, der Reichstag usw. in den Tagen vom 7. bis 31. Oktober — dem Tage des Einmarsches des Fürsten Windischgrätz in Wien — faßten, sich der rückhaltlosen Zustimmung der in Wien verbliebenen kaiserlichen Minister und Behörden erfreuten, namentlich die Bewaffnung aller Kampffähigen in Wien, die Einsetzung des k. k. Oberleutnants a. D. Wenzel Messenhauser zum Oberkommandanten der Stadt usw.

Daß die Linke des Frankfurter Parlaments unter solchen Umständen der Anregung ihres Mitgliedes, des Abg. für Wien Joh. Berger — der übrigens später österreichischer Minister wurde — Gehör schenkte, einen Ausspruch des deutschen Parlaments zu Gunsten Wiens herbeizuführen, war sehr begreiflich. Nur hätte dieses Vorhaben geschickter ausgeführt werden können, als durch Unterstützung des dringlichen Antrages, den Dr. Berger am 12. Oktober in der exzentrischen Fassung einbrachte: „Die deutsche Nationalversammlung wolle erklären, daß die deutsche Stadt Wien sich durch ihren Kampf gegen die Kamarilla wohl verdient gemacht habe." Die Mehrheit lehnte diesen Antrag natürlich ab. Die „vereinigte Linke" hatte aber schon zuvor für den Fall der Ablehnung des Bergerschen Antrags beschlossen, von sich aus eine Abordnung nach Wien zu senden, um dem Reichstag und der Bevölkerung in Wien die Anerkennung der Frankfurter Linken für das treue Festhalten am

Digitized by Google

Verfassungsrecht Österreichs auszusprechen. Während der Parlamentssitzung des 12. Oktober schrieb Blum auf einen Zettel, den er dann unter den Parteigenossen in Umlauf setzte: „Wenn wir überhaupt eine Deputation nach Wien senden wollen, müssen wir jetzt Beschluß fassen und heute Abend wählen. Die Gewählten müssen morgen früh abreisen." Alle Abgeordneten der Linken setzten ihren Namen darunter, endlich, auf Wunsch Roßmäßlers, der das Blatt zu behalten wünschte, Blum auch den seinigen. Er unterzeichnete damit gewissermaßen sein Todesurteil!

Am Abend wählte die vereinigte Linke die Abordnung nach Wien, vier Mitglieder. Drei waren schnell gewählt; zwei Österreicher: Moritz Hartmann und Albert Trampusch, als dritter Julius Fröbel aus Schwarzburg-Rudolstadt. Aber Stimmengleichheit ergab sich bezüglich des vierten Mitgliedes zwischen Robert Blum und Karl Vogt. Wie sollte auch die Partei den Führer entbehren? Da zog Blum den Freund hinaus und beschwor ihn, bei der Stichwahl zurückzutreten, damit Blum fern von Frankfurt Zeit zu fruchtbarer Sammlung und Erholung gewinnen könne, die der Partei zu Gute kommen werde. So trat denn Vogt zurück und Blum wurde gewählt.*) Er war der Wahl so sicher gewesen, daß er der Gattin schon am Morgen seine Ankunft in Leipzig für den Abend des 13. Oktober angezeigt hatte. Die Mutter solle den Kindern Kuchen besorgen, den der Vater angeblich mitbrächte.

Dieser Brief, der zugleich anzeigte, daß der Vater schon um 6 Uhr morgens am 14. über Breslau nach Wien weiterreisen müsse, blieb natürlich strenges Geheimnis der Familie, damit der kurze Aufenthalt des Vaters in Leipzig den Seinigen allein zu Gute komme. Ich erfuhr die beseligende Nachricht: „Der Vater kommt heute" erst, als ich nachmittags aus der Bürgerschule nach Hause kam. Die jüngeren Geschwister ließen sich gern zu Bett bringen, als sie hörten, daß sie geweckt werden sollten, wenn der Vater da sei. Ich aber erklärte der Mutter, ich wolle ihn unbedingt wachend erwarten, machte meine Schularbeiten, aß mein Abendbrot, las und spielte dann wohl noch ein wenig, während die Mutter die Zurüstungen für den Empfang des Vaters traf. Zuletzt aber sank ich von Müdigkeit überwältigt auf das Sopha und schlief so fest, daß ich den Vater kaum zu erkennen vermochte, als er mich in die

*) Diese Szene nach persönlicher Mitteilung Karl Vogts an mich.

Digitized by Google

Arme schloß. Ich mußte übermüdet ins Bett getragen werden und sollte ihn niemals wiedersehen!

Denn er war schon fort, als ich am nächsten Morgen erwachte. Ich weinte bitterlich über meinen Ungehorsam. Die jüngeren Geschwister waren am Vorabend noch lange um den Vater munter gewesen. Seine Reise nach Wien über Dresden und Breslau war ein Triumphzug. Am 17. traf er mit seinen Begleitern in Wien ein. Niemand ahnte, daß er dort enden würde!

Viertes Kapitel.

Der Vater in Wien bis zu seiner Verhaftung, 17. Oktober bis 4. November 1848.

Von den Behörden wie von der Bevölkerung Wiens wurden die vier Frankfurter Abgeordneten feierlich empfangen. Sie ihrerseits entledigten sich, vornehmlich durch Blum, ihrer Aufträge in Reden und veröffentlichten Erklärungen und nahmen gemeinsam Wohnung in „Stadt London". Auf Blum machte die lebhafte Stimmung und der anscheinende Heldenmut der großen Stadt Anfangs einen bezaubernden Eindruck, den er noch am 17. Oktober der Gattin schilderte.

Zu fröhlicher, rechtmäßiger Kampfeslust gehörte ja auch damals in Wien gar nicht viel. Denn inzwischen hatte die Hauptstadt erfahren, daß General Auersperg seine kaiserlichen Truppen mit etwa tausend Mann unter dem Banus Jellacic vereinigt habe, die dieser, vom ungarischen General Moga ausgiebig geschlagen, weit vom Kanonendonner hinweg auf österreichischen Boden bei Rothneusiedel geführt hatte, um von hier aus lieber unblutige Lorbeern gegen das „aufrührerische" Wien zu holen, als unter blauen Bohnen sein kaiserliches Amt als Statthalter von Ungarn anzutreten. Moga drückte aber so kräftig gegen den feigen Flüchtling an, daß ein einziges kräftiges Wort des Reichstags oder Gemeinderats aus Wien an Moga den abenteuernden Kroaten samt den aus Wien vor einigen Pöbelhaufen geflüchteten kaiserlichen Kerntruppen das verdiente Ende bereitet hätte. So zu handeln,

Digitized by Google

war einfache verfassungsrechtliche Notwehr, und Blum erwartete diese natürliche Entwickelung so sicher, daß er der Gattin schon am 17. Oktober für den folgenden Tag „die Entscheidungsschlacht" weißsagte.

Mochte diese „Entscheidungsschlacht" nun fallen wie sie wollte, „jedenfalls" war Blum entschlossen, wie er der Gattin schon am 17. Oktober schrieb, „noch diese Woche abzureisen", d. h. also vor Sonntag dem 22. Oktober. Am 19. fügt er hinzu: „In aller Eile, liebe Jenny, die Nachricht, daß ich wahrscheinlich Sonntags (22. Okt.) mit dem ersten Zuge von Dresden komme, doch kann es auch Montag werden, aber wahrscheinlich Sonntag. Die Sachen gehen hier wieder langsamer, ja sind gewissermaßen umgeschlagen." Denn inzwischen hatte Blum erkannt, daß die Behörden der Stadt und der Reichstag nicht etwa den Ungarn kräftig die Hand reichen würden, um das reactionäre Gesindel von den Stadtgrenzen zu vertreiben, sondern daß man dem Banus nur mit papiernen Redensarten und Protesten zu Leibe rücken wolle, statt mit einer „Entscheidungsschlacht", daß man also einen innerösterreichischen Rechtsstreit nur auf dem Papier auszufechten gedenke. Daran hatte Blum nicht das geringste Interesse. Er erhob also am Morgen des 20. Oktober seinen Paß bei dem sächsischen Gesandten v. Könneritz, um abzureisen. Er hatte gehofft, auch Freund Fröbel würde dort einen Paß erhalten. Aber das Reich Schwarzburg-Rudolstadt war durch Sachsen nicht vertreten. Blum wollte jedoch Fröbel nicht verlassen, und so mußte er denn widerwillig warten, bis er und die Frankfurter Begleiter von Messenhausers Generalstabschef Fenneberg einen Paß „auf drei Tage" erwirkt hatten. Diese Verzögerung der Abreise wurde für Blum verhängnisvoll. Denn als die Abgeordneten nun Wien verlassen wollten, stellte man ihnen vor, „daß sie mit diesem Paß bei den anrückenden kaiserlichen Truppen nur Unannehmlichkeiten und Mißhandlungen zu gewärtigen hätten, ja daß schon österreichische Abgeordnete angehalten worden seien". Das war vollständig unwahr. Aber Blum und Fröbel glaubten diesen Vorspiegelungen, welche — auch nach dem Bericht eines der ungerechtesten Gegner Blums, Helfert*), über jene Ereignisse — nur erfolgten, weil die Leiter der Wiener Bewegung auf das „moralische Gewicht" der deutschen Abgeordneten, und namentlich Blums, nicht verzichten wollten. Ganz das-

*) Alexander v. Helfert, Wiener Oktoberrevolution, Bd. I. S. 129.

Digitized by Google

selbe bestätigt Julius Fröbel in seinen Briefen**) und in seiner Rede in der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt vom 18. November 1848***), als er über seine und Robert Blums Schicksale in Wien Bericht erstattete. Der Gattin gab Blum am 20. Oktober Kenntnis davon, daß er aus Wien „nicht mehr herauskomme".

Vom 20. Oktober an begannen kaiserliche Truppen Wien zu umschließen. Sie standen unter dem Oberbefehl des Fürsten Alfred zu Windischgrätz. Dieser Feldmarschall aber hatte so wenig wie der Banus Jellacic ein gesetzliches Recht zu diesem Kriegszuge gegen die Hauptstadt, vielmehr „setzte er" — wie Anton Springer treffend bemerkt — dabei „den Willen des Monarchen kurzweg voraus". Er hatte sich zwar am 11. Oktober nach Olmütz begeben und hier mit dem Hofe verhandelt. Aber selbst sein urreaktionärer Schwager Fürst Felix Schwarzenberg — der einflußreichste Ratgeber des geflüchteten Kaisers — konnte ihm nur „die unbeschränkte Vollmacht zur Herstellung der Ordnung und Gesetzlichkeit im außeritalienischen Österreich" erwirken. Aber in Wien bestand ja diese „Ordnung und Gesetzlichkeit" schon, und außerdem entbehrte das kaiserliche Manifest, das „vor der Welt" diese Vollmacht des Fürsten kundtat, der gesetzlichen Gegenzeichnung aller Minister.

Fürst Windischgrätz war am 20. Oktober bis Lundenburg bei Wien vorgerückt und erließ von hier aus am nämlichen Tage an die Hauptstadt eine Proklamation, in welcher es hieß: „Ihr werdet in mir den Willen und die Kraft finden, Euch aus der Gewalt einer Handvoll Verbrecher zu befreien". Außerdem wurde darin der Belagerungszustand und das Standrecht sowie die Suspension aller Zivilbehörden verfügt. Diese Proklamation wurde in Wien am 21. Oktober Nachmittags am Gebäude des Kriegsministeriums und einigen Straßenecken angeklebt, aber herabgerissen. Der Reichstag beschloß sofort, sie für ungesetzlich zu erklären, ohne daß irgend einer der in Wien anwesenden kaiserlichen Minister gegen diesen Beschluß Einspruch erhoben hätte. Der Gemeinderat stimmte dem Reichstag jubelnd zu. Erst am 23. Oktober ward übrigens die Proklamation des Fürsten in Wien allgemein bekannt durch eine Deputation des Gemeinderats, die am 22. morgens in das Heerlager nach Lundenburg kam und sich, erschreckt

*) S. II flch
**) Stenogr. Ber. S 3419.

Digitized by Google

durch des Fürsten polternde Drohungen, die ganze Auflage dieser Kundmachung nach Wien aufpacken und mitgeben ließ, ohne den Inhalt zu kennen. Begreiflicherweise verursachte das Schriftstück in der Hauptstadt heftige Gährung.

Vor einer Volksversammlung in der Aula (der Universität) sprach Robert Blum am Abend des 23. Oktober über den Erlaß des Feldmarschalls. Urteilsfähige Ohrenzeugen*) jener Rede versichern, sie sei „eine der ruhigsten und besonnensten gewesen, die in Wien gehalten wurden". Das damalige amtliche Blatt der Wiener Behörden, die „Wiener Zeitung", fand sie sogar „zu matt". Das Blatt teilt den Wortlaut der Rede übrigens jedenfalls am richtigsten mit, da das amtliche Organ der Behörden natürlich sowohl die Pflicht als das größte Interesse daran hatte, die vielbesprochene Kundgebung eines bedeutenden Mannes in voller Treue wiederzugeben. Dieser Wortlaut entspricht auch durchaus dem maßvollen Wesen und Charakter Blums und enthält keine Silbe, die auch das gehässigste Übelwollen und die fanatischste Beschränktheit zum Gegenstand einer Anklage hätte machen können. In zwei schwarzgelben Blättern reaktionärer Gesinnung, der „Presse" und der „Ostdeutschen Post", erschienen allerdings am 24. abends und am 25. Oktober — vermutlich aus der Feder der k. k. Spitzel, die, nach Herrn v. Helferts Enthüllungen, in der Aula mit zugegen gewesen waren*) — sehr entstellte und gehässige Berichte über diese Rede. Aber die beiden Blätter erlagen schon am 25. der Schmach ihrer Verlogenheit und gingen ein, so daß Blum die fetten Enten, die sie gezüchtet hatten, nicht mehr abstechen konnte. Obwohl nun diese Verlogenheit der beiden Entschlafenen in Wien notorisch war, sah doch das spätere — allerdings völlig einsichtslose — Kriegsgericht, das über Blum zusammentrat, ohne jeden Beweis den Bericht, den die weiland „Ostdeutsche Post" von jener Rede Blums gegeben hatte, als unfehlbar an. Aber selbst in diesem Bericht fand das Kriegsgericht nur einen einzigen angeblichen Satz der Rede bedenklich, welcher gelautet haben sollte: „Man möge an die Stelle des früheren Bandes der Gewalt, welches die verschiedenen Nationalitäten des österreichischen Kaiserstaates zusammengehalten, das Band gemeinsamer Freiheit setzen." Nach dem Wortlaut der Rede in der Wiener Zeitung hat Blum an dieser

*) Wie Berthold Auerbach und E. Wittig, dieser im amtlichen „Dresdener Journal" vom 15. Nov. 1848, S. 134 Sp. 1.

*) A. a. O. S. 225.

Digitized by Google

Stelle nicht von der Zukunft, sondern von der Vergangenheit gesprochen, indem er ausführte, die zu Recht bestehende österreichische Verfassung habe an Stelle des Bandes der Gewalt das Band der Freiheit gesetzt. Aber selbst wenn der Redner von der Zukunft gesprochen hätte — der „verfassunggebende" österreichische Reichstag war ja noch in Wien an der Arbeit — und wenn er, der Nichtösterreicher, den Augenblick der Belagerung Wiens für geeignet gehalten hätte, um von der künftigen Verfassung Österreichs zu sprechen, so konnte doch kein Mensch — wie das Kriegsgericht tat — die Worte „das Band gemeinsamer Freiheit" so verstehen und auslegen, als habe Blum darunter die Republik verstanden. Denn sogar in Deutschland hatte er alle republikanischen Revolutionen seit dem März vom Grund seines Herzens verdammt und war gerade deshalb vom revolutionären Radikalismus verdammt worden. Und hier in Wien, wo die ganze Bewegung und alle Behörden nichts als die Erhaltung der kaiserlich beschworenen und gesetzlich verkündeten monarchisch-konstitutionellen Staatsverfassung erstrebten, hätte er sich mit Aufstellung eines republikanischen Programms einfach lächerlich gemacht. Das gegen Blum gefällte Todesurteil begnügte sich aber nicht einmal mit der frevelhaften Fälschung der Worte und des Sinnes seiner Rede, sondern es setzte die bewußte Lüge hinzu, er habe „am 23. Oktober l. J. in der Aula zu Wien durch Reden (!) in einer Versammlung zum Aufruhre aufgereizt!" Wir werden die Eigentümlichkeiten dieses „Urteils" später noch näher kennen lernen. Mein sterbender Freund Albert Bitzius, der edle schweizer Idealist und Staatsmann, sagte mir noch bei meinem Besuche an seinem Krankenlager in Bern im Sommer 1882: so entsetzlich, wie in Wirklichkeit, habe er sich das Verbrechen der Ermordung meines Vaters doch niemals vorgestellt! Und der Leser wird sehen, daß Bitzius Recht hatte!

Am nämlichen 23. Oktober, da Blum diese Rede in der Aula hielt, hatte übrigens Fürst Windischgrätz selbst „im Verlaufe des Belagerungszustandes befunden", daß er am 20. zu schroff gewesen sei, und verlangte nun bloß noch die Auflösung aller bewaffneten Corps, die „Sperrung" der Aula, Suspension aller Zeitungen, außer der „Wiener Zeitung", die nur amtliche Nachrichten bringen sollte, und die Auslieferung einer kleinen Anzahl von Personen, zu denen Blum natürlich nicht gehörte. Die Aufforderung, sofort in die schlecht verteidigte Stadt einzuziehen, lehnte der steife Feldherr aber

Digitized by Google

entrüstet ab. Denn er hielt es für unverantwortlich, im Interesse bloser Bürger Soldaten zu opfern. Dafür gab er Wien den Gefahren eines Bombardements preis.“*) Blum schrieb am 23. abermals an die Gattin, daß der Belagerungszustand ein kurzer sein werde, und daß er hoffe, bald reisen zu können.

Inzwischen hatte natürlich in Wien infolge der rechtlosen und unverständigen Drohungen des Fürsten Windischgrätz — nicht infolge der Rede Blums in der Aula — der „Aufruhr“ und die Gährung zugenommen, zumal da die Umzingelung der Stadt durch die kaiserlichen Söldner die Lebensmittel absperrte. Eine Menge meisterloser und gefährlicher Elemente machte sich bemerkbar, und so forderte denn der k. k. Major a. D. und Chef des Generalstabs der Wiener Nationalgarde Ernst Haug am 24. Oktober auf, ein „Elite-Korps“ aus Nationalgarden, Mitgliedern der akademischen Legion und Arbeitern zu bilden, „zum Schutze der Ruhe und Ordnung der Stadt und Bekämpfung der anarchistischen Elemente“. Das Corps sollte nur zum Ordnungsdienste verwendet werden. Blum und Fröbel meldeten sich, um sich in der gastlichen Stadt nützlich zu machen, als Freiwillige („Volontärs“), wurden aber schon am Tage ihres Eintrittes, am 26. Oktober, zu Hauptleuten gewählt, Blum in der ersten, Fröbel in der zweiten Kompagnie. Bei Blum meldete sich alsbald ein achtzehnjähriger, kleiner und schmächtiger Student der Mathematik aus Breslau als Freiwilliger: Eduard Lasker, der berühmte spätere deutsche Abgeordnete. Aber schon am nämlichen Tage (26. Oktober) verfügte der Oberkommandant Messenhauser bestimmungs- und vertragswidrig über das Elite-Corps, indem er es in die Gefechtslinie einrücken ließ, und zwar Blums Kompagnie in die gefahrvollste Stellung an der Sophienbrücke. Messenhauser mochte sich zu dieser Verwendung des Elite-Corps entschuldigt fühlen durch die Notlage, in die ihn der plötzliche umfassende Angriff der Kaiserlichen auf die Stadt versetzte, der am 26. begonnen hatte. Blum aber wurde durch diesen Befehl in den für sein Leben verhängnisvollsten sittlichen Konflikt versetzt. Der Befehl war an sich für Blum zweifellos unverbindlich und ungültig. Er hatte die Hauptmannstelle nur angenommen in einer Truppe der Ordnung, nicht des Kampfes. Dieser Kampf ging ihn im Grunde auch nichts an; denn er wurde ausgefochten um eine innerösterreichische Verfassungs- oder Machtfrage. So urteilen wir

*) Springer, a. a. O. S. 574.

Digitized by Google

Heutigen wenigstens über die Sache. Blum aber dachte darüber anders. „In Wien entscheidet sich das Schicksal Deutschlands," hatte er am 20. Oktober an die Gattin geschrieben. Und darin hatte er insoweit Recht, als Österreich allerdings erst nach Niederwerfung der Wiener Bewegung daran denken konnte und damit begonnen hat, jene antinationale, undeutsche und hochfahrende Politik offen zu bekennen, die sich an den Namen Felix Schwarzenberg knüpft und Preußen bis zur Schmach von Olmütz, ganz Deutschland in das erneute Elend des Bundestages und einer zehnjährigen Reaktion führte. Seiner Auffassung, daß in Wien sich das Schicksal Deutschlands entscheide, hatte Blum zudem nicht blos in dem vertrauten Briefe an die Gattin, sondern auch öffentlich Ausdruck gegeben. Endlich hatte er, wie wir sahen, schon am 18. den Entschluß der Abreise aus Wien gefaßt, weil die Wiener Behörden unmännlich mit papiernen Protesten statt mit denselben blanken Waffen, die man gegen sie kehrte, das Recht der Verfassung, die Errungenschaften der Märzrevolution zu verteidigen suchten. In solchem Lichte hätte Blum also sich selbst und den Männern erscheinen müssen, wenn er sich geweigert hätte, selbst in die Feuerlinie zu rücken, als seine Kompagnie dorthin befohlen wurde. Diese Teilnahme am Kampfe hat selbstverständlich einen der Vorwände zum Todesurteil gegen Blum abgegeben. Aber auch nur einen elenden Vorwand. Denn Fröbel, der ganz dasselbe getan, wurde straffrei entlassen. Von Hunderten von Offizieren und Tausenden von Soldaten, die auf Seiten der Stadt am Kampfe teilgenommen, wurde nicht Einer auch nur angeklagt — und vor Allem war Alles bis zum 29. Oktober im offenen Kampfe Geschehene durch die an diesem Tage abgeschlossene Kapitulation vergeben und vergessen!

Nachdem Robert Blum sich also ohne langes Bedenken, gleich Fröbel, dahin entschieden hatte, dem Befehle Messenhausers Folge zu leisten, hat er seine Kompagnie vom 26. bis 28. Oktober mit der größten Kaltblütigkeit und Tapferkeit in das mörderischste Feuer geführt und die ihm angewiesenen Stellungen behauptet. Das bezeugten mir später Eduard Lasker und der in Wien weilende Bruder des Frankfurter Abgeordneten Franz Raveaux, die mit ihm fochten. Vor Raveaux' Augen — der gleichfalls Hauptmann war — riß eine Kanonenkugel aus einer Barrikade einen Syenitstein weg, auf den Blum eben seinen Arm gestützt hatte und schleuderte jenen weit weg auf das Pflaster. „Wenn der nicht so schwer wäre," bemerkte Blum ruhig zu Raveaux, „so könnte man ihn nach

Digitized by Google

Hause schaffen und ein Andenken daraus machen lassen." Raveaux tat dies. Er ließ ein Tintenfaß daraus machen, das er mir im September 1878 schenkte. Als Blums Leute im heißen Feuer Zeichen der Unruhe gaben, rief er ihnen zu: „Kinder, die Kugeln, die Ihr pfeifen hört, tun Euch nichts." Schon in seiner Rede vor dem Parlament am 18. November berichtete Fröbel: „Robert Blum stand den Kroaten gegenüber. Er hatte fünf Kanonen, aber den strengsten Befehl in der Tasche, sie nicht zu gebrauchen." Am 22. Dezember 1848 schrieb Fröbel an Blums Schwester Gretchen, Frau Selbach in Köln: „Vom 26. bis zum 28. sah ich Ihren Bruder nicht wieder. Ich hörte aber von andern, daß er unterdessen mit einem Mute, der über jedes Lob erhaben war, ja sogar mit Lust und Freude, sich im Kugelregen und in anderen Gefahren befunden. Mehrere seiner Mannschaften fielen in seiner Nähe und Andere wurden verwundet. Eine Kugel fuhr ihm auf der linken Seite, am Herzen, durch das Rockfutter." Dasselbe bestätigte Blum schon am 30. Oktober in einem Briefe an die Gattin: „Ich habe am Sonntag (28. Oktober) noch einen sehr heißen Tag erlebt, eine Streifkugel hat mich unmittelbar am Herzen getroffen, aber nur den Rock verletzt." Diesen Rock erhielten wir später von Wien zurück. Das ehrenvollste Denkmal endlich hat der Kommandant des Elite-Korps selbst, der Major und Chef des Generalstabes der Wiener Nationalgarde, Ernst Hang, dem Kampfesmute Blums gesetzt, indem er — dem die Flucht nach Leipzig geglückt war — am Tage der Todtenfeier, welche Leipzig dem gefallenen Mitbürger am 27. November veranstaltete, in den Blättern der Stadt folgendes — stilistisch allerdings grauenvolle — Schreiben veröffentlichte: „Ich sehe mich besonders berufen, die heldenmütige Verteidigung der Rosemowski'schen Brücke während 36 Stunden, vom Hauptmann R. Blum kommandiert, als eine glänzende Kriegstat zu erklären, welche nur einem Verbande (!) von Mut und Kaltblütigkeit, wie ihn der edle Gefallene bewies, gelingen konnte. Ich lege diesen Nachruf als eine Immortelle auf den Sarkophag meines tapferen Kameraden R. Blum."

Die Nacht vom 28. zum 29. Oktober schlief Blum zum ersten Mal wieder im Bett, in Stadt London!*) Fröbel kampierte mit dem Rest seiner Kompagnie in einem Saale des Universitätsgebäudes. Am 29. früh um 5 Uhr kam Fröbel auch nach Stadt London zu Blum und Beide schrieben ihr Entlassungsgesuch,

*) Aus dem Briefe Fröbels an Frau Marg. Selbach v. 22. Dez. 1888, ebenso das Folgende.

Digitized by Google

das sie gegen 6 Uhr abschickten. Sie hatten ihren Mut hinreichend bewiesen, sich dagegen auch von der völligen Hoffnungslosigkeit ferneren Widerstandes gegen die schon bis an die Hälfte der inneren Stadt vorgedrungenen kaiserlichen Truppen überzeugt. Zu demselben Ergebnisse war nun endlich auch Messenhauser gelangt. In der sonntäglichen Stille des 29. Oktober verfügte sich eine Abordnung der städtischen Behörden zum Fürsten Windischgrätz auf den Laaerberg, von wo aus dieser die Kämpfe der letzten Tage geleitet hatte. Von den Türmen Wiens wehten weiße Fahnen. Der Fürst hielt zwar unbeugsam fest, daß die Stadt sich unbedingt unterwerfen müsse, und das wurde ihm zugestanden. Dagegen gab er, als die Abordnung um Milde und Gnade, selbst für die Deserteure der kaiserlichen Armee, die in Wien mit gefochten hatten, ihn anflehte, sein fürstliches Wort zum Unterpfande: er werde sich an Großmut nicht überbieten lassen. Nach der Rückkehr der Abordnung in die Stadt, machte Messenhauser bekannt, daß jede bewaffnete Kompagnie nunmehr über Unterwerfung oder Fortsetzung des Kampfes abzustimmen und den gefaßten Beschluß zu erklären habe. Es ließ keinen Zweifel, daß „Gewissen und Vernunft" nur die Unterwerfung beschließen könnten. Das geschah denn auch nach den stürmischsten Verhandlungen in der Stallburg, Nachmittags 4 Uhr. Der Studentenausschuß beriet in geheimer Sitzung gesondert über die schwere Frage. Auch hier waren die Ansichten geteilt. Da traten, mit großem Jubel begrüßt, Blum und Fröbel herein. Blum verlangte sofort das Wort und sagte: „Er sei zu der Überzeugung gekommen, daß man ohne Plan und Ziel seine Kräfte, sein Leben einer Bewegung geweiht, die keine Aussicht auf einen wahrscheinlichen Sieg habe; es sei auf Kräfte gerechnet worden, die man nicht besitze; man habe eine durch fünfzehn Kreuzer" (die Tageslöhnung) „hervorgerufene Kampflust für wahre Begeisterung des Volkes genommen. Jeder Versuch, den Kampf länger fortzusetzen, sei Wahnsinn, ja Verbrechen, weil man, wie die Sachen ständen, nicht siegen könne." *) Nachdem auch Fröbel in diesem Sinne gesprochen, entschied sich der Studentenausschuß für Unterwerfung. Blum hielt die Sache damit für erledigt. Am 30. schrieb er der Gattin: „Sobald der Verkehr wieder beginnt, reise ich ab und komme nach Leipzig."

Statt nun aber, nach Entgegennahme dieser Entscheidung vom 29. Oktober, sofort in die Stadt einzurücken, bestellte Fürst Windisch-

*) Darüber, daß Blum sich so ausgesprochen, sind alle Geschichtschreiber der Wiener Oktoberrevolution einig, selbst Helfert

Digitized by Google

grätz zunächst „eine gemischte Kommission von Offizieren und Gemeinderäten zur Beratung über die Einzelheiten der Entwaffnung", auch sollte eine neue (Kapitulations-)Punktation der Deputation entworfen werden. Darüber ging eine kostbare Zeit verloren. **) Diese Zögerung sollte aber geradezu verhängnisvoll werden, da die meisterlosen Elemente Wiens, die anarchistischen Fünfzehnkreuzermänner und die Deserteure, die der fürstlichen Großmut nicht trauten, dadurch Zeit gewannen, sich zusammenzurotten und die Herausgabe der Waffen verweigerten. „Es kann deshalb sehr schlimme Szenen im Innern geben," schrieb Blum am 30. an die Gattin.

Als Blum diesen Brief geschlossen hatte, trat aber ein weiteres Ereignis ein, welches die verzögerte Besitznahme der Stadt durch den Sieger noch verhängnisvoller machte: Am Nachmittage des 30. Oktober rückten nämlich die Ungarn zum Entsatze Wiens heran und lieferten bei Schwechat den Heerhaufen Jelacics ein Treffen, das sie allerdings schon nach kurzer Zeit abbrachen, um sich dauernd auf ungarischen Boden zurückzuziehen. Aber der unglückselige Messenhauser verlor dabei völlig den Kopf. Er übernahm das am Vorabend bereits niedergelegte Kommando ohne weiteres wieder, bestieg den Stephansturm, erließ von dort aus Bulletins, welche das siegreiche Vordringen der Ungarn meldeten und den Nationalgarden befahlen: „auch ohne Kommando unter das Gewehr zu treten, falls ein geschlagenes Heer sich unter den Mauern Wiens zeigen sollte," d. h. man solle das kaiserliche Heer vollends vernichten. Auf eine solche Losung hatte das anarchische Proletariat nur gewartet. Nun dachte es vollends nicht mehr an Ergebung, aber auch nicht mehr an Gehorsam. Messenhauser wurde zum Verräter erklärt, als er seine törichten Siegesbulletins und Befehle widerrief. Das ertrug der schwache Mann nicht. Er teilte den Oberbefehl mit Fenneberg, seinem Adjutanten, und deckte mit seinem Namen die wildesten Maßregeln des Pöbels, deckte dessen Auflehnung gegen jede gesetzliche Ordnung, billigte die Wiederaufnahme eines Kampfes, dessen Nutzlosigkeit und Nichtswürdigkeit Messenhauser sehr wohl einsah. Am 30. Oktober abends herrschte die schmachvollste Pöbelwirtschaft in Wien.

Herr v. Helfert, der ultramontane Ehrenretter des Fürsten Windischgrätz, hat den traurigen Mut besessen, in seinem Werke — das freilich anfangs anonym erschien — denn für die Falstaffs

*) Springer, a. a. O. S. 577.

Digitized by Google

ist der beste Teil der Tapferkeit Vorsicht — die völlig beweislose Verdächtigung ausgesprochen: Blum habe an diesem schuldvollen Kapitulationsbruch teilgenommen, Messenhausers Absetzung verlangt, ihn sogar am Leben bedroht und die Massen zur Fortsetzung des Kampfes aufgereizt. Herr v. Helfert wußte, daß er log, als er das veröffentlichte. Denn nicht einmal eine einzige der „zuverlässigen" Quellen, aus denen Herr v. Helfert sonst schöpft — die Berichte der Spitzel und Söldlinge der Wiener Standrechtskommission, der Dunder, Köcher und wie sie alle heißen mögen — gibt sich zur Genossin dieser Verdächtigung her. Ich habe dem ultramontanen Freiherrn daher auch schon 1878 in der „Gartenlaube" und in der Biographie meines Vaters*) öffentlich die Worte ins Gesicht geschleudert: „Herr v. Helfert nimmt diese Behauptungen ganz allein auf sich selbst und er hat es daher auch allein zu tragen, wenn hiermit erklärt wird: daß derjenige wissentlich und in der Absicht, einen Todten zu verleumden, die Unwahrheit sagte, der diese Behauptungen niederschrieb. Wissentlich und in der Absicht zu verleumden, denn er kannte den Bericht Fröbels vor der Paulskirche und wußte daher, daß Fröbel hier (am 18. November) erklärt hatte: „Nachdem dieses (unsere Demission und deren Annahme am 29. Oktober) vorüber war, haben wir an dem, was weiter geschah, keinen Anteil genommen". Insbesondere habe Blum nicht „noch nach der Kapitulation und während der Einnahme der Stadt unter Waffen gestanden und gefochten, das ist eine Unwahrheit. Wir haben die ganze Zeit vom 29. Oktober bis zum 4. November in unserem Gasthause zugebracht, mit wenigen Ausgängen in die Stadt." Zudem hatte Blum schon am 29. Oktober Morgens, als er sich von der Unhaltbarkeit der Stadt überzeugt und von der bloßen Einleitung von Kapitulationsverhandlungen gehört hatte, seine Stellung als Hauptmann niedergelegt und im Studentenausschusse zur Unterwerfung gemahnt. Seit dieser Zeit aber war die Kapitulation förmlich abgeschlossen, und zudem hatte Blum an Berthold Auerbachs Seite — wie dieser glaubhaft erzählt und Fröbel bei seiner eigenen Vernehmung vor dem Kriegsgericht bestätigt**) — am 30. Nachmittags auf dem Stephansturm durch das Fernglas geschaut, als die Ungarn schon auf eiligem Rückzuge begriffen waren. Welchen Beweggrund hätte Blum da, unter

*) S. 514.
**) v. Helfert, Bd. 3 S. 45 (Anhang).

Digitized by Google

so verzweifelten Umständen, hegen sollen, die Kapitulation freventlich zu brechen, die Ordnung und das Gesetz, für die er die Waffen getragen und sein Leben eingesetzt, ruchlos anzutasten, und mit jenen traurigen Helden zu fünfzehn Kreuzern sich gemein zu machen, die er am 29. Oktober im Studentenausschuß so verächtlich bezeichnet hatte. Endlich und hauptsächlich aber hat selbst das Kriegsgericht und dessen Urteil gegen Blum nicht den Schatten einer solchen Verdächtigung zu erheben gewagt!

Nachdem also Herr v. Helfert seit 1878 sein Brandmal als überführter öffentlicher Verleumder eines edeln Todten vor aller Welt herumschleppte, gefiel es dem ihm gleichwertigen, als Alexander Hafenbredl geborenen, späteren Grafen Alexander v. Hübner, in einem 1891 bei F. A. Brockhaus in Leipzig unter dem Titel „Ein Jahr meines Lebens, 1848—1849" herausgegebenen Tagebuche aus dem tollen Jahr, diese Verleumdungen und Lügen nicht nur zu wiederholen, sondern noch zu vergröbern, indem er, bei Schilderung der Wiener Szenen in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober, ohne Nennung eines einzigen Gewährsmannes, schrieb: „Volksredner forderten die fratzenhafte Menge auf, die Hofburg anzuzünden, die Nationalbank zu plündern, die Schwarzgelben auszurotten. Robert Blum fehlte natürlich nicht. Er machte sich wie immer **) durch die Geberden eines Wüterichs, durch sein Geschrei und die Heftigkeit seiner Deklamation bemerkbar. In dieser Nacht und an dieser Stelle sprach er das, nicht nur von Aufrührern gehörte Wort aus: „Zweihundert Menschen müßt Ihr noch latourisieren" — d. h. hinmorden wie den Kriegsminister Latour. Ich wiederholte darauf dem edeln Neugrafen in „Nord und Süd" *) die vernichtenden Worte und Beweise gegen diese Lüge, die ich schon dem Herrn v. Helfert entgegengeschleudert hatte und fuhr fort: „Ich sage dem Herrn Grafen von Hübner, mit dem Ausdruck der entsprechenden Wertschätzung dasselbe. Ich stelle ihm zur Wahl: entweder vor aller Welt diese Anschuldigung gegen Robert Blum ausreichend zu beweisen, oder vor aller Welt für den Rest seiner Tage als überführter Lügner und wissentlicher Verleumder eines edeln Todten zu gelten!" Diese Schrift ist dem Neugrafen zu Gesicht gekommen, er hat aber, bis er zur Grube gefahren, den geforderten Beweis so wenig angetreten, wie Herr v. Helfert seit 1878. So steht es mit diesen beiden Herren — und mit der Wahrheit!

**) Bübnersche Interpunktation.
*) 1891, S. 48.

Digitized by Google

Natürlich wurde der frevelhafte Kapitulationsbruch im Blute erstickt. Am Abend des 31. Oktober zog das ganze „kaiserliche" Heer in Wien ein. Am 1. November verkündete Windischgrätz von seinem Hauptquartier Hetzendorf aus den Belagerungszustand und das Standrecht für Wien und dessen Umgebung auf zwei Meilen Umkreis. Zum Diktator in Wien setzte er den General Cordon ein. Allgemeine Entwaffnung wurde befohlen. Blum lieferte infolge dessen am 2. November die einzige Waffe, die er besaß, „ein altdeutsches Schwert mit neusilbernem Griff, Lederscheide und Koppel" ab und „erwartete dessen Sendung in seine Heimat." Es ist später auch an die Familie gelangt. „Alle ohne standhältige Nachweisung der Ursache ihres Aufenthaltes in Wien weilenden Ausländer oder nicht nach Wien zuständigen Inländer" mußten die Stadt verlassen. Zum Militärkommandanten Wiens wurde der Kroat F. M. L. Csorich eingesetzt.

Natürlich hielten sich Blum und seine Freunde nun vollends so andauernd und so still in ihrem Hotel auf, daß der Abg. Schuselka, der eben dort abgestiegen war, nicht einmal von ihrer Anwesenheit in demselben Hause Kenntnis hatte.*) Blum schrieb, arglos wie immer, am 2. November an die Gattin: „Dem Vernehmen nach gehen heute die Posten wieder ab, hoffentlich folgt diesem Schritte bald auch die Möglichkeit, reisen zu können und ich komme dann nach Haus. Ich bleibe höchstens einen Tag, da ich nur zu lange hier verweilen mußte." Am nämlichen Tage richteten die vier in Stadt London wohnenden „Abgeordneten der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt", unter Beisetzung ihrer Wahlkreise, das Ersuchen an Csorich, ihnen „den nötigen Passierschein" zukommen zu lassen, damit sie „zu ihrem Berufe zurückkehren" könnten und baten um eine Audienz für den Nachmittag, um „den Nachweis über Person und Eigenschaft zu überreichen." Der gebildete Kroat erschrak heftig bei der Aussicht dieses Besuches, eröffnete „der Deutschen konstitutionellen Nationalversammlung in Stadt London", sie möge sich mit ihren Wünschen an den General Cordon wenden und richtete selbst ein entsprechendes Schreiben voll überwältigender unfreiwilliger Komik an diesen General. Nachdem die vier Abgeordneten hierauf zweimal vergebens versucht hatten, persönlich bei Cordon vorgelassen zu werden, baten sie ihn am 3. November schriftlich „um gütige Erteilung von Passierscheinen zum Antritt

*) Helfert, 3. Bd. S. 192.

Digitized by Google

der Rückreise", damit sie ihren „wichtigen Beruf" wieder aufnehmen könnten. Unterzeichnet waren, wie in dem Schreiben an Cserich: „Robert Blum aus Leipzig; Julius Fröbel für den Wahlkreis Reuß jüngerer Linie; Trampusch für Weidenau in k. k. Schlesien; Moritz Hartmann aus Leitmeritz."

Auf die Rückseite dieser Eingabe schrieb v. Cordon noch am nämlichen Tage den Auftrag an die Stadthauptmannschaft, die angeblich (!) im Hotel zur Stadt London wohnhaften Herren Robert Blum und Jul. Fröbel in militärgerichtlichen Vorhaft zu nehmen, unter Beschlagnahme ihrer Papiere und Effekten. Schon das eine Wort „angeblich" in diesem Haftbefehl beweist, daß der Diktator der Stadt bis dahin von der Anwesenheit Blums und Fröbels in Wien keine Ahnung hatte, daß ihre Verhaftung also nicht etwa erfolgte, weil er Schlimmes über sie erfahren hatte, namentlich daß sie mitgekämpft hätten. Denn das hatte Moritz Hartmann auch getan. Er hätte also auch verhaftet werden müssen. Die Verhaftung von Blum und Fröbel erfolgte vielmehr nur, weil sie angezeigt hatten, daß sie „Ausländer" seien und eines Passes zur Heimreise bedurften. Bezüglich solcher Menschen aber hatten Seine Durchlaucht Fürst Windischgrätz am 23. Oktober zu bestimmen geruht: „Alle Ausländer in der Residenz (!) sind mit loyalen Nachweisungen der Ursache ihres Aufenthaltes namhaft zu machen, die Paßlosen zur sofortigen Ausweisung anzuzeigen." Einzig aus diesem Grunde erfolgte am 4. November früh gegen 6 Uhr die Verhaftung Blums und Fröbels in „Stadt London". Die beiden Österreicher Trampusch und Hartmann blieben aus demselben Grunde ganz unbehelligt. Die Verleumder Robert Blums, die Herren v. Helfert und Neugraf Hübner, haben, in der ungeschickten Verteidigung ihrer Helden Windischgrätz und Schwarzenberg, selbst — ohne Ahnung davon, welche schwere Blutschuld sie damit ihren Helden aufbürdeten — den höchst dankenswerten urkundlichen Beweis aus dem Briefwechsel ihrer verschwägerten Helden geliefert, daß bei Blums Verhaftung und bis zu der grauenhaften Posse des Kriegsgerichts über ihn nicht der leiseste Verdacht eines Anklagegrundes gegen ihn vorlag!

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Des Vaters Ende. (4. bis 9. November 1848.)

Die Verhaftung Robert Blums selbst war schon eine schreiende Rechtsverletzung.

Denn am 29./30. September 1848 war von der Deutschen Zentralgewalt — an deren Spitze der österreichische Erzherzog Johann stand — ein Gesetz erlassen worden,*) welches die Verhaftung eines Abgeordneten des Frankfurter Parlamentes ohne Zustimmung dieser Versammlung nur zuließ im Falle „der Ergreifung auf frischer Tat." Auch in diesem Falle forderte das Gesetz, das mit dem Tage der Verkündung in Kraft getreten war, daß „der Nationalversammlung sofort von der Verhaftung Kenntnis gegeben werde und ihr allein die Entscheidung zustehe, ob die Haft aufzuheben oder aufrecht zu erhalten sei." Alle von der deutschen Centralgewalt verkündeten Gesetze erlangten auch sofort Gültigkeit für die deutsch-österreichischen Provinzen, die zum deutschen Bunde gehörten. Das Unverletzlichkeitsgesetz vom 30. September war aber zum Überfluß auch in der amtlichen „Wiener Zeitung" vom 5. Oktober als Gesetz bekannt gemacht worden.**)

Blum hatte dieses Gesetz selbst mitberaten, kannte es also sehr genau, und er wäre der Letzte gewesen, der gegenüber der Willkürherrschaft des Säbels in Wien nicht die Majestät des Gesetzes angerufen hätte. Er tat dies in einer die brutalen Gewalthaber am wenigsten verletzenden Form, die ihnen zugleich die lästige Verpflichtung abnahm, Blums Verhaftung sofort nach Frankfurt zu berichten. Er setzte nämlich gemeinsam mit Fröbel im Wiener Stabsstockhause am 5. November ein Schreiben an den Präsidenten der deutschen Nationalversammlung auf, in welchem er diesem Kunde von ihrer Verhaftung gab und auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. September um Schutz und Freiheit bat. Dieses Schreiben ist nie nach Frankfurt, noch zu den Akten des Kriegsgerichts gegen Blum gelangt, wohl aber noch am nämlichen Tage in das neue Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz Schönbrunn. Und nun bietet sich die Gelegenheit, den geheimsten Bekenntnissen der schönen Seelen, die damals Österreich in Wahrheit beherrschten, des Fürsten Windischgrätz und seines Schwagers des Fürsten Schwarzenberg,

*) Deutsches Reichsgesetzblatt v. 1848 Nr. 2.
**) Die sämtlichen amtlichen Nachweise im Wortlaut in meiner Biographie S. 533ff.

Digitized by Google

nach den unfaßbar unvorsichtigen Enthüllungen ihrer „Verteidiger" und „Ehrenretter" v. Helfert und Neugraf Hübner, gründlich nachzugehen.

Aus dem geheimen Briefwechsel der beiden Schwäger Windischgrätz und Schwarzenberg und des Fürsten Windischgrätz mit dem Minister Wessenberg vom 30. Oktober bis zum 5. November, den Helfert enthüllt hat, ist zunächst festzustellen, daß der Bezwinger Wiens von dem Schwager Schwarzenberg und vom Minister Wessenberg die Genehmigung verlangte, „alle schlechtgesinnten Abgeordneten," die er in der „Residenzstadt" in seine Gewalt bringen würde, „*standrechtlich*" zu behandeln. Von Blum war damals natürlich nicht die Rede, da man nichts von ihm und nichts über ihn wußte. Aber Fürst Schwarzenberg hatte doch schon am 3. November unwirsch geantwortet: „Wenn wir *juristische* Beweise hätten, wäre es ein Leichtes, die Betreffenden der *gewöhnlichen* gerichtlichen Behandlung zu überliefern" und am 5. hinzugesetzt: „von der Mitschuld mancher Reichstagsdeputierten an den Schändlichkeiten der letzten Revolution sei er *moralisch* überzeugt, allein an die *geheiligten Leiber der Volksvertreter* könne man nur durch *juridische* Beweise gelangen; lägen in dieser Beziehung konstatierte Daten vor, so könne viel Ersprießliches geleistet werden". Windischgrätz aber hatte beim Eintreffen dieses Schreibens in Schönbrunn am 6. November durchaus keine „juridischen Beweise" und „konstatierte Daten" zur Hand, vielmehr nur das — in seinen Augen gewiß höchst unbequeme — Schreiben Blums an den Präsidenten der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, welches dem Fürsten Windischgrätz ganz plötzlich offenbarte, daß das seltsame Wort seines fürstlichen Schwagers von den „geheiligten Leibern der Volksvertreter" sich nicht bloß auf österreichische Reichstagsabgeordnete beziehe — wie Schwarzenberg es wohl nur gemeint hatte — sondern daß die „Leiber" der Frankfurter Parlamentsabgeordneten sich einer gleichen „Heiligkeit" befleißigten und erfreuten. Und in der tiefen Zerknirschung über die beiden Noten des Schwagers vom 3. u. 5. November und der Eingabe Blums vom 5. — die er wahrscheinlich an Schwarzenberg mitsandte — gab er nun dem Schwager am 6. November Kenntnis von der „Einziehung der *beiden* (Frankfurter) *Deputierten Blum und Fröbel und von seiner* (des Fürsten Windischgrätz) *Absicht*, die beiden, um Dir etwaige diplomatische Schwierigkeiten zu ersparen, *einfach aus Österreich aus-*

Digitized by Google

weisen zu lassen". Diese unschätzbare Enthüllung danken wir dem Neugrafen Hübner. Aufs Klarste geht aus dieser Enthüllung hervor, daß Windischgrätz bis zum 6. November nicht die geringste Handhabe besaß, gegen seine beiden Frankfurter Gefangenen anders zu verfahren, als mit deren „Abschiebung" aus dem Kaiserstaate.

Fürst Schwarzenberg war der letzte, der sich selbst „etwaige diplomatische Schwierigkeiten" bereitete. Zudem hatte er selbst keine Ahnung davon, was und wer Robert Blum sei. Die skandalösen zahlreichen Liebschaften des Fürsten hinderten ihn zwar nicht, der Retter des Glaubens und der Monarchie in Österreich zu werden, aber doch an jeder ernsteren zeitraubenden Beschäftigung mit der Zeitgeschichte. So würde er denn wahrscheinlich die „Absicht" des Schwagers, die beiden unbequemen Frankfurter Abgeordneten „einfach aus Österreich ausweisen zu lassen" reichlich gebilligt und gesegnet haben, wenn sein „treuer Hübner" — so nennt sich der Neugraf bescheiden selbst — nicht gewesen wäre. Durch dessen Anwesenheit in Olmütz aber erhielt die Antwort Schwarzenbergs einen ganz anderen Inhalt und Charakter.

Herr v. Hübner — damals war er noch nicht Graf, sondern kaum kaltgestellter Hafenbredl — war ursprünglich ein kleines stumpfes Werkzeug in der Hand des Fürsten Metternich gewesen. Seine Einsicht und seine Kenntnisse waren in dem einen Satze unterzubringen, der als Inbegriff metternich'scher Staatskanzleiweisheit gelten kann: daß Freiheit, Verfassung, Revolution und Anarchie gleichbedeutend seien. Daran hat er als Hafenbredl, Freiherr und Neugraf v. Hübner festgehalten bis an sein Ende, bis er abgeholt wurde. Deshalb hat er auch aus der Geschichte der ganzen sechszig Jahre, die er mit Bewußtsein hätte durchleben können, von 1830 bis 1890, und die nach Ansicht anderer wirklich auch einige neue Tatsachen und Lehren enthalten hat, rein nichts gelernt. Vielmehr hat er alle in dieser Zeit handelnden Personen immer nur in der Verzerrung seiner durch das delirium reaktionale erzeugten Wahnvorstellungen vor sich gesehen. Man braucht nur einmal sein Tagebuch von 1848/49 nachzulesen, um die fossile und zwerchfellerschütternde Vormärzlichkeit dieses „geistreichen Schriftstellers" und „berühmten Diplomaten" in ihrer ganzen Wunderbarkeit zu genießen. Und dabei wird die unfreiwillige Spaßhaftigkeit des Verfassers noch erhöht durch den unerschütterlichen Ernst, mit dem er seit 43 Jahren abgetane Münchhausiaden der schwarzen Reaktion von 1848 im Jahre 1891 wieder aufzutischen wagte.

Digitized by Google

Robert Blum gehörte nun am allerwenigsten zu seinen Lieblingen. Unter den „Übelgesinnten", welche in dem „Tagebuche" des Neugrafen Hübner gebührend gebrandmarkt werden, kommt keiner schlechter weg, als Blum. Und der ci-devant Hafenbredl hatte dazu auch einen in seinen Augen und bei seinem Charakter mehr als zureichenden Grund. Denn als der Baron v. Hübner im Jahre 1843 k. k. österreichischer Generalkonsul in Leipzig war, hatte er sich angemaßt, sich in allerlei innere Angelegenheiten dieser Stadt und Sachsens zu mischen, die ihn und seinen Brodherren, den Fürsten Metternich, nicht das geringste angingen. Robert Blum hatte diese unbefugten Einmischungen im Stadtverordnetenkollegium und in der Presse zur Sprache gebracht und gegeißelt — und die Folge war gewesen, daß Herr v. Hübner die entsprechenden Nasen von oben bekam und sogar von Leipzig abberufen wurde. Selbstverständlich war nur Robert Blum an dieser ärgerlichen Hemmung der freiherrlichen Laufbahn schuld, und man kann sich denken, in welchem entsetzlichen Lichte der „Übelgesinnte" Blum *damals*, als die frische Wunde noch blutete, dem edeln freiherrlichen Dulder erschien, da dieser *noch* 1891, d. h. 43 Jahre später, folgenden Unsinn über Blum aus dem „Tagebuch von 1848/49" zu veröffentlichen wagte.

Die Jugendgeschichte des Vaters tut nämlich Herr v. Hübner mit den Worten ab: „Obgleich Robert Blums Unterricht ein sehr unvollkommener war, lernte er, als Autodidakt, doch genug, um für Blätter des Umsturzes zweiter Kategorie Artikel liefern zu können." Und, setzen wir hinzu, sogar weit besser schreiben zu können, als Herr v. Hübner. Denn der Ausdruck „Umsturzes zweiter Kategorie" in dem vorstehenden Satze beweist doch eine geradezu schülerhafte Unbeholfenheit der Sprache. Dann fährt das Tagebuch fort: „Seit 1830 widmete sich Blum dem Kultus der Revolution." Was hieran wahr ist, kann der Leser dieser Blätter*) selbst ermessen: *Nichts!* Denn Blum war 1830 dreiundzwanzig Jahre alt, bildungslos, mittellos und fast ohne Interesse am politischen Leben. Seine allerersten öffentlichen Schritte fallen in das Jahr 1837 und betrafen nicht den „Kultus der Revolution", sondern die Gustav-Adolf-Feier in Lützen und die Begrüßung der edeln Göttinger Professoren Dahlmann und Albrecht, die ja freilich in Herrn v. Hübners Augen sicherlich auch „Revolutionäre und Anarchisten" waren, da

*) Oben S. 8 bis S. 48.

Digitized by Google

sie den Eidbruch des Königs v. Hannover, Eidbruch genannt hatten. Den „Kultus der Revolution" hat Blum überhaupt, wie früher eingehend dargelegt wurde,*) so wenig betrieben, daß er selbst unter der heftigsten und bis zu einem gewissen Grade begreiflichen Erregung der Massen, wie in den Leipziger Augusttagen 1845, in den Leipziger Märztagen 1848, in den Frankfurter Septembertagen 1848, stets gemahnt hat, den Boden des Gesetzes nicht zu verlassen, und daß er jede revolutionäre bewaffnete Erhebung des Jahres 1848 aufs schneidendste verdammt hat. Der spätere Graf Hübner schreibt daher wissentlich die Unwahrheit in sein „Tagebuch" in den Worten: „Wir haben Robert Blum am Werke gesehen in Leipzig 1845, in Frankfurt in den Septembertagen, welche Lichnowsky und Auerswald das Leben kosteten." Denn während der Leipziger Schreckensscenen im August 1845 war Blum, wie wir sahen, in der Stadt garnicht anwesend, und nach seiner Rückkehr dankte die Bürgerschaft lediglich seinen maßvoll mahnenden Worten die Bewahrung vor den Gräueln eines Straßenkampfes, die Erhaltung der gesetzlichen Ruhe und Ordnung. In Frankfurt aber kann Herr v. Hübner Blum nur an demselben „Werke" gesehen haben, an dem Werke: im Klub, wie, mit eigener ernster Lebensgefahr, vor der Barrikade, die aufgeregten Massen zur gesetzlichen Ordnung zu mahnen, wenn Herr v. Hübner nicht lügen wollte!

Mit dem Erscheinen Blums in Wien verdicken sich nun die lügnerischen Verleumdungen über ihn im Hübner'schen Tagebuche so, daß ihre Hinwegräumung in ganz ungebührlichem Maße Raum und Geduld beanspruchen würde. Mit einigen der deliriösesten dieser Verleumdungen, z. B. mit der, daß Blum sich am Kapitulationsbruch vom 30. Oktober in Wien beteiligt habe, ist überdies schon oben aufgeräumt worden. Aber einige dieser Hübnerschen Tagebuchlügen sind doch für den Neugrafen zu kennzeichnend, um sie übergehen zu können. So die folgende:**) „Blum und Fröbel bemühen sich seit dem 17. Oktober in Wien wacker das Feuer zu schüren. Unter ihrem Einflusse gewinnt das anarchische Element sichtlich an Boden. Blum insbesondere fehlt bei keiner revolutionären Versammlung, hält, auf öffentlichen Plätzen, Ansprachen an das Volk, verteilt Brandschriften, sucht, mit einem Worte, sich der Leitung des Aufstandes zu bemächtigen. Für den Oberbefehlshaber Messenhauser sind daher die Umtriebe dieses großen und einfluß-

*) Oben S. 27 bis S. 48.
**) Die falsche Interpunktion überall genau nach Hübner S. 267.

Digitized by Google

reichen Hauptes der revolutionären Gesinnungsgenossen eine Verlegenheit und eine Gefahr. Er hat auch nicht gezögert, den beiden Abgeordneten zu bedeuten, er meine, sie täten gut, sofort abzureisen." Statt dessen aber „verloren Blum und Fröbel, immer unfähig einen Entschluß zu fassen, eine, für sie, kostbare Zeit und sehen sich heute" (Tagebuch vom 26. Oktober) „in ihren eigenen (?) Netzen gefangen". Man vergleiche mit diesen haarsträubenden Lügen die Wahrheit: daß Blum schon am 17. Oktober der Gattin schrieb, er werde noch in derselben Woche abreisen; daß er an Ausführung dieses Vorhabens nur durch die Paßlosigkeit seines Freundes Fröbel gehindert wurde; daß beiden Abgeordneten dann, als sie reisen konnten, und zwar schon am 20. Oktober, wahrheitswidrig vorgespiegelt wurde, sie könnten nicht mehr aus Wien heraus, weil die Wiener Behörden das „moralische Gewicht" der beiden Abgeordneten gegen die „anarchischen Elemente" nötig hatten.*) Von all den aufrührerischen Reden und Taten endlich, die Blum damals begangen haben soll, wissen die Wiener Zeitungen jener Tage, auch die wildesten, kein Wort zu sagen, außer von Blums Rede in der Aula vom 23. Oktober, deren Harmlosigkeit früher dargelegt wurde, und die schon der amtlichen Wiener Zeitung — geschweige denn der „anarchischen" Presse — „zu matt" war. Herrn v. Hübners außerordentliche Begabung für unfreiwillige Komik offenbart sich hier wieder einmal dadurch, daß er den vollendetsten und naturgewaltigsten Redner des Revolutionsjahres in der Aula am 23. Oktober sagen läßt: „Wenn Wien unterliegt, wird der Geist der Vergeltung seine nach Rache schreienden (!) Flügel entfalten und die deutschen Fürsten werden in nichts versinken." Der Neugraf Hübner hatte noch 1891 keine Ahnung von dem vollendeten Blödsinn, den er Robert Blum in den Mund legte! Endlich geht auch aus der oben überall vollbewiesenen Darstellung des Aufenthaltes und Wirkens Blums in Wien hervor, daß dieser nie im entferntesten daran dachte, „sich der Leitung des Aufstandes zu bemächtigen". Das Gegenteil bezeugt aber auch Fröbel direkt in dem bereits erwähnten Briefe an Blums Schwester vom 22. Dezember 1848; denn da sagt er: „Hätte er gewollt, so wäre die Leitung der Dinge sehr bald in seinen Händen gewesen." Diese sämtlichen Hübner'schen Verleumdungen Blums erweisen sich also als faustdicke Lügen oder als fratzenhafte Wahnvorstellungen seines delirium reaktionale.

*) S. 53 bis 57.

Digitized by Google

Wenn nun der Neugraf Hübner diesen ganzen Unsinn noch 43 Jahre später, 1891, gedruckt zu wiederholen wagte, so läßt sich als zweifellos annehmen, daß er das alles und wahrscheinlich noch viel mehr „seinem Fürsten Felix" (Schwarzenberg) am 7. November 1848 völlig bedenkenfrei aufgebunden haben wird, und daß dieser „edle" Fürst „seinem treuen Hübner" blinden Glauben schenkte und vermutlich sogar sehr dankbar war, da er von Robert Blum rein nichts wußte, sintemal dieser weder mit Maitressen noch mit Pfaffen in Verbindung stand. So ist die Antwort Schwarzenbergs an den Schwager Windischgrätz vom 7. November 1848 entstanden, die Blums tragisches Schicksal entschied. Herr v. Helfert hatte vor länger als 34 Jahren aus diesem Schreiben nur eine einzige Stelle mitgeteilt, aber auch nicht im Wortlaut, sondern in indirekter Rede, den ganzen übrigen Inhalt des Briefes aber sorgfältig verschwiegen. Diese Stelle lautete bei Helfert: „Fürst Schwarzenberg (er) bittet seinen Schwager Windischgrätz um Schonung für die schlechtesten (!) unserer Reichstagsdeputierten; mit Blum aber möge der Feldmarschall nach Ermessen" (also nicht nach „juridischen Beweisen", sondern nach reiner Willkür!) „vorgehen, er verdiene Alles." Es ist klar, warum Helfert nicht mehr aus diesem Briefe mitteilte: denn sein Werk galt der Belobigung des Fürsten Windischgrätz und dem Nachweise, daß Blum nicht aus Willkür dieses Feldherrn, sondern infolge eines unantastbaren Rechtsverfahrens verurteilt und hingerichtet worden sei.

Herr v. Hübner verfolgt zwar denselben lauteren Zweck, aber er besitzt bei weitem weniger Einsicht als Herr v. Helfert und so krönt er denn die Kennzeichnung seiner beiden Helden Schwarzenberg und Windischgrätz und des sogenannten Rechtsverfahrens gegen Robert Blum, indem er uns S. 288 seines „Tagebuches" auch den übrigen von Helfert sorgfältig verschwiegenen Inhalt des Schwarzenbergischen Schreibens vom 7. November ausplaudert. Dieser Inhalt lautet: „Blums Privilegien als Mitglied des Frankfurter Reichstags haben keine gesetzliche Kraft in Österreich." Schon diese kolossale Unwissenheit kennzeichnet den „Fürsten Felix" und seinen Ratgeber, „den treuen Hübner", treffend. „Die Privilegien des Standrechts sind die einzigen, welche er hierzulande beanspruchen kann." „Er (Schwarzenberg) erkennt" — fährt Hübner fort, in bescheidener Verschweigung des Vermittlers dieser „Erkenntnis" — „in Robert Blum den hervorragendsten unter den

Digitized by Google

deutschen Anarchisten; er wurde, sagt sich" (? via Hübner) „der Fürst, ‚mit den Waffen in der Hand ergriffen'" — auf derselben Seite 288 des „Tagebuchs" muß Hübner selbst einräumen, daß dies eine Lüge ist, von wem kam denn diese Lüge nach Olmütz? — „er trug diese Waffen gegen eine zu Recht bestehende regelmäßige Regierung" — gleichfalls nicht im mindesten, sondern gegen einen völlig gesetz- und verfassungswidrig handelnden Feldherrn — „das Gesetz ahnt (!!) derlei Verbrechen mit dem Tode. Er muß die Folgen seiner Handlungen tragen. Wenn er verurteilt und hingerichtet wird, so werden seine Genossen erfahren *) daß wir uns nicht vor ihnen fürchten. Daher lasse man der Gerechtigkeit (?!) freien Lauf. Ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Man muß die großen Verbrecher strafen." Das ist sein Gedankengang. Er verlangte also, daß Blum vor das Kriegsgericht gestellt werde, der Name Fröbels blieb ihm, vielleicht absichtlich, in der Feder." Natürlich, denn Fröbel hatte Herrn v. Hübner keine Rüge und keine Abberufung von Leipzig zugezogen, wenn er auch in Wien genau dasselbe getan hatte wie Blum und politisch erheblich radikaler („anarchischer") gesinnt war, als dieser. Aber der einzige Zweck der „Verurteilung und Hinrichtung" Blums, den dieser Brief mit schamloser Offenheit enthüllt: Den „Genossen" Blums Furcht einzujagen, d. h. dem Frankfurter Parlament einen Machtbeweis des durch Schwarzenberg vertretenen reaktionären Österreich zu geben, dieser edle Zweck konnte durch eine willkürliche Begnadigung Fröbels noch vollständiger erreicht werden als durch die willkührliche Hinrichtung Blums allein. Selbst Herr v. Hübner räumt das unbewußt ein, indem er S. 292 seines Tagebuches schreibt: „Am 10. und 11. wurde Fröbel verhört, zum Tode verurteilt und, weil sein Name in dem obigen Schreiben des Fürsten Felix an Windischgrätz nicht erscheint, von letzterem begnadigt und einfach als Landstreicher „mittelst Schub" über die Grenze geschafft."

Es ist ganz klar, daß dieser Brief eines gewissenlosen frömmelnden Wüstlings, der in seinem Leben allerdings vor keiner „Verantwortlichkeit" für irgend ein Verbrechen zurückschreckte,*) die

*) Hübnersche Interpunktation.

*) Vgl. Sprenger a. a. O. S. 592. Als er nach einer durchbuhlten Nacht starb, schrieb Bismarck: „Der Teufel hat ihn geholt."

Digitized by Google

einzige Ursache der Tödtung Robert Blums war, und daß der angeblich „freie Lauf der Gerechtigkeit", der Prozeß und das Urteil gegen Blum die widerlichste Posse eines „Rechtsverfahrens" darstellt, welche die Geschichte kennt. Daß dieser Brief allein das Schicksal Blums entschied, ihn zum Tode und zur Hinrichtung verdammte, darüber sind Helfert und Hübner einig. So schreibt Hübner: „Dieser Brief wurde sogleich durch einen Offizier nach Wien gesandt und dem Feldmarschall am nächsten Morgen (8. November) eingehändigt. Am selben Tage hatte Blum sein erstes und einziges Verhör zu bestehen." Beim Morgengrauen des 9. November war er bereits erschossen. Es ist ganz klar und unbestreitbar, daß diese Tödtung ein völlig willkürlicher und gesetzloser Gewaltstreich, also ein Meuchelmord war, und wir kennen nun, dank den Herren v. Helfert und v. Hübner, auch die Meuchelmörder! Fürst Felix schrieb: „Ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich" und sie gebührt ihm in der Tat in erster Linie, obwohl wir auch die Verdienste des Fürsten Windischgrätz und des „treuen Hübner" dabei nicht verkümmern wollen.

Aber selbst der unerschrockene Fürst Felix bebte bei genauerer Überlegung doch zurück vor den Folgen der Bluttat, die er am 7. November angestiftet und verlangt hatte. Am 8. November schrieb Schwarzenberg nämlich seinem Schwager: „Die Reichstagsdeputierten seien nicht standrechtlich zu behandeln, wenn sie nicht in flagranti*) verhaftet werden könnten, sie sind auf freien Fuß zu lassen, wohl aber alle rechtlichen Anzeigen zu sammeln, damit sie den ordentlichen Gerichten überliefert werden können. Ein anderes Verfahren würde uns die größten Schwierigkeiten bereiten." Inzwischen hatte nämlich der im Rechte völlig unbewanderte Fürst sich offenbar nicht bloß bei seinem „treuen Hübner", sondern auch bei Leuten, welche etwas vom Recht verstanden und das bestehende Recht nicht einfach hinweglogen, über das von Blum zu seinem Schutze angerufene Frankfurter Unverletzlichkeitsgesetz erkundigt, von welchem er tags zuvor kurz und frech geschrieben hatte, es habe „keine gesetzliche Kraft in Österreich". Und da hatte er denn, offenbar zu seinem namenlosen Erstaunen erfahren, daß dieses Gesetz allerdings unzweifelhaft in Österreich Rechtsgültigkeit besitze, in der Wiener Zeitung vom 5. Oktober mit Gesetzeskraft verkündet worden sei. Dieses Schreiben Schwar-

*) „Auf frischer Tat", wie das Reichsgesetz v. 30. Sept. sagt.

Digitized by Google

zenbergs vom 8. November fällt also selbst die schneidenste Verurteilung über das gegen Blum verübte sogenannte Rechtsverfahren. Denn dieses Schreiben hätte Blum, als es am Morgen des 9. November in Wien eintraf, sofort frei gemacht, — wenn er nicht bereits erschossen gewesen wäre! Für Herrn v. Hübner aber ist bezeichnend, daß er dieses Schreiben „seines Fürsten Felix", obwohl er es genau, mindestens aus Helferts Werk kannte, der es mitteilt, mit keinem Worte erwähnt! Wie hätte er dann auch in seinem 1891 veröffentlichten „Tagebuche" den an Blum durch seine eigene Anstiftung und Beihülfe verübten Meuchelmord (S. 292) einen tadellosen „Akt der Gerechtigkeit, ein Verdienst um Österreich und Europa" nennen können! Ich meinerseits habe alles das Vorstehende dem Grafen Hübner schon 1891*) vor aller Welt offen ins Antlitz geschleudert. Er hatte aber seine guten Gründe dafür, bis zu seinem Ableben kein Wort der Verteidigung dagegen vorzubringen — er konnte nicht!

Diese Enthüllungen von Leuten und in Werken, die das Lob der Fürsten Schwarzenberg und Windischgrätz singen, überheben mich der traurigen Pflicht, dem sog. „Rechtsverfahren" gegen Blum näher nachzugehen. Ich habe das in der Biographie meines Vaters, nach dem 1878 vorliegenden Quellenmaterial, zudem schon so erschöpfend getan,**), daß ich alle Leser, die sich für die Ungeheuerlichkeiten dieses Verfahrens im einzelnen interessieren, auf jene Darstellung verweisen kann.

Der Vater hatte natürlich keine Ahnung von dem Mordplan, der inzwischen gegen ihn in Olmütz und Schönbrunn geschmiedet wurde. Er erwartete zuversichtlich, schon auf Grund des Unverletzlichkeitsgesetzes, seine Freilassung in den nächsten Tagen. Am 6. November gab er der Gattin in dieser Zuversicht Kenntnis von seiner plötzlichen Verhaftung und fuhr fort: „Denke Dir indessen nichts Schreckliches, ich bin in Gesellschaft Fröbels und wir werden sehr gut behandelt. Sei also ruhig und wenn Du das bist, wirst Du zu meiner Ruhe wesentlich beitragen; ich denke Dich stark und gefaßt und bins deshalb selbst. Leb' recht wohl, bleibe gesund und heiter, grüße alle Freunde und empfange für Dich und unsere lieben Kinder von Herzen Gruß und Kuß von Deinem Robert." An die Seinen dachte er, wie Fröbel in seinem mehrerwähnten

*) In „Nord und Süd" a. a. O.
**) S. 537—571.

Digitized by Google

Briefe vom 22. Dezember der Schwester des Vaters berichtete, auch im Gefängnisse „viel und als er einmal, am Fenster sitzend, vor dem Kinder spielten, zu mir sagte: „sieh, da geht mein Kleiner" — (ich weiß den Namen nicht mehr), sah ich, daß seine Hand zitterte und seine Augen feucht waren".

Einen weiteren Beweis für die Tatsache, daß man in Wien keine Anklagepunkte gegen Blum besaß, ehe der brutale Befehl zu seiner Vernichtung und Ermordung aus Olmütz eintraf, bietet die Eingabe, die er mit Fröbel am 7. November an den General Cordon richtete. Es war eine Beschwerde darüber, daß ihnen seit dem 4. November „nicht einmal ein Verhör, und damit die Gelegenheit, ihr Recht geltend zu machen", gewährt worden sei. Ohne den Ukas aus Olmütz vom nämlichen Tage wäre Blum, nach dem Vorschlage des Fürsten Windischgrätz vom 6. November an seinen Schwager, in den nächsten Tagen ohne Verhör „einfach per Schub ausgewiesen" worden. Als die beiden Abgeordneten auch auf diese Eingabe keinen Bescheid erhielten, richteten sie am 8. November einen förmlichen „Protest" gegen ihre Gefangenhaltung auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. September an Cordon, den ich im Konzept des Vaters besitze und in dem auf Fröbels Wunsch einige Drohungen klug beseitigt wurden. Auch dieser Schritt würde, trotz des Ukases aus Olmütz, bei Windischgrätz die erwünschte Wirkung geübt haben — dem der Protest sofort mitgeteilt wurde — wenn *der sächsische Gesandte v. Könneritz* in Wien, wie seine Pflicht war, und ihm vom auswärtigen sächsischen Minister v. d. Pfordten mit rühmlichem Eifer sofort, nachdem man in Dresden von Blums Verhaftung Kenntnis hatte, befohlen worden war, zum Schutze des bedrohten Landsmannes ein einziges Mal zum Fürsten Windischgrätz sich bemüht und diesem einfach die Bekanntmachung des Reichsgesetzes vom 30. September in der Wiener Zeitung vom 5. Oktober vorgelegt hätte. Denn dagegen konnte auch ein Willkürbefehl Schwarzenbergs nicht ankämpfen, wie dieser ja selbst der einfachen Kenntnis dieser Tatsache am 8. November — für Blum zu spät! — sich beugte. Aber das Verhalten des Herrn v. Könneritz war über alle Beschreibung feig und schmachvoll,*) so daß dieser Gesandte wegen gröblichster Verletzung seiner Pflichten und gänzlicher Unfähigkeit von Wien abgerufen und kaltgestellt wurde. Leider zu spät!

*) Es ist von mir in *meiner* Biographie des Vaters S. 524/30 an der Hand nur amtlicher Quellen gebührend gebrandmarkt worden.

Digitized by Google

Denn inzwischen nahm Blums Verhängnis seinen Lauf. Am 8. November abends wurde er zum Verhör vor das Kriegsgericht gerufen. Hier gab er zu, was richtig war: seine Rede in der Aula am 23. Oktober, seine Beteiligung am Kampfe bis zum 28. Oktober abends, die durch die Kapitulation vom 29. 30. vergeben und vergessen war, wenn sie überhaupt zur Anklage dienen konnte, und bestritt alle unsinnigen Verdächtigungen, wie die: daß er im Gasthaus zum „Roten Igel" Messenhauser beim Kaffee die Präsidentschaft der österreichischen Republik angetragen habe. Diese Albernheiten spielen auch im Urteil weiter keine Rolle, dagegen natürlich noch 1891 im Tagebuche des Neugrafen Hübner eine sehr schreckliche. Am Schlusse des Verhörs berief sich Blum, wie das Protokoll des Kriegsgerichts ausweist, noch einmal nachdrücklich auf seine Unverletzlichkeit. Er hat also zu Ehren der Majestät des Gesetzes bis zuletzt seine Schuldigkeit getan. Nach dem Verhör durfte er noch einen Augenblick zu Fröbel in die alte Zelle treten, sagte diesem beim Abschied: „Auf Wiedersehen!"*) und wurde dann in ein anderes Zimmer geführt, das er mit drei anderen Gefangenen, dem Romanschriftsteller Camillo Hell, einem Polen Terzky und Herrn v. Schlechta teilte. Die Vier verbrachten noch längere Zeit in heiteren Gesprächen,**) dann legte sich Blum zur Ruhe und schlief, bis er am Morgen vor 5 Uhr aus gesundem, tiefem Schlafe geweckt wurde.

Er wurde in ein anderes Zimmer geführt, und hier verlas ihm der Auditeur des Kriegsgerichts das Todesurteil. Blum wollte und konnte nicht an den Ernst dieses Spruches glauben, auf Grund solcher Tatsachen und Angesichts des Unverletzlichkeitsgesetzes, brachte auch seine Zweifel zum Ausdruck, erhielt aber den Bescheid, daß es mit dem Urteil und dessen Vollstreckung um sechs Uhr voller Ernst sei. Mit dem Pater Raimund vom Schottenkloster, der zu seiner geistlichen Tröstung erschien — und außerdem den geheimen, aber nun nutzlosen Auftrag hatte, ihm eine große, von den Frankfurter Freunden gesammelte Summe zur Bestechung der Gefängniswärter anzubieten — unterhielt sich der Verurteilte freundlich und herzlich und bot ihm am Ende zum Andenken seine Haarbürste an. Von einer „Bekehrung" Blums durch diesen „im Unterschiede von so vielen Pfaffen ehrenwerten, wahrhaft christlichen Mann" — wie Blum ihn beim Abschied nannte

*) Schreiben Fröbels an Blums Schwester v. 22. Dezember 1848.
**) Fröbel, ebenda.

Digitized by Google

— konnte gar keine Rede ſein. Denn den Troſt, den der Pater Raimund ſpenden konnte, trug Blum ſchon in ſich und noch weniger konnte und wollte er dieſen Troſt erkaufen durch die Unterwerfung unter eine Kirche, von deren gleißendem Scheine er ſich in erſchütternder Seelennot und kühnem Wahrheitsringen ſchon ſeit frühen Knabenjahren für immer abgewendet hatte. Vor allem aber fehlte es durchaus an der zu einem derartigen Bekehrungsverſuch — und vollends Bekehrungserfolg — erforderlichen Zeit. Denn die Vollſtreckung des Bluturteils — die Abholung des Opfers zur Richtſtätte — war ſchon auf ſechs Uhr feſtgeſetzt, und in dieſer letzten Stunde ſeines Lebens wollte Blum vor allem Abſchiedsbriefe ſchreiben, was er denn auch getan hat. Da ſonach für die ultramontane Legende von Blums reuiger Bekehrung, die von den Herren v. Helfert und v. Hübner gleich eifrig kolportiert wird, keine Minute übrig bleibt, ſo helfen ſich die frommen Legendenmänner in ihrer Weiſe. Herr v. Helfert behauptet nämlich: die Worte, die Blum nach fünf Uhr morgens unter den letzten Brief an die Gattin ſchrieb „5 Uhr, um 6 Uhr habe ich vollendet" hätten gar nicht unter dem Briefe geſtanden. Um dieſen dreiſten ultramontanen Winkelzug abzuſchneiden, habe ich den letzten Brief des Vaters in treueſter handſchriftlicher Nachbildung meinem biographiſchen Werke beigegeben. Man ſieht daraus, daß unter der von Helfert beſtrittenen Zeitangabe der Abfaſſung des Briefes noch fünf ganze Zeilen folgen, und dann noch — das Viſum des Stabsanditeurs v. Wolferom, „Wfrm." Herr v. Hübner aber erfindet, um für ſeine Bekehrungslegende die notdürftig ausreichende „Zeitſpanne" zu gewinnen, eine gemütliche Standrechts-Uſance, die darin beſtanden haben ſoll, daß dem Opfer „dem Standrecht gemäß zwei Stunden zugeſtanden wurden, um ſeine letzten Beſtimmungen zu treffen". Herr v. Helfert, auch ein ergrauter Kenner des Standrechts, weiß von dieſer Gnadenfriſt nichts. Aber ſelbſt der Neugraf Hübner beeilt ſich hier, wie ſonſt ſo häufig, eigenhändig den Beweis zu erbringen, daß er wiſſentlich die Unwahrheit geſagt hat. Denn bei Schilderung eines anderen ſtandrechtlichen Falles ſchreibt er (S. 272) über das „ſummariſche Verfahren des Kriegsgerichts": „Sie werden ſofort vor die Trommel geſtellt, gerichtet, geurteilt, erſchoſſen."

In Wahrheit dauerte die Unterredung zwiſchen Pater Raimund und Blum nur wenige Minuten, und an deren Schluß bat der Verurteilte den „guten Mönch" keineswegs „um Wiederauf-

Digitized by Google

nahme in den Schooß der allein seligmachenden Kirche", wie die beiden Legendenmänner unterstellen, sondern lediglich um Schreibmaterialien, die Blum auch sofort zugingen. Darauf schrieb er folgende erschütternden Abschiedsbriefe, in welchen die ganze Gemüts- und Gefühlstiefe, die ganze Seelengröße des Mannes sich ausprägt. Zunächst den unvergeßlichen Brief an die Gattin:

„Mein teures, gutes, liebes Weib, lebe wohl! Wohl für die Zeit, die man ewig nennt, die es aber nicht sein wird. Erziehe unsere — jetzt nur Deine Kinder zu edeln Menschen, dann werden sie ihrem Vater nimmer Schande machen. Unser kleines Vermögen verkaufe mit Hilfe unserer Freunde. Gott und gute Menschen werden Euch ja helfen. Alles, was ich empfinde, rinnt in Tränen dahin, daher nur nochmals leb wohl, teures Weib! Betrachte unsere Kinder als teures Vermächtnis, mit dem Du wuchern mußt, und ehre so Deinen treuen Gatten. Leb' wohl, leb' wohl! Tausend, tausend, die letzten Küsse von Deinem Robert.

Wien, den 9. November 1848.

Morgens 5 Uhr, um 6 Uhr habe ich vollendet.

Die Ringe hatte ich vergessen; ich drücke Dir den letzten Kuß auf den Trauring. Mein Siegelring ist für Hans, die Uhr für Richard, der Diamantknopf für Ida, die Kette für Alfred als Andenken. Alle sonstigen Andenken verteile Du nach Deinem Ermessen. Man kommt! Lebe wohl, wohl!"

Dann schrieb er an Carl Cramer, den langjährigen Leipziger Freund und Redakteur der „Vaterlandsblätter":

„Lieber Freund!

Es ist 5 Uhr und um 6 werde ich erschossen. Also nur zwei Worte: Lebe wohl, Du und alle Freunde. Bereite meine Frau langsam vor auf das Geschick des — Kriegs. Schreibe Günther meinen letzten Gruß. Ich sterbe als Mann — es muß sein. Lebt wohl! Lebt wohl!

Wien, den 9. November 1848. Blum."

An den in Frankfurt zurückgebliebenen Freund Carl Vogt richtete er den letzten Brief:

„Ein Sterbender empfiehlt sich Dir und allen deutschen Freunden meiner armen Familie. Sie hatten nur mich als Ernährer. Tragt Eure Liebe für mich auf sie über, dann sterbe ich ruhig. Allen ein tausendfaches Lebewohl!

Wien, den 9. November früh ½6 Uhr. Blum."

Digitized by Google

Endlich fand sich bei seinen Sachen, die einige Wochen später in Leipzig anlangten, folgender Zettel von seiner Hand, der ein unter diesen Umständen formgültiges Testament enthält:

„Meine Frau heißt Eugenie Blum, Eisenbahnstraße No. 8. Es versteht sich von selbst, daß sie meinen Nachlaß erhält, sie hat nichts. Sachen liegen noch in der Stadt London. Ein herzliches Lebewohl mit diesen Zeilen an Fröbel, er soll bei der Rückkehr in Frankfurt a. M. grüßen, auch meine Frau und Kinder besuchen.

Blum."

Nach sechs Uhr wurde die Todesfahrt angetreten, der unendlich lange Weg bis zur Brigittenau, eine grausame Verlängerung der Todesstunde! Pater Raimund und Lieutenant Anton Pokorny saßen mit im Wagen, drei Jäger auf dem Kutschbock, drei standen hinten auf dem Wagentritt, zu beiden Seiten eine Abteilung Reiterei, zu welcher sich von der Reiterkaserne an eine Infanterieeskorte von etwa 2000 Mann gesellte. „Meine Frau, meine Kinder!" rief der Verurteilte mehrmals unter Tränen, dann aber schüttelte er wieder Trauer und Wehmut ab und rief fest: „Nicht der Abgeordnete Blum, nur der Gatte und Vater weint." Ebenso mutig erklärte er in der Reiterkaserne, als man ihm Ketten anlegen wollte: „Ich will als freier deutscher Mann sterben. Sie werden mir auf mein Wort glauben, daß ich nicht den lächerlichen Versuch machen werde, zu entkommen. Verschonen Sie mich mit Ihren Ketten!" Das geschah denn auch. Ebenso bat er auf der Richtstätte, ihm die Augen nicht zu verbinden: „Ich möchte dem Tode frei in's Auge sehen." Als aber der kommandierende Offizier ihn bat, das Verbinden wegen der Sicherheit der Schützen geschehen zu lassen, schlang Blum selbst die Binde um die Augen, stellte sich vor das Peloton und rief laut: „Ich sterbe für die Freiheit, möge das Vaterland meiner eingedenk sein!" Der Offizier gab das stumme Zeichen. Drei Schüsse krachten. Sie hatten Haupt und Herz des deutschen Mannes durchbohrt, der als blutende Leiche zurücksank — früh halb acht Uhr am 9. November 1848, einen Tag vor seinem einundvierzigsten Geburtstage.

Wenn Herr v. Helfert und trauriger Weise auch Heinrich Laube*) zu behaupten wagen, Blums Haltung in den letzten Stunden und Minuten seines Lebens sei unmännlich und feig gewesen, so genügt es, dagegen aus dem oft erwähnten Briefe Frö-

*) „Das deutsche Parlament", Bd. 3, S. 158—161, ein Werk, das überhaupt von gehässigen Verleumdungen gegen Blum wimmelt.

Digitized by Google

bels an Blums Schwester, Frau Selbach in Köln, vom 22. Dezember 1848 noch folgende Stelle anzuführen: „Was ich weiter von Ihrem Bruder hören konnte, war eine kurze Mitteilung, die mir ein Lieutenant Bokorny“ (richtig Anton Pokorny) „machte, der zum Standgericht gehörte“ (Pokorny's Name steht in der Tat mit unter dem Protokoll des Kriegsgerichts, das alle Teilnehmer unterzeichneten). „Er hatte Ihren Bruder im Wagen nach der Brigittenau begleitet und war in dem Besitze der Briefe an Frau Blum und an Vogt, sowie der für mich bestimmten Notizen“ (des zu den Sachen gehörigen Zettels, s. o. S. 81), „welche seitdem alle veröffentlicht worden sind. Er erzählte mir, daß Ihr Bruder mit der Festigkeit eines ganzen Mannes gestorben sei, daß er augenblicklich nach Empfang der drei Kugeln vollendet habe, und daß Offiziere und Soldaten tief erschüttert gewesen seien. Das, verehrte Frau, ist alles, was ich Ihnen im Raum eines Briefes mitteilen kann. Eines Trostes, den ich zu geben vermöchte, bedürfen Sie nicht. Ihr Bruder hat ein ruhmwürdiges Leben durch einen ruhmwürdigen Tod besiegelt. Sein Leben und sein Tod werden fortwirken und die Zwecke erreichen helfen, die sein Bewußtsein erfüllt und seine Kraft bewegt haben. Leben Sie wohl!“ Unter den Augenzeugen des traurigen Schauspiels befand sich auch Blums Kampfgenosse Raveaux aus Wien, der den Freund im Wagen vor der Reiterkaserne erkannt hatte und von da ab dem Zuge zur Brigittenau folgte. Auch er bezeugte mir noch im September 1878 brieflich des Vaters todesmutige Haltung vor seinem Ende. Dasselbe tun alle wahrheitsliebenden Berichterstatter und Geschichtsschreiber über die Wiener Oktoberrevolution.

Des Vaters Wunsch entsprechend, war sein Abschiedsbrief an Carl Cramer, in welchem dieser ersucht wurde, die Mutter „langsam auf das Geschick des — Kriegs vorzubereiten“, zuerst von Wien abgegangen, und traf auch zuerst in Leipzig ein, als hier noch niemand von der Trauerkunde wußte. Der 9. November war ein Donnerstag gewesen. Am Montag den 13. stand ich bei Tagesgrauen auf dem „Tritt“ an dem Fenster, das zur ebenen Erde auf unsern Hof hinausführte und trank meinen Gerstenkaffee. Mein Schulranzen lag auch schon bereit. Die Mutter nahm hinter einer spanischen Wand in demselben Zimmer ein Bad. Ich sprach mit ihr, den Rücken gegen das Fenster gekehrt, durch die spanische Wand. Da meldet das Dienstmädchen: Herr Carl Cramer stehe draußen

Digitized by Google

und müsse die Mutter sogleich sprechen. Diese bemerkte, daß sie eben bade, gebot, das dem Freunde mitzuteilen und ihn um späteren Besuch zu bitten. Das Dienstmädchen tat dies, berichtete aber von neuem: Herr Cramer müsse die Mutter sogleich sprechen, er bringe Nachrichten aus Wien. Sofort zog sich die Mutter an, und nach wenigen Minuten trat Cramer in unser Wohnstübchen.

Er sah sehr bleich und aufgeregt aus, seine Augen blickten hohl. In diesem Augenblicke hatte ich förmlich Furcht vor dem Manne, den wir Kinder sonst so gern hatten. Er hatte „Nachrichten aus Wien". — was mochten diese enthalten? Als er vor der Mutter in der Mitte des Stübchens saß — er links, sie rechts vor mir und etwas unter mir — bemerkte ich, daß er zitterte! Mit gespannter Sorge hingen meine Augen an seinen Lippen, die sich längere Zeit krampfhaft bewegten, ehe er einen Ton hervorbrachte. Die letzte Nachricht, die wir — und damit auch Cramer — zuvor vom Vater aus Wien erhalten hatten, war der kurze Brief vom 6. November gewesen, in welchem er seine Verhaftung anzeigte, aber die Zuversicht aussprach, bald frei zu werden. Dieser Brief und die ängstliche Frage der Mutter: „Sie haben Nachrichten aus Wien?" brachten aus dem innerlich fast vernichteten Mann, dem der Freund die allerschwerste Aufgabe übertragen und aufgebürdet hatte, endlich die langsamen Worte hervor: „Ja, die Verhältnisse in Wien haben sich verschlimmert." Dann wieder nach einer Pause: „Das Kriegsrecht — der Belagerungszustand — das Standrecht herrschen dort — man könnte Robert vor ein Kriegsgericht stellen." —

Er erläuterte das weiter in kurzen, öfters unterbrochenen Sätzen. Aber meine Mutter wollte gar nicht darauf hören. Mit großer Sachkenntnis und Beredsamkeit führte sie aus, daß das Reichsgesetz vom 30. September ihren Gatten vor einem kriegsgerichtlichen Verfahren, seine Person namentlich vor jeder Gewalttat unbedingt schützen müsse. Sie erinnerte den Freund daran, daß auch die sächsische Regierung, wie diese zu verkünden sich beeilt hatte, die sofortige Freilassung Blums betrieben habe; weiter bemerkte sie, daß vor wenigen Tagen der Sohn unseres homöopathischen Hausarztes Dr. Hartmann nach Wien gereist sei, um seinerseits beim dortigen sächsischen Gesandten die Freilassung unseres Vaters zu betreiben — und endlich erklärte sie ihren mutigen Entschluß, nun, da Cramer sie besorgt gemacht, noch heute selbst nach Wien zu reisen.

Da sagte Cramer zögernd, mit fast brechender Stimme: „Ich fürchte, — Sie kommen zu spät." —

Digitized by Google

Ich begriff eher, als meine arme Mutter, was der Freund damit sagen wollte, und stürzte laut aufschreiend von dem Tritt auf den Fußboden, wo ich ausgestreckt, die heißen Tränen bergend, liegen blieb.

Mein Schrei hatte auch in der Mutter die furchtbarste Ahnung erweckt.

„Wie — ist er schon gerichtet?" fragte sie bang. Das Schlimmste konnte und wollte sie auch jetzt noch nicht aussprechen.

Cramer aber tat es, indem er mit tonloser Stimme erwiederte: „Ja — er hat vollendet. Am Frühmorgen des neunten haben sie ihn standrechtlich erschossen."

In allen Einzelheiten, die hier erzählt sind, steht mir diese furchtbare Szene seit meinem siebenten Jahre unauslöschlich und unvergeßlich vor Augen. Meine eigentliche Kindheit war zu Ende. Der erschütterndste Ernst des Lebens hatte mich aus dem Kindheitstraum erweckt und mir in unheimlicher Deutlichkeit gezeigt, was sonst nur ein viel späteres Alter begreifen mag: die trostlosen Zustände meines Vaterlandes; meine Pflicht, der trauernden Mutter, den verwaisten jüngeren Geschwistern durch Fleiß und Treue eine Stütze zu werden. Das alles stand schon in jener jammervollen Stunde, da wir die Botschaft vom Tode des Vaters erhielten, vor meiner Seele und befestigte sich täglich mehr. Und wenn der Leser in der Folge dieser Lebenserinnerungen aus schlichten Tatsachen erkennt, wie früh ich vielerlei Kenntnisse erwarb und deren Aneignung betätigte, und wie früh ich Empfindungen, Überzeugungen und Charaktereigenschaften kund gab, die sonst nur viel späteren Jahren zu eigen sein mögen, so mag er dieser unbeschreiblich schweren und ernsten Stunde gedenken, vor deren gleichen die meisten Menschen zeit ihres ganzen Lebens bewahrt bleiben!

Am nämlichen 13. November noch gelangte die Schreckenskunde nach Sachsen und Preußen, am folgenden nach Frankfurt und in den deutschen Westen und Süden. Durch ganz Deutschland zitterte die schmerzlichste Klage. Überall zeigte sich bei den großartigen Todtenfeiern in rührendster Weise, wie herzlich das Volk an dem Erschossenen gehangen hatte. Am ergreifendsten waren die Trauerfeiern in Leipzig — an der die Hinterlassenen teilnahmen — und in Dresden am 19. November in der Frauenkirche. Minister Oberländer ging mit im Zug, der etwa 9000 Personen zählte. Minister v. d. Pfordten erschien mit in der Kirche.

Digitized by Google

Treffend schrieb Gustav Kühne*): „Keinem Helden, der auf dem Felde der Ehre, keinem Dichter, keinem Genius irgend welcher Art, der für Deutschlands Ruhm verblutet, keinem Könige und Fürsten hat noch je deutsches Volk so im Tode gehuldigt." Auch Dichter von Gottes Gnaden ließen die Klage um den Todten in herzbewegenden Worten ausströmen, keiner ergreifender und schöner als Ferdinand Freiligrat in dem Gedichte „Blum", das der Dichter am Tage der kirchlichen Todtenfeier in Köln (17. Nov.), an der er teilnahm, niederschrieb, und aus dem hier nur folgende Zeilen stehen mögen:

Vor einundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrieen
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knieen;
Ein Kind mit breiter, offner Stirn, ein Kind von heller Lunge,
Ein prächtig Proletarierkind, ein derber Küferjunge . . . .
Und heut in diesem selben Köln zum Wehn des Winterwindes
Und zu der Orgel Brausen schallt das Grablied dieses Kindes . . . .
So ehrt die treue Vaterstadt des Tonnenbinders Knaben —
Ihn, den die Schergen der Gewalt zu Wien gemordet haben!
Ihn, der sich seinen Lebensweg, den steilen und den rauhen,
Auf bis zu Frankfurts Parlament mit starker Hand gehauen! . . . .
Ja, ruhig hat man ihn gemacht — er liegt in seiner Truhe!
So schall' ihm denn ein Requiem, ein Lied der ew'gen Ruhe! . . . .
Vor einundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrieen
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knieen!
Acht Tage sind's, da lag zu Wien ein blut'ger Mann im Sande —
Heut scholl ihm Neukomms Requiem zu Köln am Rheinesstrande.

Die wilden Racherufe, die Freiligrath in diesem Gedicht, wie in so vielen aus der Revolutionszeit, ertönen läßt, habe ich übergangen; aber es ist begreiflich und gerecht, daß sich in alle diese Todtenklagen des treuen deutschen Volkes zugleich das heiße und ungestüme Verlangen nach Sühne und Vergeltung für den Mord der Brigittenau mischt. Denn als einen Mord verdammte das ganze deutsche Volk die schwarze, feige Tat, und ein Mord war es wirklich, unzweifelhaft. Wohl alle deutschen Volksvertretungen forderten alsbald nach der Wiener Schreckenskunde Rache an den Schuldigen, Genugtuung für die schnöde Verletzung des Reichsgesetzes vom 30. September, Ahndung für den Schimpf, den man dem ganzen deutschen Volke durch die Tödtung seines un-

*) In seinem Tagebuche S. 543/44.

Digitized by Google

verletzlichen Vertreters angetan hatte. Aber nicht eine einzige dieser Versammlungen hat durch ihre Beschlüsse und durch die bereitwillige Zusage ihrer Ausführung Seitens der Regierungen irgend welchen Erfolg erzielt.

In Leipzig traten die Stadtverordneten schon am 15. November Nachmittags zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen und beschlossen, drei Adressen, welche Genugtuung für Blums Ermordung verlangten; an das Gesamtministerium in Dresden, an die Zentralgewalt und an die Nationalversammlung in Frankfurt; die beiden letzteren Adressen wurden in Frankfurt durch eine besondere Abordnung übergeben. In Dresden beschlossen die sächsischen Kammern am nämlichen Tage: die Regierung möge „den sächsischen Gesandten zur strengen Rechenschaft ziehen." Die Dresdener Stadtverordneten forderten am 16. dessen sofortige Abberufung und „bei der Zentralgewalt entschiedene Schritte für die notwendige Genugtuung." Das sächsische Gesamtministerium erklärte am 17. amtlich und öffentlich: „Die Regierung erkenne die inhaltsschwere Bedeutung dieses traurigen Ereignisses, sowie die Pflichten, welche es ihr auferlege, und werde sie erfüllen."

In Preußen verlangte der edle Waldeck Sühne für den Mord der Brigittenau, verdarb aber die Ausführbarkeit seines Antrags durch die Übertreibung, Preußen solle sofort gegen Österreich marschieren lassen.

Im Frankfurter Parlament wurde am 16. November fast einstimmig der Beschluß gefaßt: „Gegen die Tödtung des Abg. Robert Blum feierliche Verwahrung einzulegen und das Reichsministerium zur Bestrafung der mittelbaren und unmittelbaren Schuldtragenden aufzufordern." Aber schon der höhnische — freilich von dem Ekel und der Entrüstung des ganzen Frankfurter Parlaments begleitete — Ruf des schamlosen Schmerling: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um!" zeugte, wie nichtswürdig die deutsche Zentralgewalt sich auch in dieser Frage zu den heiligsten und gerechtesten Verlangen der deutschen Nation in Widerspruch setzte. Sie sandte zwar notgedrungen, in Ausführung des Parlamentsbeschlusses vom 16. zwei Reichskommissare, Paur und Pözl, nach Wien. Aber während diese den bösen Willen und das böse Gewissen Österreichs nach ihrer Rückkehr in einer Denkschrift brandmarkten, erachtete sich das Reichsministerium durch eine Note des österreichischen Bevollmächtigten in Frankfurt befriedigt, in

Digitized by Google

welcher gesagt war: man gebe sich in Wien der Hoffnung hin, „es werde das Reichsministerium sich mit dieser erschöpfenden" — in Wahrheit höchst frivolen — „und jedenfalls letzten Entgegegnung der k. k. Regierung in Betreff der in Rede stehenden Hinrichtung definitiv beruhigen". Mir hat nichts aus jenen Tagen, nächst dem Tode des Vaters, für immer einen so tiefen und niederdrückenden Eindruck hinterlassen, als das Gefühl und Bewußtsein, eine so frevelhafte blutige Tat könne ohne Sühne bleiben, und die traurige Überzeugung, daß nur die Ohnmacht Deutschlands diese Verweigerung jeder Vergeltung für den Mord der Brigittenau ruhig hinnehmen müsse.

Mit tiefer Rührung dagegen erlebte und bewahrte ich jeden Beweis treuer Anhänglichkeit des Volkes an den Vater: bei den Todtenfeiern der Stadt, so manchen Brief bedeutender Menschen und schlichter Leute, der in jenen Tagen bei uns anlangte, oft aus weiter Ferne, selbst vom Auslande, häufig mit Geldspenden für die armen Hinterlassenen Robert Blums.

Carl Vogt hatte mit seinem richtigen realistischen Blick und Urteil schon vor dem tragischen Ende des Vaters 3000 Gulden in Frankfurt binnen wenigen Stunden gesammelt und diese durch Rotschild an den Prior des Schottenklosters in Wien gelangen lassen (zu dem Pater Raimund gehörte), um den Freund zu befreien, den er sonst für verloren hielt.*) Jetzt säumte er nicht, sofort den letzten Brief des Vaters an ihn abdrucken zu lassen, mit den erschütternden Worten: „Ein Sterbender empfiehlt sich Dir und allen deutschen Freunden meiner armen Familie. Sie hatten nur mich als Ernährer. Tragt Eure Liebe für mich auf sie über, dann sterbe ich ruhig." Daran knüpften Vogt und ein ansehnliches Comitee, das die besten liberalen Namen ganz Deutschlands in sich schloß — ich nenne nur Ludwig Uhland — die öffentliche Aufforderung zu Sammlungen für die Hinterlassenen Robert Blums. Das Ergebnis dieser Sammlungen war, mit Rücksicht auf die damalige Armut unseres Volkes, bedeutend. 22000 Taler (66000 Mark) kamen zusammen. Wäre das Geld in 5%igen Deutschen Staatspapieren angelegt worden, die damals und noch lange nachher weit unter pari standen, so hätte es der Familie, für die es bestimmt war, eine überaus behagliche Rente gesichert, auch als die drei Söhne später studierten. Aber der in allem äußerst praktische

*) Persönliche Mitteilungen Vogts an mich. Das Näheres in meiner Biographie S. 567.

Digitized by Google

Carl Vogt war leider bald nach Abſchluß dieſer Sammlungen genötigt, wie er ſelbſt ſcherzhaft ſagte, „ſeine innerſte Überzeugung ins Ausland“ (in die Schweiz) „zu retten“ und das Geld „geſinnungstüchtigen“ Advokaten anzuvertrauen, die es zu 3 oder 3½ Prozent auf Hypotheken ausliehen! Immerhin ſicherte ſelbſt dieſer Zinsfuß der Familie bei ihren überaus beſcheidenen Anſprüchen und Bedürfniſſen für lange ein ſorgenloſes Daſein, und die kluge, treffliche Mutter faßte einen großen, kühnen und durchaus richtigen Entſchluß und Plan zur freieſten und vielſeitigſten Erziehung der Kinder.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Meine Schweizer Erziehung und Jugend

(1849—1860).

Erstes Kapitel.

«Das Gladbach'sche Institut» in Wabern bei Bern

(1849—1851).

Der von der Mutter ganz allein ersonnene Plan zur Erziehung und Bildung ihrer Kinder war ebenso einfach als weitblickend. Sie sagte sich, daß wir Kinder in Leipzig von den Einen ohne Verdienst verhätschelt, ja vergöttert, von den Andern, — es gab solche schon jetzt, und die Mutter sah auch die allgemeine Reaktion heraufziehen, — ohne Schuld gehaßt und verstoßen werden würden. Und diesen gefährlichen und schmerzlichen Folgen einer politisch ungewöhnlich aufgeregten Zeit wollte sie uns entrücken.

Wenn sie dann den Ort unserer künftigen Erziehung ins Auge faßte, so mußte sie naturgemäß über Deutschland hinausblicken. Denn ganz Deutschland lag in den gleichen schmerzlichen Wehen. Da schaute sie denn vor Allem nach der freien Schweiz. Hier war, während ganz Europa von revolutionären Erschütterungen durchzuckt wurde, nach der raschen Niederwerfung des ultramontanen

Digitized by Google

Sonderbundes im Jahre 1847, schon ein Jahr später, 1848, die neue schweizerische Bundesverfassung zu stande gekommen. Hier herrschte ein freier, maßvoller, realpolitischer Geist. Das Erziehungswesen war von unerreichter Vollkommenheit. Man brauchte nur an Pestalozzi und Fellenberg zu erinnern.

Dieser große, weise Plan der Mutter fand bei Karl Vogt die wärmste Unterstützung und Förderung. Namentlich brachte er für uns Kinder — zunächst für uns zwei älteste schulpflichtige Knaben, Richard und mich, eine bestimmte schweizer Erziehungsanstalt in Vorschlag, die ihm genau bekannt war, da Vogts Eltern und Geschwister in Bern lebten — sein Vater war Professor der Medizin an der dortigen, 1834 gegründeten Hochschule. Diese Anstalt war das Gladbach'sche Erziehungsinstitut in Wabern bei Bern, das von einem hessischen Landsmann Vogts, Georg Gladbach, geleitet wurde, der seine jugendliche burschenschaftliche Teilnahme an dem wahnwitzigen „Frankfurter Attentat" mit siebenjähriger Kerkerhaft gebüßt hatte und dann zur Verbannung begnadigt worden war, da er und seine Verwandten zu den besten Darmstädter Familien zählten. Ich werde von dem trefflichen Manne noch oft zu reden haben.

Ihm die Erziehung ihrer Kinder anzuvertrauen, trug unsere Mutter durchaus kein Bedenken, zumal da die Preise des Institutes für Verpflegung und Unterricht der Zöglinge, vielleicht mit besonderer Rücksicht auf unsere bescheidenen Verhältnisse, sehr niedrig gestellt waren. Auch unser Vormund, Advokat Dr. Gustav Haubold in Leipzig, gab seine Zustimmung. Und so konnte denn die Mutter, nachdem sie unser Haus und unseren jüngsten Bruder Alfred in der sorgsamen Pflege ihrer um zehn Jahre älteren Schwester Lotti (verw. Schmidt) zurückgelassen, mit uns ältesten Jungens und unserer Schwester gegen Ende April 1849 die Reise nach der Schweiz antreten.

Diese Reise führte uns am ersten Tage mit der Bahn bis Eisenach; die Bahn ging damals gegen Frankfurt zu noch nicht weiter. Wir übernachteten also in Eisenach im „Halben Mond" und wurden schon dort von Vaters Freunden arg verhätschelt. Am nächsten Tage bestiegen wir die Wartburg, und dann ging es mit der Post weiter über Fulda und Hanau nach Frankfurt. Wieviel Zeit wir dazu brauchten, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wurde sie mir lang und ungemütlich. Denn bald hinter Eisenach hatte mir

Digitized by Google

der Postschaffner beim Zuwerfen des Schlages einen Finger der linken Hand fast abgeklemmt.

In Frankfurt wurde ein längerer Aufenthalt gemacht. Ich sah eine sehr große Zahl der Abgeordneten, von denen ich das vorige Jahr hindurch soviel hatte sprechen hören, darunter natürlich alle Freunde und Mitkämpfer des Vaters — Ludwig Uhland steht mir jetzt noch deutlich vor den Augen, — aber auch viele Gegner des Vaters, wie den ehrwürdigen Vater Arndt und Jahn. Selbst der Anblick des Erzherzogs Reichsverwesers war mir beschieden. Mit tränenvollem Auge stand ich an des Vaters verwaistem Sitz in der Paulskirche. Aber die lustigen Stiefkinder und eigenen Kinder meines Onkels Georg Günther, der auch im Parlament saß, verscheuchten mir doch die Trauer. Mit ihnen streifte ich durch Stadt, Feld und Wald und gewann namentlich für zwei Dinge des Besitztums meiner Neffen und Basen die höchste Achtung und Sehnsucht: für abgebalgte Maulwurfsfelle und für gebrannte gezuckerte Mandeln.

Nachdem wir Frankfurt verlassen hatten, übernachteten wir in Mainz im Hause des Musikverlegers Schletter und fuhren mit dem Dampfschiff Köln zu, um die Mutter, Schwestern und Verwandten des Vaters zu besuchen und dabei erst persönlich kennen zu lernen. In Koblenz wurde aber schon wieder Halt gemacht, da uns dort die Freunde des Vaters ein festliches Essen bereit hielten. Natürlich waren die Mutter und wir Kinder an besonders sichtbarer und ehrenvoller Stelle untergebracht, und man kann sich daher die entsetzte Heiterkeit der ganzen Tafelgesellschaft vorstellen, als ich plötzlich bei tiefer Stille der Versammlung zu dem kahlköpfigen Vorsitzenden an meiner Rechten ungebührlich laut sagte: „Du, weißt Du, wem Du ähnlich siehst? Dem Reichsverweser. Der hat da oben" — auf seine Stirn deutend — „auch nischt."

In Köln sah ich dann mit tiefer Rührung die kleine, graue, gute und leidende Mutter meines Vaters, ihre rüstigen Töchter, meine Tanten, und die übrigen Verwandten. Von ihnen und allen Freunden wurde uns viel Liebe erwiesen. Dann ging die Reise wieder südwärts, über Mainz hinaus, der Schweiz zu. In Karlsruhe trat ein schöner aber finsterer Mann an unsern Wagenschlag, den ich schon in Frankfurt gesehen zu haben glaubte. Es war der Abg. v. Trützschler. Die badische Revolution war damals eben in vollem Gange, und Trützschler nahm Teil daran; er eilte nach

Digitized by Google

Mannheim. Wir sahen ihn nicht wieder. Denn nach der Einnahme Mannheims wurde er bekanntlich standrechtlich erschossen.

Die badische Eisenbahn ging damals blos bis Efringen. Von hier ab führte uns die Post nach Basel. Die Gegend, die zu meiner Enttäuschung weder Alpen noch Seen aufzuweisen hatte, die ich doch nach den Leipziger Theaterdekorationen zum „Tell" zu erwarten berechtigt zu sein glaubte, hatte für mich durchaus nichts Imponierendes — ich konnte ja nicht ahnen, wie teuer und wichtig mir später gerade dieses oberrheinische Gelände um Basel werden sollte! Dagegen brachte mir das Wort der Mutter: „Nun, Kinder, sind wir in der freien Schweiz" doch in bedeutsamer Weise zum Bewußtsein, daß mit diesem Schritt über die deutsche Grenze auch ein wichtiger und heilverkündender Lebensabschnitt für uns, namentlich zunächst für mich, begonnen habe.

Wir übernachteten in Basel im berühmten Dreikönig-Hotel und traten dann — natürlich mit der Post — die Reise nach Bern an, wo wir nach Mitte Mai eingetroffen sein müssen. Wir wohnten hier anfangs im „Distelzwang" („Hôtel des Gentilshommes"), d. h. in dem alten Zunfthause der Berner Junker. Aber Carl Vogts Eltern und Brüder, die uns sofort besuchten, und andere Freunde fanden diesen Aufenthalt für die Hinterlassenen Robert Blums zu aristokratisch und nebenbei jedenfalls auch zu teuer, und so nahmen wir vorläufig nahe dem Gladbachschen Institute Wohnung, in dem von schattigem Garten umgebenen „Café Schöneck", das an der Landstraße von Bern nach Wabern gelegen war und auch „der Claretsack" genannt wurde.

In dem Garten dieses von Berner Ausflüglern viel besuchten ländlichen Cafés hatte ich damals eine unvergeßliche Begegnung. Eines Tages fand sich nämlich der militärische Lehrmeister Napoleons III, der siegreiche Heerführer der Schweiz im Sonderbundsfeldzuge, General Dufour, in diesem Garten ein. Er war mit Recht der volkstümlichste Mann der damaligen Schweiz, und so erfuhren wir Bewohner des Schöneck natürlich sofort von seiner Anwesenheit. Ich ging mit strahlenden Augen auf ihn zu, schaute beglückt zu ihm auf und fragte kindlich: „Bist Du wirklich der General Dufour?" — „Ja, der bin ich," erwiderte er lächelnd und mir die Hand reichend, „und wer bist Du denn?" — „Ich bin der Hans Blum." Er nickte mir freundlich zu und streichelte mit innigem Ausdruck meinen blonden Scheitel. Offenbar gedachte er mit der warmen Teilnahme seines edlen Herzens des tragischen

Digitized by Google

Schicksals meines Vaters und seiner Hinterlassenen, von deren Anwesenheit in diesem Hause er gehört hatte.

Nach den mir vorliegenden Rechnungen des Gladbachschen Institutes sind wir, Bruder Richard und ich, am 25. Mai 1849 in dieses als Zöglinge eingetreten. Der jährliche Pensionspreis, einschließlich des gesamten gewöhnlichen Unterrichts der Anstalt, — wir werden sogleich sehen, wie umfassend er war! — betrug für jeden von uns Brüdern nur 320 alte Schweizerfranken (= 2/3 südd. Gulden — 4/7 Mark oder 114 2/7 Pfennig), also 365 Mark 71 Pfennig im ganzen Jahr!

Die Verpflegung war einfach, aber kräftig und ausreichend. Zum Frühstück gab es Milch, oder Kaffee ohne Zucker, mit Brot. Um neun Uhr vormittags ein Stück Schwarzbrod, im Winter wohl auch einen Apfel dazu. Das Mittagessen um 12 Uhr bestand aus Suppe, wenig Fleisch oder Braten mit viel Gemüse und Kartoffeln. Um vier Uhr gab es wieder ein tüchtiges Stück Schwarzbrod. Um sechs Uhr wurde zu Abend gegessen: Brot mit Milch oder Kaffee (ohne Zucker) und dazu eine kleine Beilage von Butter oder Mehlspeise oder Dürrobst, oder frischem Obst, je nach der Jahreszeit. Sonntags gab es meist Speck mit Sauerkraut zu Mittag.

Die Zöglinge, die bei unserem Eintritt nicht viel über ein Dutzend betrugen, deren Zahl aber später auf etwa fünfzig stieg, schliefen in zwei geräumigen Schlafsälen im zweiten Stocke des Hauptgebäudes. In jedem Schlafsaal ruhte auch einer der Lehrer. Sommers und Winters wurde um neun Uhr ins Bett gegangen und im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr morgens aufgestanden. Das war, namentlich im Winter, ein bischen früh, so daß ich später in einem gediegenen deutschen Aufsatz „über die Freuden des Winters" als erste und vornehmste dieser Freuden den Genuß aufzählte, länger schlafen zu können — aber noch lange nicht genug. Wem die Labung des kleinen Waschbeckens nicht genügte, der durfte zur ersten Waschung die zwei Treppen hinunterrasseln und den entblößten Oberkörper unter das eiskalte strömende Wasser des steinernen Brunnens halten, der vor der westlichen Langfront des stattlichen Hauptgebäudes stand und seinen kräftigen Strahl in ein schönes ovales granitenes Becken ergoß. Ich gehörte immer, auch im Winter, wenn der Brunnen mit dicken Eiszapfen behangen war, zu denen, die sich da unten wuschen, indem sie sich das kalte

Digitized by Google

Wasser über Hals, Rücken und Arme laufen ließen. Seife und Handtuch hatte man natürlich bei sich.

Eine große eherne Glocke hing an der südlichen Hinterfront des Haupthauses, die von einem gewaltigen, am Spalier ausgebreiteten Maulbeerbaum bedeckt war. Diese Glocke weckte die Schläfer, und eine halbe Stunde später fand eine ganz kurze Morgenandacht im großen, mit der Hauptfront des Hauses nach Norden gerichteten Schulsaal des erhöhten Erdgeschosses statt. Darauf wurde das Frühstück im Speise-Saal des ersten Stockes eingenommen, der zugleich als Clavier- und Gesangssaal diente und nicht lange nach meiner Ankunft eine helle, für meinen kindlichen Geschmack herzerquickende Tapete mit eingestreuten bunten Blümchen erhielt. Eine Stunde nach dem Aufstehen, also im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr, begann der Unterricht, der mit viertelstündiger Pause um neun Uhr, bis mittags dauerte und nachmittags von zwei bis vier Uhr wieder aufgenommen wurde. Dann machten wir bis sechs Uhr die prachtvollsten gemeinsamen Spiele — sie sollen noch geschildert werden — auf der großen ebenen Wiese des Grundstücks, oder wir nahmen auch die bebauten und nicht bebauten Teile des Grundstückes gleichzeitig für gewisse Spiele in Anspruch, oder wir gingen im Sommer täglich baden — auch dieser Hochgenuß bedarf besonderer Schilderung. Nach dem frugalen Abendbrot aber und erneutem Spiel rief die eherne Glocke des Hauses um sieben Uhr alle zur „Studierstunde" in den großen Schulsaal, — in dem jeder Zögling sein eigenes Klapppult hatte, in welchem seine Hefte und Bücher lagen — zur Ausarbeitung der morgigen Aufgaben, unter Aufsicht eines Lehrers, der entweder feierlich auf dem Katheder Platz nahm oder kritisch beobachtend umherstrich. Jeder Lehrer hatte eine Woche lang „Aufsicht", und je nach seiner Beliebtheit zufriedene oder weniger angenehme Stunden bei uns. Es gab da unter Umständen merkwürdig viele alte Stahlfederspitzen, welche, in die unsichtbaren Teile der Pulte eingetrieben, eine verteufelte Musik machten, wenn ein unsichtbarer Tonkünstler sie berührte. Und im Wonnemond schwirrten plötzlich ganze Schaaren von Maikäfern unbeliebten Lehrern um das Denkerhaupt nach den Fenstern zu. Die Herren Jungens aber hatten alle, wenn sie unvorsichtigerweise gefragt wurden, keine Ahnung von dem Ursprung dieser Dinge. Sie waren viel zu sehr mit ihren Arbeiten und allenfalls noch damit beschäftigt, ein Fläschchen Lackritzensaft oder „Bärendreck", wie der edle Stoff in Bern genannt wurde, aus einem langen,

Digitized by Google

durch das Holz des Pultes mundgerecht hindurchgeführten Röhrlein (Gras- oder Strohhalm) während der erschöpfenden „Studierstunden" leer zu saugen.

Das schöne große Anwesen des Institutes Gladbach, das vom Mai 1849 bis Herbst 1856 mein Heim war, hatte die geometrische Gestalt eines nicht ganz regelmäßigen Rechtecks, dessen vier Grenzlinien ziemlich genau nach den vier Himmelsgegenden lagen. Im Norden, gegen Bern zu, lief die fast ebene Landstraße von Bern nach Belp an dem Grundstück vorüber, das hier durch eine halb-mannshohe Steinmauer und dichtes Gebüsch von der Straße abgegrenzt war. In der Mitte oder Hälfte der Straßenfront des Grundstückes führte im rechten Winkel zur Straße die breite, schattige Eingangsallee zum Hauptgebäude des Gladbachschen Besitztums. Der östlichen und südlichen Grenze des Grundstückes entlang liefen zwei Straßen des Dorfes Großwabern. Im Westen aber grenzte Gladbachs Gut nur an nachbarliche Felder und Wiesen, die durch einen rohen Balken- und Lattenzaun von unseren obstbaumreichen Matten geschieden waren.

Die stattliche, weißgetünchte und von drei Reihen blanker Fenster und grüner Läden belebte Hauptfront des größten Gebäudes, in dem unsere Schul-, Speise- und Schlafsäle und die Wohnungen der Direktoren sowie einiger Lehrer sich befanden, blickte auf die grüne Zugangsallee und die Belper Straße, also fast genau nach Norden; in der Ferne war der untere Teil der malerischen Stadt Bern sichtbar. In dem erhöhten Erdgeschoß gab es außer dem großen Schulsaal noch zwei kleinere Schulzimmer und die an der Ecke nach Westen und Süden liegende sehr geräumige Küche mit Vorratsräumen. Eine breite, gewundene, mit Eisengeländer versehene Sandsteintreppe führte zum ersten Stock, der durch einen lichten Gang in eine westliche und östliche Zimmerflucht geteilt wurde und nach Norden in den großen Speisesaal mündete, der, wie schon bemerkt, zugleich als Musik- und Gesangszimmer diente. Daran stieß nach Nordwesten das Zimmer des Musik-, Gesang- und Mathematiklehrers Horrer, eines Württembergers, der eine wundervolle, geschulte Stimme besaß. Zur Linken des breiten Ganges, nach Westen, lagen die zwei Zimmer des Direktors Gladbach, von denen das größere, sein Arbeits- und Bibliothekzimmer, auch als Unterrichtsraum für kleinere Klassen oder einzelne Schüler in Geographie, Englisch u. s. w. benutzt wurde. An der nördlichen Wand hing eine große Erdkarte. Die westlichen Zimmer

Digitized by Google

jenseits der Treppe dienten zum Schneidern, Flicken und bei Epidemien, die glücklicherweise nur höchst selten eintraten, zur Krankenstation der aus den allgemeinen Schlafsälen isolirten Patienten.

Die Zimmerflucht östlich vom Gang des ersten Stockwerks war von dem Mitdirektor Soldan und seiner Familie bewohnt, an dessen Stelle ein Jahr später der Mitdirektor Glaser nebst Familie trat. Gladbach war und blieb unverheiratet. Das Dach hatte eine besonders malerische Form. Es trat nach Berner Bauart im Halbrund weit über die Hauptfront hervor. Vor dieser Hauptfront des Hauses, nach der Belper Straße zu, befand sich ein großer kiesbestreuter Platz, aus dem, zur Rechten der Eingangsallee, namentlich ein prächtiger Haselnußbaum sich erhob, der so kräftig und stark war, daß häufig ein Dutzend Jungens gleichzeitig in dessen Ästen sich schaukelte, ohne jemals dem Baum oder sich selbst Schaden zuzufügen. Die ganze Fläche im Osten des Hauptgebäudes bis zur doppelt mannshohen Grenzmauer des Grundstückes nach der Dorfhauptstraße bedeckte der große Gemüse- und Blumengarten. An der Langwand des Hauptgebäudes war gegen den Garten zu ein ansehnliches Weinspalier gezogen, während an der östlichen Mauer jenseits des Gartens zahlreiche Beerenbüsche und Zwergobstbäume standen. Eine Reihe jüngerer Zwetschgen- und Aprikosenbäume gab es auch im Garten. Noch interessanter für uns Jungen waren fast die Herrlichkeiten auf der anderen, westlichen Langfront des Hauptgebäudes. Denn hier befand sich, jenseits eines breiten kiesbestreuten Hofes oder Ganges, nicht bloß der schon erwähnte laufende Brunnen mit dem schönen Granitbecken davor, sondern hinter demselben auch ein ansehnlicher, rechteckiger, rings durch eine Steinmauer und auf dem Grunde durch flache ovale Kiesel und Zement undurchlässig gemachter Teich, der sich aus dem Abfluß des Brunnens immer frisch füllte. Auf allen Seiten umgaben breite Kieswege den Teich, die vom übrigen Gelände durch eine lebendige Hecke und eine Rasenböschung abgeschlossen waren. Im Hintergrunde des Teiches war ein halbrunder Platz, auf dem zwischen starken Akazienbäumen und Ziersträuchern eine grüne Ruhebank stand.

Im Nordwesten von diesem Teich erhoben sich nun aus Wiesen-, Kartoffeln-, Bohnen-, Erbsen- und Lattichfeldern die im Herbst hochgeschätzten Zwetschgen-, Äpfel- und Birnbäume des Grundstückes und ebenso am südwestlichen und westlichen Rande des Grundstückes, aus Kartoffel-, Saubohnen-, Mais- und Runkelrübenfeldern.

Digitized by Google

Zwischen diesem Kulturland im Westen, Südwesten und dem Teich aber dehnte sich die Hauptstätte unsrer Freuden und körperlichen Übungen, die große ebene Spielwiese, auf deren westlicher Grenze zugleich das masthohe Turnklettergerüst, mit Schräg-, Steilleitern und Kletterstangen aufragte, daneben Barren und Recks, Sprungpferde und ein tiefer, breiter, nur mit der Sprungstange zu überquerender Sprunggraben. Hinter diesen Turnvorrichtungen war in dem fruchtbaren Gemüse-Gartenland nach Westen zu jedem Zögling auch sein eigenes Gärtchen angewiesen, etwa in der Breite von einem, in der Länge von zwei Metern jedes, das jeder nach seiner Gemütsart bebauen und ausnützen sollte. Da wurden nun aber wenig Blumen gezogen, sondern meist Kresse, Radieschen, Salat, Schoten, Kartoffeln, Mais gepflanzt und mit Wonne als eigenes Gewächs verzehrt. Nach der eigenen Kartoffelernte im Herbst wurde der vordere Teil jedes Gärtchens tief ausgeschachtet, die fette ausgeschachtete Erde über dem hinteren Teil des Weltreiches, das jeder Zögling sein eigen nannte, befeuchtet und mit Brettern halbkugelförmig festgeklopft und gewölbt, und dann ein kleiner Herd am Boden dieser Wölbung mit dem Spaten und Messer ausgeschnitten und durch die Wölbung vorsichtig ein Rauchfang gebohrt, geschnitten und gestoßen. In dem Herd wurden dann die selbsterbauten Kartoffeln gebraten. Niemand hat jemals größere Leckerbissen verzehrt!

Der Teich hatte einen etwas sumpfigen Abfluß, der zunächst an der Nordgrenze der großen Spielwiese nach Westen und dann durch die Gemüsefelder rein nördlich bis an die Gutsgrenze dem Nachbar zufloß und in einer sog. Brunnenstube für uns endete und verschwand. Dieses Rinnsal besaß gleichfalls namhafte Tugenden. Denn darin wimmelten Salamander und Wasserkäfer, Kröten und Frösche, denen wir nie etwas zu leide taten, deren Leben und Treiben uns aber im höchsten Maße interessierten. Auch ein Hummelnest hatte sich dicht hinter dem Teiche angebaut.

Wie schon der Name Hauptgebäude besagt, war dieses oben schon eingehend geschilderte ansehnliche Haus keineswegs das einzige Bauwerk auf Gladbachs Gut. Denn außer dem Hauptgebäude erhoben sich an dem das Gut in nord-südlicher Richtung durchschneidenden Hauptweg noch zwei Häuser. Alle drei Gebäude standen in etwa gleich weiter Entfernung voneinander. Von dem Hauptgebäude durch einen breiten Kiesplatz getrennt, erhob sich zunächst das einstöckige „Holzhaus", ein Gebäude, das in seinem ganzen Oberbau Feuerungsvorräte (Holz und Torf) barg und in der großen

Digitized by Google

Halle des Unterbaus alles bewegliche Inventar und Werkzeug des Gutes aufnahm, namentlich aber auch eine für unsere Waffen- und Theaterspiele unendlich wertvolle Schnitzbank beherbergte. Dann weiter oben, abermals durch Kieswege und Straßen gesondert, gegen die Südgrenze des Gutes zu, „die Scheuer" oder „Gymnastik", ein von Nord nach Süd langgestrecktes Gebäude, nur aus Erdgeschoß und sehr hohem, schrägem, weitvorspringenden Schindeldach bestehend. Es war von Nord nach Süd in zwei bauliche Hälften geteilt. Die nördliche, dem „Holzhaus" und dahinter gelegenen „Hauptgebäude" zugekehrte Hälfte, enthielt eine kleine niedrige Wohnung, in welcher der Schuhmacher des Institutes, Gautschi, mit seiner Familie hauste. Der ganze Dachraum seiner Wohnung war gleichfalls mit Holz-, Torf-, Heu- und Strohvorräten gefüllt. Die südliche Hälfte dieses Gebäudes aber enthielt die bis zum hohen Dachfirst aufragende Winterturnhalle, die „Gymnastik"; in der Mitte einen dicken Klettermast und dünnere Kletterstangen, Recke, Barren, Sprungpferde u. s. w. Hier führten wir, einander auf die Schultern steigend, und so in der Eichenlohe des Bodens herumrasend, der erschütterten Dorfjugend alle Herrlichkeiten vor, auch alle komischen Pantomimen, die wir später in dem Zirkus in Bern sahen. Hier übten wir uns unter Aufsicht im Pistolenschießen. Hier hatten wir mit hoher Begeisterung ausgezeichneten Unterricht im Florettfechten mit Drahtmaske und Handschuhen. Hier schlugen wir unser Atelier auf, als wir später die Dekorationen zu unsern Theaterspielen mit dicken Wasserfarben selbst malten und die ungeheuren Papierrollen zu den Hintergründen aneinanderpappten.

An der östlichen Gutsmauer endlich, diese ablösend und der Hauptstraße des Dorfes zugekehrt, lagen noch drei Gebäude. Der „Gymnastik" zunächst gegenüber, im südöstlichen Grenzwinkel des Gutes, der Schweine- und Hühnerstall, dann in weitem östlichem Abstand vom Holzhause das „große Stöckli", ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude, in dessen Erdgeschoß Winterbäder genommen werden konnten und bei meiner Ankunft ein Künstler, dessen Namen ich leider vergessen habe, schöne, plastisch erhabene, farbige Karten der Schweizer Gebirge in Gips darstellte. Den ersten Stock hat später ein Jahr lang meine gute Mutter bewohnt. Endlich, durch den großen Garten vom „großen Stöckli" getrennt, und nordöstlich vom Hauptgebäude gleichfalls an der östlichen Gutsgrenze, nach der Hauptdorfstraße zu gelegen, das „kleine Stöckli", das im ersten Stock nur zwei oder drei Zimmer besaß, die entweder von Lehrern oder

Digitized by Google

von ziemlich erwachsenen Zöglingen bewohnt wurden, die sich auf irgend ein Examen vorbereiteten. An diesen Fenstern trieben wir im Winter Vogelfang und fütterten die gefangenen Tierchen redlich, bis wir sie im Frühjahr freilassen konnten. Gestorben ist uns keines. Im Erdgeschoß dieses Gebäudes befand sich, nach Osten zu, das Waschhaus des Gutes und nach Westen zu, mit dem Blick auf das Hauptgebäude und den großen Haselnußbaum, ein breitüberdachter, regensicherer Luftraum, dessen Hinterwand durch ein großes, auf die Kalkwand des Hauses gemaltes Freskobild des Schlosses Chillon und der Dent du Midi am Genfer See verschönt ward.

Alles das war mein reizvolles Heim während mehr als sieben wichtigster Lebensjahre, und man wird begreiflich finden, daß mich der vielseitige Zauber dieser neuen Umgebung so sehr bestrickte, daß ich Anfangs nicht recht einsehen wollte, ich sei in dieser Herrlichkeit nicht blos um zu spielen, sondern auch um zu lernen. Ich mochte einen oder zwei Tage im „Institut" verbummelt haben, als mich Herr Soldan mit: „Hans, voyons!" — alle seine Befehle endeten mit „voyons!" — zu sich gebot. Darauf führte er mich an ein Buch und lud mich ein, mir ein hübsches Gedicht anzusehen und es ihm dann herzusagen. Wahrscheinlich dachte er, ich würde lange damit zu tun haben und er werde mich also über meinem Buche sicher wieder treffen. Aber ich las das Ding ein- oder zweimal durch und spielte dann weiter. Nach einigen Stunden ertönte wieder Soldans Stimme: „Hans, voyons!" — „Hier, was wünschen Sie?" — „Ei, Du — solltest mir doch ein Gedicht hersagen." — „Der Herr und das Hündchen", meinen Sie?" — „Ja, das meine ich allerdings — voyons!" — Das sagte ich denn nun sofort tadellos her, so daß er staunte. Mein Gedächtnis war damals wirklich erstaunlich. So setzte ich mich an einem der nächsten Tage in der großen Schulstube zu einer „großen" reiferen Klasse, in welcher Gladbach selbst Geschichte vortrug und eben die Entdeckung von Amerika durch Columbus erzählte. In der nächsten Geschichtsstunde, eine halbe Woche später, war ich wieder da. „Was machst Du denn hier, Du Knirps?" fragte mich der Direktor plötzlich, bevor er die Stunde begann. — „Ich möchte gerne weiter mit zuhören." — „Ja, hast Du denn schon was gehört, aber es auch verstanden und behalten?" — „Natürlich." — „Na, so erzähle uns einmal, was ich gesagt habe." Und nun kam fast wörtlich sein Vortrag aus der letzten Stunde wieder, so daß er kopfschüttelnd, aber für mich ermutigend bemerkte: „Das ist merk-

Digitized by Google

würdig. Du kannst weiter mit zuhören.“ Ich erstaunte ihn auch fernerhin durch mein ungewöhnlich gutes Gedächtnis, insbesondere in seinen wahrhaft mustergültigen Geschichts- und Geographiestunden, so daß ich bereits mit neun Jahren, in seiner Vertretung, die letzte Geographie-Klasse, in der viel ältere Jungens saßen, als ich selbst, vor der großen Erdkarte in seinem Arbeitszimmer über alle Länder, Meere, Inseln, Flüsse, Gebirge, Tiefebenen, Wüsten, Städte usw. der Erde examinierte, die ich alle im Kopf hatte.

Diese Vorgänge sind erwähnt, um die Unterrichtsmethode im Gladbach'schen Institut zu veranschaulichen, wie sie teils nach dem Vorbild der schweizer Musterpädagogen geübt wurde, teils mit Rücksicht auf die Persönlichkeit und das Wissensmaß der einzelnen Zöglinge, die oft plötzlich während des Schulhalbjahrs in die Anstalt eintraten und selten mehrere Jahre hintereinander dort blieben. Denn namentlich in den ersten Jahren, von 1849 ab, wurden in Wabern viele Söhne deutscher, italienischer, französischer Flüchtlinge untergebracht; die Väter verließen dann Bern oder die Schweiz wieder, so bald sie anderwärts wieder einen festen Wirkungskreis gefunden hatten. Auch die jungen Engländer, welche die kleine englische Kolonie in Bern, die Beamten der englischen Gesandtschaft usw., dem Institut Gladbach anvertrauten, blieben selten lange in Wabern. So ward denn jeder neu eintretende Zögling zunächst in allen Zweigen seines Wissens geprüft und dann in jedem einzelnen Fache der Klasse zugeteilt, in die er nach seinem Wissensstande gehörte. So saßen in jeder Klasse nicht nur Knaben verschiedenen Alters, sondern meist auch verschiedener Nationalität durcheinander; Lerntrieb und Wetteifer wurden dadurch entschieden lebhaft gefördert.

Was nun den Unterricht selbst anlangt, so wechselten anfangs auch die Lehrer vielfach ebenso rasch wie die Schüler — da auch unter den Lehrern mancher Flüchtling war. Aber so kurz ihr Wirken in Wabern und so verschieden ihre Art und ihr Lehrtalent sein mochte, überall achtete Gladbach darauf, daß jeder Lehrer das ideale Programm einhielt, das Gladbach sich und seiner Anstalt gesetzt hatte, und das auch in den versandten Prospekten wenigstens angedeutet wurde: gediegene und klare, aber von schulmeisterlicher Pedanterie freie Belehrung in allen Zweigen allgemeiner Schulbildung; Begründung und Vermehrung gründlicher Kenntnisse in alten und neuen Sprachen, in Geschichte und Geographie,

Digitized by Google

Mathematik, Geometrie, Botanik, Physik, Tierkunde, Zeichnen, Singen und Musik, Erweckung und Vertiefung des religiösen Sinns; aber neben dem reichen Stoff oder der bloßen Form des Wissens und Könnens auch deren Vergeistigung, Belebung des eigenen Denkens der Schüler, Erziehung derselben zur Erkenntnis und zur Nacheiferung alles Reinen, Schönen, Hohen und Gewaltigen in den Meisterwerken der Sprachen alter und neuer Völker, in den Helden der Menschengeschichte, in den Harmonien der Töne, in der bildenden Kunst, in den ewigen Gesetzen und Wundern der Natur. So wurden mir die sieben Jahre des Lernens in Wabern süß und leicht. Mit noch nicht acht Jahren begann ich Latein und Französisch, mit noch nicht elf Jahren Griechisch. Die lebenden Sprachen erlernte ich zudem halb spielend im Verkehr mit den Kameraden aus Frankreich, England und Italien. Schon mit fünfzehn Jahren sprach und schrieb ich fließend Französisch und Englisch und verstand und sprach Italienisch, ohne es grammatikalisch gelernt zu haben. In demselben Alter übersetzte ich Shakespeares Richard II., Coriolan, Julius Caesar, Heinrich IV., I Thl. und Byrons Marino Faliero für meine Privatstunden bei Gladbach im Versmaß der Urschrift ins Deutsche. Daneben waren achtbare Kenntnisse in den alten Sprachen, in Geographie und Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften, Musik und vor Allem im Zeichnen erworben. Nur Musik-, Fecht- und Tanzstunden wurden besonders bezahlt.

Wie könnte ich aber der Männer, der Lehrer vergessen, die soviel an mir getan haben!

Da war vor Allem der Leiter der Anstalt, Georg Gladbach selbst, 32 Jahr alt, als ich dort eintrat, eine hohe schlanke Gestalt, mit hellblondem, fast rötlichem Haar und Schnurrbart, gerader Nase, lebhaft in allen Bewegungen und Handlungen, gerade und offen in allem Denken und Empfinden, von fröhlich-kindlicher Heiterkeit, wie Fritz Reuter, trotz der furchtbar langen Kerkerhaft, die er gleich diesem wegen seines burschenschaftlichen „Hochverrates" erduldet hatte. In der siebenjährigen Kerkerqual hatte Gladbach aber nicht, wie der unglückliche Fritz Reuter, zur Flasche gegriffen, um sich zu betäuben, sondern zu den damaligen Meisterwerken der Geschichte und Geographie und hatte deren Inhalt sich so fest eingeprägt, daß er zu seinen Vorträgen im Institut und später an der Aarauer Kantonsschule, wo er noch lange nach Wabern ruhmreich als Professor wirkte und auch starb, niemals eines Buches bedurfte. Nicht minder eifrig oblag er in seinem Kerker dem

Digitized by Google

Studium der englischen Sprache und Literatur. Er brauchte nie ein Lexikon. Aber freilich war seine Aussprache keineswegs mustergültig und ihre Mängel sind mir immer haften geblieben. Der große Plan aber, eine moderne, freie Knabenerziehungsanstalt in idealem Sinne zu errichten, war das Ziel seiner Zukunft, lange ehe er die düstern Kerkermauern verließ und der Freiheit wiedergegeben ward. Zu seinem eigenen Nachteil haftete ihm freilich auch die Erbsünde idealer deutscher Gelehrter an, auf den eigenen Vorteil wenig bedacht zu sein — unser geringes Pensionsgeld ist wohl der beste Beweis dafür — so sah er sich denn immer nach geschäftskundigeren, redlich gesinnten Gesellschaftern seines Unternehmens um, die er glücklicherweise in dem Hessen Soldan und dann in dem Badener J. J. Glaser auch fand. Aber als diese Männer von ihm gingen, um ihrer Familie ein ruhigeres oder bequemeres Heim zu gründen, war er klug genug, das bedenkliche Rechnungswerk nicht mehr lange allein fortzusetzen. Bald nach meinem Austritt im Herbst 1856 verkaufte er sein Gut in Wabern an den in Tirol geborenen Professor der orientalischen Sprachen Sprenger in Bern (der sich im englisch-indischen Dienste ein Vermögen erworben hatte) und nahm später die ehrenvolle Berufung als Professor der Geschichte und Geographie an die Aarauer Kantonsschule an.

Die Gesellschafter Gladbachs, Anfangs Soldan, dann von 1850 an J. J. Glaser, der infolge der badischen Revolution von 1849 seine badische Heimat (Schopfheim im Wiesental bei Basel) hatte verlassen müssen, kommen vornehmlich als Hausväter in Betracht. Beide bewohnten, wie bemerkt, mit ihrer Familie das Hauptgebäude und sie und ihre Gattinnen erwiesen sich als tüchtige, für die Zöglinge wahrhaft elterlich sorgende Haushalter. Mit der Familie Glaser namentlich verwuchsen wir beiden Brüder, als seien wir Kinder derselben, und als seien die zahlreichen kleinen Glasers, Knaben und Mädchen, unsere Geschwister. Mein Bruder Richard heiratete 1867 die älteste Tochter Marie zu glücklichster Ehe. Von dem Unterricht, den Herr Glaser erteilte, stehen mir seine Stunden in Botanik, Physik und die Anfangsgründe der Chemie und Tierkunde in lebhafter Erinnerung. Auch die Wunder des Mikroskopes ließ er uns öfter schauen. Liebevoll und kundig lehrte er uns auf unseren Spaziergängen und Ausflügen die herrliche Pflanzen- und reiche Insektenwelt der Berner Hochebene betrachten und schätzen und die großartige landschaftliche Umgebung gebührend

Digitized by Google

bewundern und heimatlich lieb gewinnen. Der ehrwürdige Greis lebte mit Gattin bis zum Tode der Beiden in Münsingen zwischen Bern und Thun, wo sein Sohn Dr. Georg Glaser Leiter der großen kantonalen Irrenanstalt ist.

Herr Horrer, der bis zu seinem Tode als Lehrer und pensionierten Lehrer in Thun lebte, war ein ausgezeichneter, wenn auch strenger Gesang- und Klavierlehrer, aber etwas zu ungestüm und hitzig als Lehrer des Latein und der Mathematik.

Auch der Theologe Schellenberg, der seinem Heimatlande Baden damals wohl aus politischen Gründen zunächst den Rücken gewendet hatte, aber bald dorthin zurückkehrte, und etwa 1893 als Stadtpfarrer in Heidelberg starb, folgte der Aussaat der Kenntnisse der alten Sprachen, die er nach Horrer in Wabern betrieb, und in unsere Köpfe streute, mit etwas zu großer Ungeduld und zu häufigen Griffen nach dem spanischen Rohr.

Als ein geradezu mustergültiger Lehrer der alten Sprachen und nicht minder des Deutschen führte sich dagegen etwa vom Frühjahr 1852 an der jugendliche Badener Friedrich Edinger in Wabern ein. Er war der Sohn eines Wirtes aus dem Neckartal und hatte leider als flotter Senior der Schwaben in Heidelberg bei einem Duell die Nase eingebüßt. Zu deren Ersatz hatte man ihm ein großes Stück Fleisch aus der Mitte der Stirn geschnitten, es war aber nicht angewachsen, und so war er doppelt entstellt. Er trug eine mit Ölfleischfarbe angestrichene silberne Nase, die an einer Brille von Fensterglas befestigt war. Aber bei keinem von uns Zöglingen haben diese körperlichen Verunstaltungen des verehrten Lehrers jemals zu heimlichen Spötteleien und dergleichen Anlaß gegeben, die seine Autorität bei uns gemindert hätten. Baden mochte gesetzlich durchaus verhindert sein, den also Verunstalteten im Kirchen- oder Schuldienst anzustellen — Edinger wollte eigentlich Pfarrer werden — aber durch diese Versagung führte sie der Schweiz eines der glänzendsten und erfolgreichsten erzieherischen und lehrerischen Talente zu, die jemals Deutschland dorthin abgegeben hat. Als eine hohe, schlanke, sehnige Gestalt trat Edinger vor uns, mit blitzendem blauem Auge, lebhafter und bewegender Rede und mit einer seltenen Fähigkeit, Freude, ja Begeisterung für das zu erwecken, was er lehrte, wenn es auch bloß Formen todter Sprachen waren. Sein Unterricht in diesen Sprachen, wie namentlich im Deutschen, war ganz hervorragend. Mit größter Sorgfalt achtete er auf die Richtigkeit und Reinheit unserer Muttersprache im schrift-

Digitized by Google

lichen und mündlichen Ausdruck und förderte unabläſſig die Freude an der ſchönen Form des Stils. Wehe aber dem, der dabei Phraſen machte! Die haßte er in den Tod. All dieſe vorzüglichen Eigenſchaften lernte dann auch der Kanton Bern an ihm ſchätzen, als Edinger, kurz vor dem Schluſſe des Gladbach'ſchen Inſtitutes, 1856 als Lehrer an der Berner Kantonsſchule (Gymnaſium) angeſtellt wurde und hier bis zu ſeinem im Jahre 1894 erfolgten Tode unermüdlich wirkte. Viele der bedeutenden Männer der heutigen Schweiz nennen Friedrich Edinger mit mir den beſten und verdienteſten Lehrer, den ſie auf der Schule gehabt haben. Uns Wabernern war er aber noch bedeutend mehr, da er auch unſer ganzes Tagwerk und Daſein teilte und belebte. Trefflich zeichnet er ſich ſelbſt in den Worten, die er mir in mein Stammbuch ſchrieb, als ich um Oſtern 1860 von Bern zur Hochſchule nach Leipzig abging: „Jeder Menſch ſollte einen unſterblichen Studenten im Leibe haben" uſw. In ihm lebte der freie frohe Burſch bis zuletzt, und das machte ihn ewig jung mit der Jugend und zog dieſe zu ihm. Er heiratete bei ſeinem Ausſcheiden von Wabern die jüngere Schweſter unſerer Penſionsmutter, Frau Gloſer, Käterli Tſcheulin, zu welcher auch mein älterer Kamerad Pietro Vanotti in ſtiller Liebe entbrannt war, ein künſtleriſches Genie erſten Ranges. Leider ſtarb er ſehr früh.

Ein ſehr unerfreuliches Gegenbild zu Edinger bot der erſte franzöſiſche Lehrer, den wir in Wabern hatten, ein franzöſiſcher Flüchtling aus Paris. Die Reinheit ſeiner Ausſprache erſetzte in unſern Augen durchaus nicht die Reinheit der Wäſche, Kleidung und Geſinnung, die bei ihm überaus viel zu wünſchen übrig ließ. In einem ſchmierigen gelben Frack, zerriſſenen großkarrierten Hoſen, unſauberer Wäſche wandelte er ſpionierend umher und gab uns täglich beim Frühſtück und Abendbrot das Ärgernis, heimlich Zucker in ſeinen Frackſchößen verſchwinden zu laſſen. Ich vermute, daß er Kommuniſt war, nicht bloß Schneider, was er unzweifelhaft geweſen. Wir wurden ihn nach einigen böſen Jahren los. An ſeine Stelle trat der liebenswürdige, jugendliche, rothaarige, kleine Waadtländer Chappuis, der unſere Herzen im Sturm eroberte. Er gründete ſpäter in Lauſanne eine treffliche Erziehungsanſtalt.

Eine edle vornehme Perſönlichkeit war unſer Lehrer für italieniſche Sprache, der badiſche Major a. D. Kapfferer, neben General Franz Sigel der tüchtigſte Offizier des badiſchen Aufſtandes von 1849, ein wohlhabender Mann, der in Wabern nur Stunden

Digitized by Google

gab, um die unfreiwillige Muße seines Flüchtlingslebens auszufüllen. Ich hatte leider keine Tagesstunde mehr für Italienisch frei, um zu seinen Füßen zu sitzen. Aber die liebenswürdige Herzlichkeit des wackeren Mannes gegen uns alle, der doch die große Trauer um den Niedergang unserer nationalen Hoffnungen, um das bittere Loos der Verbannung und um den Tod der greisen Mutter im Herzen trug, die, während er in Bern weilte, von einem wandernden Strolch daheim in Baden ermordet worden war, ist mir unvergessen im Herzen eingegraben.

Nicht minder unvergessen steht mir vor Augen das Bild eines anderen deutschen Flüchtlings, des Schwaben Karl Mayer, obwohl ich mit ihm später in heftigen Parteistreit geriet, denn er ward der Gründer des „Stuttgarter Beobachters" und Führer der antinationalen Volkspartei Württembergs. In Wabern gab er nur einige Stunden Deutsch, die sich hauptsächlich auf die begeisterte Würdigung Ludwig Uhlands beschränkten, und darin leistete er Vortreffliches. Unsere Waberner Beziehungen hafteten aber auch in seinem Gedächtnis so treu, daß er mich, trotz aller bitteren politischen Fehden zwischen uns seit 1868, noch 1874, als ich ihn im Reichstag begrüßte, „Du" und bei meinem Vornamen nannte.

Das Gladbach'sche Institut war schon als rein deutsches Gewächs bei den Altbernern mißliebig, und als Gladbach 1850 mit gutem Grunde die Reaktion in Bern heraufziehen sah — unser Schuster Gantschi kam als „konservativer" Sieger von der Wahlprügelschlacht auf dem Felde von Münsingen schwer bezecht nach Hause — verschrieb uns Gladbach als Religionslehrer den „schwarzen" Franz Fetscherin von Bern, der aber mit dem Teufelsgeist von Wabern auch nicht vollständig fertig wurde. Denn als er einst zum Ostereramen in Wabern eine hochansehnliche Schaar seiner Gesinnungsgenossen aus Bern eingeladen hatte, als Zeugen des Erntefestes, das er nunmehr allhier mit seiner Aussaat des Glaubens im Weinberge des Herrn zu halten gedachte und an das unnütze Weltkind Alfred Stanfer aus Biel — später Arzt und früh gestorben — die erbauliche Frage richtete: „Wie muß der Mönsch läbe (leben)?" — da kam die entsetzliche Antwort, die Alfred Stanfer freilich auch grundsätzlich immer befolgt hat: „He, der Mönsch cha läbe wie ner wott."*) Tableau! Natürlich wurden wir auch jeden Sonntag zur Kirche geführt: die Katholiken

*) He, der Mensch kann leben wie er will.

Digitized by Google

unter uns zur Messe — um deren kurze Dauer wir protestantischen Sünder sie beneideten — wir Protestanten aber in die Heiligegeistkirche am oberen Ende der Stadt. Im Winter mußte auf dem gut halbstündigen Weg durch metertiefen Schnee gewatet werden. Wenn Pfarrer Prof. Müller predigte — der früher in Dresden Pfarrer gewesen war und eine Dresdnerin zur Frau hatte, der Vater des heutigen schweizerischen Bundesrates Oberst Müller, später Professor der Theologie in Bern, Anfang 1900 gestorben — waren wir gern dabei. Aber der dicke Pfarrer Ischer, der uns gewöhnlich beschieden war, regte die Drückeberger zur Kirchenflucht an. So glaubte auch ich einst einen trefflichen Vorwand zur Enthaltung vom Kirchenbesuch gefunden zu haben, indem ich Herrn Gladbach an der Rückseite meiner Hosen zwei mißfarbige Einsätze wies. Er aber sagte erregt: „Du dummer Junge, meinst Du denn, unser Herrgott schaue vom Himmelsfenster auf Deine geplätzten Hosen. Sogleich gehst Du mit."

Last not least muß auch unser ganz vortrefflicher Zeichenlehrer J. Dill die gebührende rühmliche Erwähnung finden. Er ist später weit über die Schweiz hinaus bekannt geworden durch seine ausgezeichneten Panoramen der Rundsicht von der Heimwehfluh und der Schynigen Platte bei Interlaken usw., sowie durch seine reizvollen Beiträge zu verschiedenen Prachtwerken, welche eine Sammlung der schönsten Schweizer Aussichtspunkte boten. Aber wir Waberner Zöglinge verdanken ihm noch unendlich viel mehr als diese uns und die Zeitgenossen erfreuenden naturwahren Kunstwerke seiner Hand. Er hatte eine wundervolle Methode, seinen Schülern begeisterte Lust am Zeichnen und eine bei den Meisten von uns über die Mittelmäßigkeit hinausragende Fertigkeit im Zeichnen nach der Natur und nach Vorlagen beizubringen. Wir hatten in jeder Woche an einem bestimmten Nachmittag zwei Stunden hintereinander Zeichnen, und wenn der kleine gedrungene Herr Dill mit dem Glockenschlage durch die Eingangsallee heranwandelte, begann für uns ein Fest. Denn sowie die Anfangsgründe im Linienzeichnen, Perspektive usw. erworben waren, durfte jeder Zögling, seinem Können entsprechend, auf einem dem Knaben eigentümlich gehörigen dreibeinigen Zeichenstühlchen die Bauwerke, Bäume usw. des „Instituts" nach der Natur zeichnen. Die Anfänger wurden vor den Saustall gesetzt, weil dieser die geradesten Linien hatte — unsere moderne Kunst dagegen hört leider vielfach beim Saustall auf! Dann kam der hübsche Brunnen mit seiner ovalen Granitschale

Digitized by Google

daran. Die Geübteren durften den Weiher und die abschließende Baumgruppe hinter demselben mit hinzufügen. Noch Geübtere machten sich an die sehr reizvolle Wiedergabe der Nordfront des Hauptgebäudes oder mehrerer Seiten desselben zugleich, oder an einzelne Baum- und Pflanzengruppen des Gutes. In unsere Albums (Stammbücher) zeichneten wir Kameraden uns gegenseitig mit Vorliebe Abbilder unserer nach der Natur gezeichneten „Studien aus dem Institute Gladbach" zur Erinnerung an die Waberner Jugendheimat.

Die Zeichenvorlagen, die wir benutzten, wenn die Witterung oder die Jahreszeit das Zeichnen im Freien verbot, waren sämtlich ganz vorzüglich, Landschaften sowohl wie Figuren, Köpfe, Tiere usw. Auch hier wurde, wie bei dem ganzen Waberner Unterricht und Erziehungswerk, der Individualität des Schülers besondere Beachtung geschenkt. Wer für das Zeichnen von Köpfen, Figuren, Tieren usw. besondere Neigung und Begabung zeigte, erhielt diese fast ausschließlich vorgelegt, die anderen nur soviel davon, daß sie wenigstens einen Begriff davon bekamen. Ich war ganz vorwiegend Landschafter und durfte mich denn darin durch Abzeichnung der klassisch-schönen Vorlagen von A. Calame und Hubert nach Herzenslust ausbilden und erquicken. Mit dreizehn Jahren zeichnete ich schon nach der Natur die ganze Stadt Bern mit Umgebung vom Hubelgut (das meine Mutter damals bewohnte) auf *einem* Blatte. Mit vierzehn Jahren copierte ich nacheinander die schwierigsten Vorlagen, die das Institut in meinem Fache besaß, große Blätter, auf denen die Landschaften von A. Calame, die Figuren von Ferogio herrührten, mit zwei Bleistiften und weißer Kreide auf getöntem Papier. Aber die Kameraden sorgten dafür, daß man auf sein bischen Talent nicht etwa eitel werden konnte. Denn namentlich unter den Italienern waren wirkliche Genies. Von Pietro Vanotti habe ich bereits gesprochen. Er malte die Dekorationen zu unserm Schultheater, in dem wir vor der Dorfjugend und geladenen Gästen spielten, fast alle selbst, ganz ausgezeichnet. Aber auch ein anderer Italiener, ein Neffe des wackeren Generals Carlo Albertos, Allemandi, der als Flüchtling in Bern weilte, setzte uns durch seine künstlerische Begabung in Erstaunen. Denn in *einer* Freiviertelstunde zeichnete er nach einer Vorlage einen großen schattierten weiblichen Kopf mustergültig ab. Die Köpfezeichner hatten mit diesem Blatt sonst mehrere Monate zu tun.

Digitized by Google

Endlich hatten wir in Wabern auch Tanzstunde, und zwar bei einem höchst feierlichen Tanzmeister, Herrn Franke, der mit einer kleinen verwachsenen alten Geigerin im Winter am Samstag Abend aus Bern zu uns kam und uns die choreographische Kunst, ungefähr nach der Tanzweise der französischen Hofgesellschaft vor der französischen Revolution beibrachte. Denn er unterrichtete in Bern auch die Söhne und Töchter der äußerst konservativen berner Aristokratie, vor denen wir dann im „Falken" in Bern an einem feierlichen Tanzabend gewissermaßen ein Examen unserer Kunst ablegten und es vor den Töchtern der „alten Geschlechter" auch bestanden. Neben den vormärzlichen Schritten, Entrechats und Figuren des Contretanzes lernten wir aber auch moderne Tänze, Schottisch, Walzer, Mazurka, Galopp usw. gründlich, sogar mit Touren. Die Erteilung des Tanzunterrichtes an Jungen schon etwa von deren zehntem Jahre an entsprach gleichfalls den Gepflogenheiten der altfranzösischen Gesellschaft, die in den feinen Kreisen Berns damals noch zäh festgehalten wurden. So wurde ich denn schon mit elf und zwölf Jahren ein flotter und selbst leidenschaftlicher Tänzer. Ich blieb es aber, wie man hören wird, aus ebenso hervorragend triftigen als romantischen Gründen nicht lange.

Von ganz unvergleichlicher Gründlichkeit, Sorgfalt und Vielseitigkeit war endlich die körperliche Ausbildung der Zöglinge in Wabern. Turnen wurde Winters und Sommers eifrig gelehrt und betrieben. Ich war bald Vorturner. Im Sommer brachen wir täglich um vier Uhr nach unserm entfernten Badeplatz in der Aare auf. Dieser Badeplatz war mit dem einzigen Zugang durch eine Wiese von Gladbach gepachtet, lag dem Waldpark der Villa Elfenau gegenüber, die einer russischen Großfürstin gehörte, und bestand aus einer langgestreckten Erhöhung von Aarkieseln über dem Flußbett, ohne jedes Bauwerk, selbst ohne eine einzige Bank zum Niedersitzen beim Entkleiden. Zwischen dem festen Ufer und dieser Kieselbank befanden sich aber breite untiefe Wasserlachen, in denen auch die kleinsten Nichtschwimmer sich gefahrlos ergötzen konnten, und zudem wurde auch der Stromlauf der Aare in seinem Querschnitt von unserer Steininsel gegen die Elfenau zu nur allmählich tiefer. Das ungemein reißende Wasser trug den Körper fast von selbst, und so lernte man rasch, fast ohne Anleitung schwimmen. War dies genügend erprobt, so ging es, unter Führung zweier Lehrer, an die erste Durchquerung des wilden Stromes, der namentlich am jenseitigen steilen Ufer ganz ungestüm

Digitized by Google

vorbeijagte und daher das Landen schwierig machte. War aber auch diese Leistung vertraut geworden und die Fertigkeit anhaltenden Schwimmens zweifellos festgestellt, so wurden wir eingeübt, mit dieser Kunst Menschenleben zu retten, indem wir in den Kleidern und Stiefeln ins Wasser sprangen, weiter und weiter in den Strom hinausschwammen und schließlich die Aare durchquerten. Natürlich lag dann an unserem Ufer noch ein trockener Anzug und ein trockenes Paar Schuhe zum Heimgehen bereit. Auch für die Behandlung Ertrinkender bei unserem künftigen Rettungswerke waren uns alle Vorschriften gegeben. Ich freue mich aber aufrichtig, daß ich nie in den Fall gekommen bin, sie praktisch anzuwenden. Denn die erste Vorschrift bestand darin, den Patienten, nach freundlicher Ansprache, durch gewaltige Schläge auf den Kopf und in den Nacken so zu betäuben, daß er uns durch seine unpassenden Bewegungen das Rettungswerk nicht mehr vereiteln konnte.

Ganz wonnevoll waren unsere gemeinsamen Spaziergänge, die wöchentlich zweimal, im Frühjahr, Sommer und Herbst, Mittwochs und Samstags nachmittags stattfanden. Da wurde dann entweder der hinter dem Dorfe Wabern aufsteigende etwa 2000 Fuß hohe Gurten erklommen und die prachtvolle Aussicht oben über Bern, den Jura, die Berner und Freiburger Alpen, den Thuner, Bieler, Murtener und Neuchateller See genossen; oder man wanderte im Tal, jedesmal nach einem anderen Zielpunkt: nach Könitz, oder Kehrsatz, oder Belp, oder das Belper Moos (eine Aarniederung mit schöner alpiner Flora), oder nach Muri oder Reichenbach, immer mit Botanisiertrommel, Wurzelmesser und Schmetterlingsnetz, so daß auch der Sammler seine Freude hatte.

Zu diesen wöchentlichen Spaziergängen gesellten sich aber zweimal im Jahr, im Spätfrühjahr und im Frühherbst auch zwei Tagesausflüge von unvergänglichem Glanze. Der Frühjahrsausflug ward gewöhnlich auf den Belpberg unternommen, der etwa drei Stunden südöstlich von Bern aus einem vorgeschichtlichen Seebecken, dem „Belper Moos*)", etwa 2500 Fuß hoch aufragt, und zwar nach Westen zu fast senkrecht. Das war unser Aufstieg. In den Felsrippen, die wir unterwegs mit dem Eispickel aufhieben, fanden sich häufig Abdrücke von Muscheln oder Fischen und oben unter dem Felsengipfel des Berghauptes war in den Fels ein großer eiserner Ring geschmiedet, an den vor

*) „Moos" = Sumpfland

Digitized by Google

tausenden von Jahren die Schiffe angebunden wurden, als dieser Berg noch eine Insel war. Diese Wahrnehmungen regten natürlich unsere Einbildungskraft und Wißbegierde mächtig an. Im Ganzen hatten wir Jungen aber den Eindruck, es würde sich hier oben mit Fischfang und allenfalls mit ein bischen Seeraub fast eben so hübsch leben lassen, wie im Institut in Wabern. Waren wir droben auf dem Bergrücken vollends an unserem Ziele angelangt, so entfaltete sich die ganze Herrlichkeit der Alpenkette und des Vorlands vom Thuner See, Niesen, Stockhornkette, Hohgant u. s. w., und in glücklichstem Frohsinn wurde das einfache Mahl in der einzigen Wirtschaft des zerstreuten Bergweilers eingenommen. Auch das reizende Zimmerwald und die über 3000 Fuß hohe Bütschelegg, die südlich vom Belpberg über der jenseitigen Talwand emporragen, waren wiederholt das Ziel unseres Sommerausfluges. Die Aussicht auf den Thuner See ist von der Bütschelegg noch freier, die Alpenaussicht noch großartiger, namentlich auf die Freiburger Voralpen. Aber die Höhe war kahl, ohne Erfrischungsstätte und von Zimmerwald weit abgelegen.

Im Herbst ging unser Tagesausflug regelmäßig über Bern in nordöstlicher Richtung, an der jetzigen Eisenbahnstation Ostermundigen (auf der Strecke Bern-Thun) vorbei, nach dem etwa 2500 Fuß hohen Bantiger, den wir gleichfalls von der steilsten Seite nehmen mußten. Der Bantiger ist der letzte Ausläufer der Vierwaldstätter Alpen, wie der Gurten über Wabern der letzte Ausläufer der Berner Alpen. Man überblickt daher vom Bantiger besonders gut die großartige Landschaft nach Norden und Südosten: das Emmental gegen Burgdorf wie gegen Langnau zu, den Jura viel näher, die Berneralpenkette etwas ferner als vom Belpberg, aber breiter, bis zum Rinderhorn, und außerdem die Berge von Unterwalden. Auch auf dem Bantiger war keine Schutzhütte oder Wirtschaft. Aber stets wurde uns dort eine herrliche Wurst mit Brot gereicht. Dann ging es auf der andern Seite des Berges jäh abwärts nach der heutigen Eisenbahn-Station (Bern-Olten) Zollikofen und von da über Münchenbuchsee nach Hofwyl, wo in Andacht das ehrwürdige, damals brach liegende berühmte Institut v. Fellenbergs besucht, der kleine Hofwyler See bewundert und dann in dem alten kreisrunden, stufenweise in die Tiefe abwärts führenden, für uns ganz geheimnisvollen Bade des einstigen Fellenbergschen Institutes gebadet wurde.

Digitized by Google

Einen besonderen Reiz für uns, Lehrer wie Schüler, bot aber in Hofwyl jedesmal die Anwesenheit des ehrwürdigen deutschen Landsmanns Dr. Theodor Müller, eines mecklenburgischen Lehrers, der seine besten Jahre dem Fellenbergschen Institut gewidmet hatte und nun sein Greisenalter in wonniger jugendlicher Fröhlichkeit am Schauplatze seines einstigen Wirkens genoß. Dann und wann trieb es ihn, wieder zu lehren. So war er auch in einem heißen Sommer mein Lehrer in Wabern gewesen. Ich las ganz allein bei ihm Nachmittags Cäsars gallischen Krieg, ersehnte bei der furchtbaren Hitze jedesmal die Schwimmstunde herbei und kämpfte mit dem Schlaf. Theodor Müller aber verstand den Schlaf zu verscheuchen. Er übersetzte mir dann nämlich Cäsar wie ein höherer Onkel Bräsig. „Und die Avaren fingen an zu quarren" sagte er ganz ernsthaft, das Buch dicht vor die Augen rückend, und mit solchen Schnurren ging es fort — man schlief durchaus nicht ein und lernte auch sein Teil. Ebenso gab er an der Berner Kantonsschule (dem Gymnasium) bis 1856 noch einige andauernde, den Hörern unvergeßliche Gastrollen als Lehrer. Aber sein Heimweh und sein Behagen zog ihn immer nach Hofmyl zurück. Er war schon 1812 und 1813 Student in Jena gewesen und lebte dort von Stipendien großherzoglicher Stiftung. Diese blieben aber infolge der kriegerischen Drangsale aus, und der Studiosus Müller wollte auch leben. Da aber niemand in Jena ihm einen Rat wußte, wanderte er nach Weimar und verlangte eine Audienz bei Serenissimus. Goethes hoher Freund Karl August lachte erheblich, als ihm gemeldet wurde, der Studiosus Theodor Müller aus Jena sei extra per Pedes aus der Musenstadt nach Weimar gekommen, um dem Großherzog fußfällig aber kräftig um die fälligen Stipendien zu treten. Aber er ließ den Wanderer leutselig vor, schloß ihm seine Kassette auf und sagte ihm: „Diese fünf Friedrichsdors, lieber Müller, sind das Einzige, was mir der Napoleon gelassen hat, und davon sollen Sie vorläufig drei haben, das Übrige aber wenn ich einmal besser bei Gelde bin." Müller steckte die Goldfüchse ein, empfahl sich bestens und beschloß sofort, sich am Befreiungskrieg bei den Lützowern zu beteiligen. Aber den schwächlichen Menschen wollte niemand nehmen. So mußte er also widerwillig daheim bleiben. Nach dem Kriege und nach „hochverräterischer" Beteiligung an der Burschenschaft enteilte er nach der Schweiz. Hier belehrte, erzog und begeisterte er jahrzehntelang die Zöglinge Fellenbergs. Ich war schon in einer der höchsten Klassen des

Digitized by Google

Berner Gymnasiums, als die Trauerkunde eintraf, unser guter Theodor Müller sei an gangrena senilis gestorben. Er war zeitlebens Junggeselle geblieben, und sein Testament hatte daher für Hinterlassene nicht zu sorgen. Es verordnete: an seinem Leichenbegängnis solle aus seinem Baarnachlaß in seinem Stammwirtshaus zu Hofwyl ein edles Symposion aller seiner Freunde in echtem 1834er gefeiert werden. Unter diesen „Freunden" war auch ich mit manchem andern seiner älteren Schüler. Zu diesen zählte auch der Bundespräsident der Eidgenossenschaft Schenk*), der an Müllers Grab die unvergeßlichen Worte sprach: „Unser Freund ist zuweilen wohl auch in Schlamm untergetaucht, aber er hat aus der Tiefe immer Perlen heraufgebracht."

Dieses herzliche Gedenken an den ehrwürdigen Nestor von Hofwyl drängte sich von selbst auf, da von unsern Herbstausflügen dorthin gesprochen wurde. Ganz selten wurden diese Ausflüge auf zwei oder drei Tage verlängert. Doch geschah das gleich in den ersten Wochen unseres Wabener Aufenthaltes, wohl zu Ehren von Mutters Anwesenheit. Da machte das Institut einen dreitägigen Ausflug nach der Petersinsel im Bieler See, das will sagen einen Marsch von sechs bis sieben Stunden hin und ebensoviel zurück, den ich Knirps gut bestand, während die Mutter und Geschwister im Wagen oder mit der Post fuhren. Mit dem höchsten Interesse weilte ich in dem einzigen Hause auf der Petersinsel — einem ländlichen, dem Berner Inselspitale gehörigen Wirtshause — in dem Zimmer, das Jean Jacques Rousseau als Flüchtling bewohnt hatte; dann huschte ich mit den Kameraden durch die geheime Falltür im Fußboden jenes Zimmers die verborgene Treppe nach dem Hofe hinab, durch die Rousseau sich vor verdächtigen Inselbesuchern in den nahen herrlichen, den Gipfel der Insel bedeckenden Eichenwald zu retten pflegte. Ein andermal ging ein zweitägiger Ausflug nach Burgdorf an der Emme, vier bis fünf Stunden von Bern, wo wir das malerische Schloß und das frische Grab Max Schneckenburgers besuchten, des Dichters der „Wacht am Rhein", deren gewaltige künftige Wirkung damals niemand ahnte. Er war am 3. Mai 1849 in Burgdorf gestorben, und Gladbach hatte ihn gekannt und geschätzt.

Von der „großen Reise", die das Institut während der großen Ferien im August mit den in Wabern verweilenden Zöglingen durch

*) Gestorben 1894, durch Ueberfahren, während er einem Bettler ein Almosen reichte.

Digitized by Google

die ganze Schweiz etwa vierzehn Tage lang zu unternehmen pflegte, wird im folgenden Kapitel die Rede sein.

Im Winter traten an die Stelle der Sommerspaziergänge Schlittschuhfahrten auf dem Teich hinter dem Brunnen, auf dem größeren Dorfteich unterhalb der Steinbrüche des Gurten, wo heute eine große Bierbrauerei steht, und auf dem seeartigen Egli-Mösli hinter Bern, über dem Aarberger Stalden, auf der dem Bantinger zugekehrten Hochebene. Daneben große Schlittenfahrten, d. h. nicht etwa mit Pferden, sondern mit kleinen, eisenbeschienten Schlitten, vorn „schöngerundet", wie Homers Schiffe, hinten gerade abfallend, von hartem Holz, in Ölfarbe bunt, meist schwarz und rot ineinanderflammend (den Berner Farben) gestrichen, die eisernen Stäbe zwischen den Kufen mit tönenden Glöckchen behangen. Fast jeder Zögling hatte einen solchen Schlitten. Der ganze Vorrat wurde weit bergauf gezogen, und dann setzte sich Jeder auf sein Gefährt — höchstens zwei Jungens hatten auf einem Schlitten Platz, und nun ging es in rasender Eile auf dem festgetretenen und häufig vereisten Schnee des steilen Bergweges abwärts. Die Hacken der Füße steuerten; die beiden Hände spannten sich fest um die beiden Rückwände des Schlittens. Denn bei jedem der zahlreichen, den Weg quer durchschneidenden, vertieften Wasserdurchlässe sprang der Schlitten hoch auf und riß den Sitzenden mit in die Luft, so daß Übung dazu gehörte, den Sitz wieder zu gewinnen. Die „besitzlosen" Zöglinge, die ohne Ahnung der Schlittenherrlichkeit nach Wabern hineingeschneit waren und den Schlitten erst für Weihnachten oder Neujahr auf ihren Wunschzettel gesetzt hatten, waren auf „das Gibi" angewiesen, einen großen, sonst nur dem Wirtschaftstransport im Winter dienenden, breiten und niedrigen Gutsschlitten von ungefärbtem Holze, dessen Deck aus ebenen Brettern bestand und der vorn zwei kurze Deichseln hatte. Auf diesem „Gibi" hatten etwa zehn bis zwölf Jungen Platz, wenn sie auf den beiden Langseiten des Gibi Seite an Seite und Rücken an Rücken eng gegeneinander geschmiegt saßen, die Füße auf die Innenseite der Kufen gestützt. Sonst hatten sie bei der sausenden Talfahrt weiter nichts zu tun, als sich selbst und untereinander gut festzuhalten. Ihre Beförderung übernahm nämlich der befahrene Besitzer eines kleinen Schlittens — schon in dem zweiten Winter meines Waberner Daseins häufig ich. Dieses höchst verantwortliche Menschenkind mußte den Sitz auf dem eigenen Schlitten freilich so sicher zu behaupten wissen, als sei er mit Stricken oder Riemen daran festgebunden

Digitized by Google

Denn hatte er einmal die am Ende der beiden Deichseln des „Gibi“ senkrecht aufragenden Handhaben mit ganzer Kraft ergriffen, und die beiden Fahrzeuge durch das Aufheben der sperrenden Füße in Gang gesetzt, so brausten Schlitten, Gibi und Insassen wie eine Lawine zu Tal. Selbst beim härtesten Schnee waren sie in leichtes Schneegewölk eingehüllt. Man kann sich denken, wie das alles über die zahlreichen Senkungen der Wasserdurchlässe hinweggeschleudert wurde, welche Angst- und Lustrufe dabei laut wurden, und mit welcher Kraft und Geschicklichkeit der Führer sich und seinen Schlitten dem Schicksal entziehen mußte, von der abwärts stürzenden Zentnerlast des Gibi überrannt zu werden. „Sorg', sorg'“*) riefen sämtliche Schlittenfahrer, namentlich vor den Wegkehren, wenn irgend eine Person auf dem Wege vor ihnen auftauchte — und die Eile, mit der solche Wanderer den Wegrand aufsuchten, war schon für sich ganz allein ein Hochgenuß. Selbstverständlich bauten wir auf der großen Spielwiese auch kunstvolle hohe Schneefestungen, die mit Heldenmut verteidigt und erstürmt wurden. Bei dem harten Berner Winter — die mittlere Wintertemperatur ist dort von Ende Oktober bis Ende Februar minus 4° Reaumur — bekamen übrigens viele Zöglinge Frostbeulen an Händen und Füßen. Aber selten länger als im ersten Waberner Winter. Die Patienten mußten mit nackten Füßen im Schnee rasch laufen, die kranken Hände stark mit Schnee reiben, und dann wurden auch warme Bäder genommen und zweckdienliche Salben aufgelegt.

Ganz großartig waren auch unsere gemeinsamen sommerlichen Spiele auf der großen Wiese: Baarlauf, Ballspiel, „Stecklis“ und „Tschub“. Beim Ballspiel teilten sich die Spieler, wie beim Baarlauf, in zwei gleich starke Parteien, von denen die eine das durch eine grade Linie abgegrenzte Lager verteidigte, die andere es einzunehmen trachtete. Bei geschickter Führung der Belagerer war die Einnahme immer nur eine Frage der Zeit. Denn jeder der Lagerverteidiger hatte mit einer Pritsche drei Ballschläge zu tun und während der Ball geschleudert wurde, mußten die Zugehörigen seiner Partei, die vor ihm den Ball geschleudert hatten, von einem innerhalb des Lagers in die Erde geschlagenen Holzpflock nach einem weit in Feindesland gelegenen Ziel laufen, womöglich auch gleich wieder zurück, ohne von dem inzwischen in Feindeshand gelangten Ball getroffen zu werden.

*) Aufgepaßt, aufgepaßt!

Digitized by Google

Wer getroffen wurde, war „tot", ging also der Lagerverteidigung verloren. Auch wenn die Belagerer den aus dem Lager geschleuderten Ball im Laufe des Spiels dreimal auffingen, ehe er die Erde berührte, war das Lager verloren. Einleuchtend ist, wie mannigfache Kräfte dieses Spiel gleichzeitig anregte und ausbildete, aber auch, wie es jeden zur „Arbeitsteilung", Aneignung besonderer Fertigkeiten antrieb, durch die er seiner Partei sich wertvoll machen konnte.

Das „Steckli" oder Stockspiel war nur im Frühjahr möglich, wenn der Boden der Spielwiese, namentlich um den zum Brunnen führenden unterirdischen Quellenlauf, recht feucht und zäh war. Dann drechselten und schnitzten wir uns aus harzigem oder hartem Wurzelholz unten scharf zugespitzte, oben mit glattem Handgriff versehene Stöcke oder Scheite, bildeten wieder zwei gleichstarke Parteien und trieben nun die Stöcke aus freier Hand durch einen kräftigen abwärts gerichteten Wurf mit der Spitze in den weichen Boden. Den nächsten Wurf tat ein Gegner, um unsern Stock zum Wanken zu bringen; den dann folgenden wieder ein Freund, um unsern Stock zu stützen oder dem des Gegners die Grundlage zu lockern, oder in beiden Absichten zugleich. So ging das Spiel fort, bis alle Stöcke der einen Partei entwurzelt waren.

Auch „Tschub" war ein herrliches Spiel, namentlich bei der großen Fülle von Bauwerken, Baumgruppen, Hecken usw., welche im Gute selbst ein Versteck ermöglichten. Man teilte sich auch hier in zwei Parteien. Die eine Partei schlug ihr Lager im nördlichsten Gebäude des Gutes in der offenen Lufthalle des „kleinen Stöckli" auf und harrte hier, das Château Chillon im Hintergrunde, ihrer schweren Pflicht. Diese bestand darin, die andere Partei zu suchen, deren Glieder sich sämtlich an demselben Orte verstecken mußten, in irgend einem der Häuser in demselben Raum, vom Keller bis zum Dach, oder hinter der Böschung des Teiches, im Grase liegend, hinter Bäumen und Büschen, oder zwischen den Gebüschen und der Mauer der nördlichen Gutsgrenze nach der Belper Straße zu. Dieses Versteck war scheinbar unmöglich zu gewinnen, da die Zugänge dorthin unter den Augen des Lagers im kleinen Stöckli sich befanden. Und doch wurde auch das möglich gemacht, indem sämtliche Glieder der sich versteckenden Partei hinter den nur halbmeterhohen Gemüsepflanzungen der westlichen Gutsgrenze nach den Gebüschen vor der nördlichen Mauer krochen. Die Dorfstraße durfte zu diesem Zwecke nicht betreten werden. Das Hauptziel der sich

Digitized by Google

versteckenden Partei war jedoch nicht, ein sicheres Versteck zu finden, sondern zugleich ein solches, von dem aus die Versteckten sich, ungesehen von den feindlichen Spähern, wieder zum feindlichen Lager heranschleichen und in dieses eindringen konnten.

Für das Verstecken war eine Frist von höchstens fünf Minuten gegeben. Dann schwärmte das Lager zur Suche aus. Bei guter Führung der Lagerpartei, zunächst einige flinke Vedetten, welche gleichzeitig alle Gebüsche des Nordrandes und das kleine Stöckli selbst absuchten. Denn auch in diesem konnte sich der Feind auf Schleichwegen längs der östlichen Gartenmauer einnisten. Waren diese Verstecke leer befunden, so verbot die Spielregel, einen Wächter am Lager zurückzulassen, vielmehr löste sich die Menge der Sucher zunächst vor dem Hauptgebäude, alle nördlichen Teile und Gebäude des Gutes überblickend, in eine lange, dem Lager noch nahe Kette auf. Dann durchstöberten einige schnelle und findige Leute die Böschung hinter dem Weiher, das Bohnenfeld, dann das Hauptgebäude vom Keller bis zum Dach, ebenso, nach Süden weiter vordringend, den Garten, das Holzhaus, das große Stöckli, die Gymnastik, den Schweinestall. Die Sache der Versteckpartei mußte so anscheinend stets verloren gehen. Denn sowie ein Einziger von ihnen gesehen war, ertönte der Donnerruf „Tschub"! und sammelte alle Lagerleute vor ihrem bedrohten Heiligtum. Ein Schlag auf die Schulter eines Gegners von der Versteckpartei, ehe dieser das Lager erreicht hatte, genügte, diesen „tot" zu machen, ihn für das fernere Spiel außer Kampf zu setzen. Aber das war mit nichten das unausweichlich traurige Loos der Versteckpartei. Denn das Versteck wurde stets so gewählt, daß außer dem Zugang, auf dem der Feind nahte, und der von dem Führer weither übersehen werden konnte, noch eine Tür, ein hohes Fenster, ein Schleichweg offen blieb, durch die hindurch die Parteigenossen ungesehen, wenn auch mit kühnen Turnkünsten, die Kleineren mit Hilfe der Stärkeren, oft dem Lager schon zuliefen, ehe das grimmige „Tschub" ertönte, so daß ihre Mehrzahl von den Lagerleuten nicht mehr ereilt wurde. Manchmal gewann dann auch der zuletzt herabgeglittene Führer, während die Parteien vor dem Lager erregt verhandelten, durch einen kühnen Sprung plötzlich noch den sichren Boden des Lagers. Man sieht, „Tschub" war ein wahres Kriegsspiel, das beide Parteien zu tüchtiger Anspannung der geistigen und körperlichen Kräfte nötigte, zumal da jede Partei von der anderen, bei guter Führung, immer Neues lernte.

Digitized by Google

Wir waren dann in Wabern weiter auch große Werftmeister für unsere stolze Flotte auf dem Teich hinter dem Brunnen. Wir schnitzten, bemalten und betakelten die Schiffsrümpfe selbst, und während des russisch-türkischen Krimkrieges 1852/54 bauten wir lauter gewaltige Kriegsschiffe, meist allerdings solche der Westmächte, die mit ihren Eisenkielen und Eisenrammstücken den größtmöglichen Schaden zufügten.

Endlich waren auch unsere Theateraufführungen vorwiegend körperliche Übungen. Denn zunächst machten wir die ganze erhöhte Bühne von Tannenbrettern selbst zurecht. Nicht minder die hölzernen Vorderseitenwände gegen das Publikum, das bei der Aufführung auf unsern Schulbänken Platz nehmen mußte. Wir machten auch den Vorhang, die Holzleisten, auf welche die papiernen Koulissen aufgenagelt wurden, die runden Latten zum Aufziehen und Hinablassen der Hintergründe usw. selbst zurecht. Außerdem gehörten die zahlreichen Gefechtsscenen im Ritterharnisch, die unsere Darstellung erforderte, auch mehr dem körperlichen als dem geistigen Gebiete an. Und endlich schloß sich fast an jede dieser Aufführungen ein erbitterter Kampf mit der Dorfjugend, die zwar jedesmal gern unserer Vorstellung umsonst beiwohnte, aber uns den Hochmut unserer Helme, Rüstungen, Schwerter und langen Spieße nicht verzeihen konnte und uns daher einen oder einige Tage später mit Krieg überzog. Die wilden Buben verbrannten uns sogar eines Tages — glücklicherweise erst nach der Vorstellung — einen guten Teil der Dekorationen Pietro Vanottis, die in der Gymnastik hingen. Dafür wurden aber auch zwei oder drei der Brandstifter, die sich in den Abtritt der Gymnastik gerettet hatten, von der offenen Obenseite des Lokals her von uns furchtbar durchgeprügelt. Nur mühsam brachten wir unsern Mailänder Freund Christini von dem Vorhaben ab, sie zu spießen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Persönliches aus der Wabener Zeit

(1849—1854).

Um die herrliche Waberner Erziehung nach allen Seiten hin darzustellen, habe ich meine persönlichen Erlebnisse während der sieben Jahre meines Waberner Aufenthaltes kaum berührt. Ich berichte nun darüber im Zusammenhang.

Die Mutter muß nicht lange nach unserm oben erwähnten gemeinsamen Ausflug nach der Bielerinsel mit Schwester Ida Wabern verlassen haben und nach Leipzig zurückgekehrt sein. Meinen achten Geburtstag feierte sie noch in Wabern. Denn sie schenkte mir Vaters Bild von Schertle, das treueste unter allen, in breitem schwarzem Holzrahmen mit einer langen Widmung in Bleistiftzeilen. Da ich kein eigenes Zimmer hatte, hing ich's in Herrn Gladbachs Studiergemach auf.

Dann schieden Mutter und Schwester von uns, und wir jungen Knaben waren allein in der Fremde. Aber selten überkam mich Heimweh, meinen jüngeren Bruder wohl niemals. Nur eines sehr schmerzlichen Anfalles weiß ich mich zu erinnern, am 9. November 1849, dem Todestage des Vaters. Da stürmte das Gefühl der Verwaistheit, der Vernichtung unseres ehedem so glücklichen Familienheims, mit solcher Gewalt auf mich ein, daß ich zum Arbeiten und Spielen gleich unfähig war. Ein Weinkrampf erfaßte mich, und der gute Direktor Gladbach entzog mich der Brüder wilden Reihn auf sein Zimmer, bettete mich auf sein Sopha, und hier weinte ich vor des Vaters Bild still vor mich hin bis Dunkelwerden. Dann wurde mir etwas Essen gebracht, das ich kaum berührte, und dann geleitete mich Gladbach selbst zu Bette. Sein Wort, daß er mir den Vater nach Kräften ersetzen wolle, spendete mir großen Trost und ließ mich darüber nachdenken, daß er schon immer so gehandelt habe, ehe er es sagte, so daß mir die gewaltsamen Ausbrüche meines kindlichen Schmerzes fast als Unrecht und Undank gegen seine väterliche Güte erschienen. Ich faßte den ernsten Entschluß, mich zu bemeistern, seine Liebe und Güte zu verdienen und von Herzen zu erwidern, und bin diesem Entschlusse treu geblieben.

Digitized by Google

Die gute Mutter hatte unfreiwillig wohl auch dazu beigetragen, mir jenen Trauertag so besonders schmerzvoll zu gestalten. Denn in ihrem vorausgehenden Briefe an uns hatte sie wohlmeinend gemahnt, des Todestages unseres Vaters ernst zu gedenken, und uns dann in ergreifenden Worten erinnert, wie lieb er uns gehabt habe. Sie mochte annehmen, unser kindlicher Leichtsinn werde in der Fremde, unter den tausend neuen Eindrücken und Zerstreuungen, des Vaters vergessen. Denn fast jeder ihrer Briefe enthielt Fragen, ob wir uns denn noch der Ereignisse des Jahres 1848, namentlich der Triumphe des Vaters in Leipzig, während seines Augustaufenthaltes daselbst erinnerten? Ich antwortete darauf — unsere Briefe aus Wabern nach Hause liegen noch vollständig vor: —: „Jawohl, liebe Mutter, wir erinnern uns noch, wie im vorigen August die weißgekleideten Jungfrauen in Stötteritz unsern Vater mit Kanonenschüssen begrüßten!" Auch sonst sind diese Briefe eine Fundgrube des köstlichsten unfreiwilligen kindlichen Humors. So, wenn Richard schreibt: „Liebe Mutter, wie alt ist denn jetzt der Alfred?" (unser jüngster Bruder), oder ich: „Mutter, schicke uns doch recht bald eine Ligusterraupe und unser Puppentheater", oder wenn ich, um mir die Quälerei der Neujahrsbriefe an die Großmutter in Köln und an den Vormund Dr. Haubold in Leipzig zu vereinfachen, herzhaft schrieb: „Liebe Großmutter und Vormund".

Weihnachten wurde im Gladbachschen Institut sehr schön gefeiert. Eine riesige Tanne, die wir selbst anputzten, ragte vom Fuße bis zur Decke des Speisesaals, um dieselbe wurden die heimatlichen Geschenke für die Schüler aufgebaut. Ich erhielt von der Mutter zu Weihnachten 1849 einen Schlitten und den Robinson den Jüngern von Campe, 1850 den großen Robinson von Daniel Defoe, illustriert. Es war ein Hochgenuß. Alle Kameraden beneideten mich um das Buch, und das erhöhte natürlich seinen Wert beträchtlich.

Eine Reihe von deutschen Flüchtlingen — außer Major Kapfferer und Karl Mayer — die in Wabern dauernd oder doch längere Zeit Aufenthalt nahmen, sorgten auch dafür, uns die Erinnerungen an den Vater und das Jahr 1848 lebendig zu erhalten. Da war der edle Naturforscher v. Rappard, ein vermögender Mann, der zur Linken des Frankfurter Parlaments gehört hatte. Er nahm mit seiner Familie dauernden Aufenthalt in Wabern und entzückte mich durch seine naturwissenschaftlichen Samm-

Digitized by Google

lungen und mikroskopischen Präparate. Auch sein Schwager, Dr. Löwe-Calbe, der Präsident des von Frankfurt nach Stuttgart übergesiedelten Rumpfparlamentes, hielt sich eine Zeitlang hier auf, ehe er als Arzt nach Amerika ging. In Rappards gastfreiem Hause lag auch Ludwig Simon, der stürmische Redner der Frankfurter Linken, eine Zeitlang schwer krank darnieder. Endlich hatte sich im nämlichen Hause wie Rappard der vormalige Fraktionsgenosse meines Vaters Reinstein aus Naumburg eingemietet, der bei uns im Institut an der Seite Gladbachs die Mahlzeiten mit uns einnahm. Wir nannten ihn wegen seines weißlichen Haars und seiner meist wortlosen, nickenden oder schüttelnden Kopfbewegungen „der Eisbär", ohne jedoch durch dieses Scherzwort irgend einen Mangel an Hochschätzung gegen ihn anzudeuten. Er zeichnete für Bädekers „Schweiz" das treffliche Panorama der Aussicht von Bern, das noch bis in die Mitte der siebziger Jahre beibehalten wurde und auf diesem Blatte unter Nr. 80 dem Beschauer immer noch das liebe alte „Gladbachsche Institut" zeigte, als dieses längst schon nicht mehr bestand. Auch Ludwig Bamberger bekam ich auf seiner kurzen schweizer Flüchtlingsfahrt in Wabern zu sehen. Herr v. Rappard übersiedelte später nach Interlaken, wo er mit seinem Bruder Conrad unendlich viel zur Hebung des Fremdenverkehrs tat, indem er die wundervollen Anlagen auf dem kleinen Rugen anlegte, das Jungfraubotel in Interlaken und das erste Hotel auf dem Gießbach baute, den Gießbach ordentlich zugänglich machte und die erste Dampfschiffahrt auf dem Brienzer See ins Leben rief. In der Erinnerung des heutigen Geschlechtes, namentlich auch der Ortseinwohner von Interlaken und Umgegend, sind seine hervorragenden Verdienste leider fast vergessen. Endlich fanden wir Knaben auch im Hause der Eltern von Carl Vogt in Bern, das eine herrliche Aussicht auf die brausenden Aarstrudel des „Schwellemätteli" und die ferne Alpenkette bot, stets freundlichste, gastlichste Aufnahme. Die guten Alten stehen noch leibhaftig vor mir. Ihr großer Familientisch, auf dem der mit Speisen besetzte kreisrunde Mittelteil eine Drehscheibe bildete, von der Jeder sich die Schlüssel zudrehte, aus der er zulangen wollte, übte aus mehr als einem Grunde starke Anziehungskraft auf uns. So oft Carl Vogt in Bern war, bekundete er in wahrhaft väterlicher Weise sein Interesse für unser Befinden und Lernen. Auch in dem, jenseits der Aare und Bern „im Altenberg" schön im Grünen gelegenen Heim seines Schwagers Fröhlich, des trefflichen Leiters

Digitized by Google

der „Einwohner-Mädchenschule" von Bern, einer höheren Töchterschule, waren Richard und ich stets wie daheim aufgenommen.

Nicht minder herzlich aber verkehrten die italienischen Flüchtlinge, die sich nach Bern gerettet hatten, in ihrem gastlichen Hause, mit uns Waisen des deutschen, in Wien ermordeten Volksmannes. Vor allem der General Allemandi, dann der Vater unseres Mitschülers Luigi Chialiva — der letztere schuf später das Heinrich-Simon-Denkmal über Murg am Walensee. Der alte Chialiva war lange Zeit österreichischer Gefangener in den Bleikammern von Venedig gewesen und hatte dort sein Augenlicht schon fast eingebüßt; später erblindete er vollständig. Er war sehr wohlhabend und besaß eine Villa in Lugano am See, die heute zu einer der Dependenzen des großen Hotel du Parc gehört.

Im Frühjahr 1851 schlug uns endlich die glückliche Stunde, da die Mutter mit unseren jüngsten Geschwistern, Ida und Alfred, dauernd nach Bern kam. Die um fünf Jahre ältere unverheiratete Schwester der Mutter, Emilie Günther, begleitete sie und blieb auch dauernd bei uns. Es war ein etwas kalter und regnerischer Maimorgen, als die Unsrigen, von uns Jungen sehnsüchtig erwartet, in der Eingangsallee des Institutes sichtbar wurden, für uns aber trotzdem weitaus der schönste Tag seit zwei Jahren. Mit welcher Wonne wurden die Lieben in die Arme geschlossen, der süße Laut ihrer Stimmen vernommen! Am meisten fast freuten wir uns über unsern kleinen, dreiunddeinhalbjährigen Bruder Alfred. Sorgsam sparten wir unser Taschengeld von fünfzehn Centimes wöchentlich, um ihm und dem Schwesterchen in dem 40-Centimes-Lager in Bern auf der Messe ein kleines Spielzeug zu kaufen. Wie herrlich vergingen nun die Sonntage nach der Kirche und manche freie Wochenstunde bei der Mutter, den Geschwistern und auch bei der Tante Emilie, die zwar manche altjungferliche Eigenart an sich hatte und immer einen Sack voll weiser Lehren und Betrachtungen über uns ausschüttete, dagegen aber auch einige böhmische Mehl- und Hefespeisen vortrefflich zu bereiten verstand. Unsere Geschwister besuchten, sobald sie schulpflichtig wurden, auch den Unterricht im Gladbach'schen Institut, Schwester Ida gemeinsam mit Glasers ältester Tochter Marie, der späteren Frau Richards.

Die Mutter nahm ihre erste (möblierte) Wohnung in Kleinwabern, eine Viertelstunde vom Institut entfernt, in einem Bauernhause (Bürgi), dem ersten rechts von der Dorfstraße. Hier

Digitized by Google

feierten wir meinen zehnten Geburtstag, zu dem ich den Lederstrumpf (in der Bearbeitung von Franz Hoffmann) geschenkt erhielt. Im Winter war dieses Haus zu kalt, und so zog die Mutter 1851 in ein hübsches hochgelegenes, gleichfalls meublirtes Seitengebäude der Sommerpension Balsiger in Kleinwabern, wo sie bis zum Frühjahr 1852 wohnen blieb.

Um diese Zeit aber hatte Herr Glaser eine gute halbe Stunde von Wabern in Selhofen, — einem ziemlich hoch über dem linken Ufer der Gürbe und dem „Belper Moos" (sumpfige Niederung) gelegenen Dorfe, — eine größere Landwirtschaft gepachtet, und gegenüber von dieser für unsere Mutter eine hübsche ländliche Wohnung ermittelt, in die sie, — nun mit einem bescheidenen Meublement, — ganz von der grünen Frühlingsnatur umgeben, fröhlich einzog. Auch für Kinder war es ein wundervoller Aufenthalt. Uns gegenüber bei einer Scheune befand sich ein kleiner Teich, der allerdings in der Hauptsache von dem daraus hervorragenden, kunstvoll geflochtenen Misthaufen gefüllt wurde, aber unsere Flotte gleichfalls tadellos trug. Dann die Gürbe, ein in diesem Gebirgsland, unter den stürzenden Bächen und stürmisch reißenden Strömen, in Selhofen merkwürdig ruhiges, fischreiches, und vielfach von der Nymphea alba (der weißen Seerose) bestandenes Wasser. Eifrig angelten wir nach beiden, den Fischen und den Seerosen. Erstere aber kriegten wir nie — unsere Angeln mußten erhebliche Mängel besitzen, denn die Regenwürmer und Heuschrecken waren ganz ausgezeichnet, und die Fischer setzten das nämliche von sich selbst voraus. Dagegen füllten sich unsere und der Kameraden löschpapierene Pflanzenpressen mit einer erfreulichen Menge köstlicher Seerosen, und die unsrigen außerdem auch mit den schönsten Alpenpflanzen, namentlich mit großen und kleinen blauen Entianen, da alle Alpenpflanzen, außer dem Edelweiß und der Alpenrose, wie bereits bemerkt, im Belper Moos vorkommen. Denn die Samen wurden durch undichte Stellen des Aardammes oder durch unterirdische Rinnsale des mächtigen Stromes in diese üppige Niederung geführt. Zudem taten uns der Strom und die Gürbe den großen Gefallen, gerade während wir die großen Ferien in dieser Gegend zubrachten, im Sommer 1852 eine der berühmtesten Überschwemmungen des 19. Jahrhunderts einzuführen, so daß man sich mühelos in die Zeit versetzen konnte, wo der jenseits des „Mooses" aufragende Belpberg eine Bevölkerung von Fischern trug. Als die Flut etwas ablief, war es ungemein

Digitized by Google

ergötzlich, in kleinen Bächen oder Wasseradern, über die wir sonst weghüpften, die größten Fische schwimmen zu sehen.

Auch Reiten habe ich in Selhofen so sicher gelernt, daß ich es achtzehn Jahre später, im Herbst 1870/71, ohne jede neue Übung, in Feindesland, bei meilenweiten Ritten in einsamer Gegend, unbedenklich wieder aufnehmen und durchführen konnte, ohne daß ich jemals, auch von wilden Pferden, abgesetzt wurde. Ich erinnere mich noch der Schreckensrufe mildherziger Franzosen, als ich auf den Höhen über Lagny ritt und es dem feurigen Fuchs meines Quartiergenossen, des württembergischen Regimentsarztes Dr. Dürr, gefallen hatte, seinen berüchtigten Carrière-Galopp anzuschlagen, um sich auszutoben. „Oh, malheur, oh, malheur!" schrien die Bürger von Lagny entsetzt. „Merci bien, Messieurs!" rief ich zurück, und dann war das Roß schon an ihrem Horizont. Ich aber mit ihm. Auch der strenge Kriegsminister von Roon hatte nichts an meinem Ritt auszusetzen, als ich den Gaul vor ihm in Rothschilds Park zu Ferrières anhielt, um Roon meine Begrüßung darzubringen.

Die Selhofener Reitschule muß also sehr gut gewesen sein, wenn auch sehr hart und eigentümlich. Denn Sättel und Steigbügel waren nicht zur Verfügung. Dagegen ältere und junge Pferde die Fülle, welche am herbstlichen Frühmorgen auf die fette Marschweide des „Mooses" getrieben wurden und dort in sausendem Trabe dahin flogen, wenn sie den Morgenwind in die Nüstern kriegten. Als der „Herrenbub" — meine Wenigkeit — aufzusitzen begehrte, lachten die Knechte oder „grinsend zerrten sie den Mund", wie die Dienstmannen des Grafen von Savern am Eisenhammer, dachten sich auch offenbar, dem kleinen „Manne kann geholfen werden" und schoben mich auf den Rücken eines jungen wilden Tiers, das dann durch einen heimtückischen Gertenhieb zum Trab angespornt wurde. Aber da ich sitzen blieb und fröhlich lachend wiederkehrte, so wurde mir das nächste Mal die Freude gegönnt, auch Zügel führen zu dürfen und die unmoralische Lehre gegeben, das Tier mit den Hacken am Unterleibe zu „guseln" (kitzeln), wenn es zu langsam ginge. Ich „guselte", blieb jedoch der heimlichen gegenteiligen Erwartung meiner arglistigen Lehrmeister zum Trotze, abermals sitzen. So lernte ich in Selhofen reiten.

Da auch die Wohnung in Selhofen im Winter keinen warmen Aufenthalt bot und zudem unsere Schwester Ida den weiten Schulweg von Selhofen nach Wabern im Winter gar nicht hätte machen

Digitized by Google

können, so siedelte die Mutter im Herbst 1852 für ein Jahr nach Wabern ins „große Stöckli" des Institutes über, wo sie das erste Geschoß bewohnte. Das war nun natürlich vollends der Gipfel unseres Wohlbehagens, mit der Mutter im nämlichen Gute zu sein. Zudem brachte dieser Herbst und das darauf folgende Frühjahr die Stelzenmanie im Institut zum Ausbruch, und zwar in immer höherem Schwunge, so daß wir auf Stelzen der Mutter im ersten Stockwerk „Guten Morgen" sagten, die höheren Früchte des Maulbeerbaums an der südlichen Front des Hauptgebäudes und die Haselnüsse des Baumes jenseits der Nordfront auf unsern Stelzen mit dem Mund von den Zweigen holten und außerdem alle Tänze, auch Contretanz mit sämtlichen Entrechats usw. auf Stelzen ausführten. Es muß ein sehr anmutiger Anblick gewesen sein, etwa wie ein Ball vorsintflutlicher Rieſenreiher.

In diesem Jahre waren unsre lieben Verwandten, Onkel Günther mit den Seinen, außer seinem ältesten Stiefsohn Moritz Böhme, der in Deutschland blieb, ferner Tante Lotti Schmidt, die liebenswürdige, zehn Jahr ältere Schwester der Mutter, mit ihren jungen Töchtern Marie und Clara, und Onkel Jost, der kinderlose Mann der jüngsten Schwester der Mutter, Jetti, mit seiner Frau, aber auch mit deren Hund Horri — dem zu Liebe die ganze Gesellschaft auf einem Segelschiff sechs Wochen lang den Ozean kreuzen mußte — nach Amerika dauernd ausgewandert, und so fiel denn in diesem Winter der Sensationsroman der Beecher Stowe „Onkel Toms Hütte", den Tante Emilie uns grausam-geduldig vorlas, mit schauerlicher Unmittelbarkeit auf uns. „Was?" dachte ich mir bei der ganzen Vorleserei: „Dieses Land, wo so scheußliche Dinge vorkommen und geduldet werden, soll das Land der Freiheit sein, in das Onkel Günther die Andern und den armen Horri geführt hat? Wenn sie nur nicht alle dort als Sklaven verkauft werden. Horri ist ohnehin schwarz." Aber keiner der Briefe der Unsern aus Amerika meldete solches Unheil, und so hing ich auch „Onkel Toms Hütte" an den Nagel der Vergessenheit, um ihr später gerechter zu werden, denn sie war der Weckruf zu dem größten Kriege und zu der schönsten inneren Läuterung, die Nordamerika seit Washingtons Tagen vollbracht hat.

Für uns Deutsche in Wabern war mit dem Frühjahr 1853 eine glückliche Zeit angebrochen. Unsre Kameraden aus Italien,

Digitized by Google

Frankreich, England und der Schweiz waren uns ja immer lieb und wert gewesen. Mit einigen der Italiener, namentlich mit dem um etwa fünf Jahre älteren Girolamo Firpo aus Sestri-ponente bei Genua*), unterhielt ich noch jahrelang nach ihrem Scheiden von Wabern lebhaften deutschen Briefwechsel. Der Engländer Todd, Offizier in Indien, kam bis zu seinem frühen Ende immer wieder zu uns. Nachgerade hatten die besten Schweizer Familien, so der Bundeskanzler der Eidgenossenschaft Kern und der Vicekanzler Schieß, ihre Söhne unserem Institut anvertraut, mit denen ich gleichfalls bis zu ihrem Tode herzlich befreundet blieb. Nicht minder mit Adelreich Benziger von Einsiedeln, Sohn des dortigen Verlagsbuchhändlers. Aber das Frühjahr 1853 brachte zum ersten Male eine starke Einfuhr deutscher Zöglinge nach Wabern: Otto und Emil Bally aus Säckingen, Söhne eines großen Seidenfabrikanten; Haus und Gustav Grether aus Lörrach, Söhne eines wohlhabenden dortigen Gutsbesitzers; vor Allem aber den einzigen Sohn des Tabakfabrikanten Fischer in Rheinfelden (Canton Aargau), Oskar Fischer, in dessen Begleitung noch zwei junge Schweizer aus Rheinfelden, der Posthaltersohn Michael Dietschy und der Gastwirtssohn Rudolf Kalenbach in Wabern eintrafen. Mit allen diesen lieben deutschen Kameraden schloß ich Freundschaft fürs Leben. Aber die große Herzensfreundschaft meines Daseins wandte ich dem um zwei Jahre älteren Oskar Fischer zu, einem höchst liebenswürdigen, immer heiteren und offenen, gemütvollen und besonders sangesfreudigen Kameraden, mit schönem dunklem Haar und guten treuen Augen. Wir waren, trotz des Altersunterschiedes, gleich groß und saßen in Oskars Waberner Hauptfächern, Deutsch, Mathematik, Geschichte, Französisch nebeneinander. In letzterem war ich ihm über, da ich namentlich die seit Jahren geübte Sprachgewandtheit voraus hatte, auch in Geschichte. Die deutschen Aufsätze, die ihn sehr interessierten, besprachen und berieten wir gemeinsam, ehe sie niedergeschrieben wurden, und dann war doch jeder immer ganz originell geworden. Mit besonderer Begeisterung aber machten wir uns Beide hinter unsere algebraischen Gleichungen von Meyer Hirsch. Immer fanden wir, wenn auch schwer, die richtige Lösung. Bei allen Spielen, Erholungen, Spaziergängen, Ausflügen waren mir unzertrennlich. Ihn auf besonders schöne Aussichtspunkte, an die Fundorte seltener

*) Gestorben daselbst, fast blind, im Herbst 1900.

Digitized by Google

Pflanzen, Schmetterlinge, Käfer zu führen, machte mir besondere Freude. Er seinerseits stellte mir hochsinnig von seinem erheblicheren Taschengelde soviel zur Verfügung, als ich haben wollte.

Ich machte aber nur einmal Gebrauch davon, als ich im Frühjahr 1853, mit Hülfe eines Darlehns von ihm im Betrage von zwei Franken, einen kleinen weißen Hund kaufte, Bianco, der fortan mit zum Haushalt der guten Mutter im großen Stöckli gehörte und weiterhin in unserm Leben eine große Rolle spielte. Er und unsere schwarze Katze saßen mit meinen jüngeren Geschwistern in traulicher Eintracht stolz auf der Möbelfuhre, die Anfang September 1853 den Hausrat der Mutter nach dem hochgelegenen Hubelgut am westlichen Abhang des Gurten überführte, wo sie nunmehr für Jahre Wohnung nahm. Unterwegs fiel in den Schooß der Schwester auch noch eine große Ligusterraupe, die ebenso sorgsam behütet wurde, wie die beiden andern Haustiere. Bianco begleitete dann meine jüngeren Geschwister täglich zur Schule nach Wabern und zum Hubelgut zurück. Er war auf dem Hubelgut unser unzertrennlicher Begleiter bei allen unsern Spielen und Gängen in die Umgebungen, und nach wenigen Jahren ließ er sein treues Leben, indem er meine jüngsten Geschwister bei ihrem Heimweg von der Schule gegen einen großen tollen Hund verteidigte, der sie eben anfallen wollte und unmittelbar hernach erschossen wurde. Meinem guten Oskar hatte ich den Kaufpreis für dieses treue Tier aus meinem kleinen Taschengeld längst zurückerstattet, als dieses furchtbare Ereignis eintrat. Aber ich sah in dem Freunde nun mittelbar auch den Lebensretter meiner jüngsten Geschwister, da er mir den Kauf meines tiefbetrauerten Bianco ermöglicht hatte, und liebte ihn doppelt. Was ich ihm Gutes erzeigen konnte, tat ich auch schon lange vorher. Es war ja nicht viel. Namentlich brachte ich ihm meinen halben und manchmal auch meinen ganzen Anteil an dem Sonntagsbackwerk der Tante Emilie säuberlich eingepackt nach Wabern, an dem er dann nach der Waberner Abendmahlzeit wohllebte.

Im Sommer 1853 erblühten unsrer Freundschaft die schönsten Tage. Denn wir beide durften — ich zum ersten Male — an der großen Ferienreise teilnehmen, die Gladbachs Institut alljährlich zu dieser Zeit durch einen großen Teil der Schweiz ausführte. Die Dauer der Reise war auf etwa vierzehn Tage bemessen und der Weg wurde fast ausschließlich zu Fuße zurückgelegt. Jeder Zögling mußte während des Marsches, auch auf Gebirgs-

Digitized by Google

pfaden, sein Gepäck selbst tragen. Und die Märsche waren, namentlich für zwölfjährige Knaben, wie ich, nicht klein. Aber das alles war in unsern Augen doch nur die notwendige und selbstverständliche Voraussetzung, überhaupt mitgenommen zu werden und an den unvergleichlichen Genüssen teilzunehmen, von denen die älteren Kameraden, welche die früheren Reisen mitgemacht, nie genug zu erzählen wußten, und wir Zurückgebliebenen nie genug zu hören bekamen. Zudem versprach die jetzige Reise schon deshalb herrlicher zu werden, als alle früheren, weil unser Lieblingslehrer Fr. Edinger sie leitete.

Unser erster Tagmarsch führte uns bis zur Petersinsel im Bieler See, — über Aarberg und Gerolfingen, von wo wir nach der Insel übersetzten. Schon an diesem ersten Tage begab sich ein für Edingers Art uns zu behandeln höchst kennzeichnender Vorfall. In einem der Dörfchen an der staubigen Landstraße zwischen Bern und Aarberg hatte sich nämlich Oskar ein halbes Dutzend strohgelbe Cigarren erschwungen, die er mit ererbter unfehlbarer Tabakkennerschaft als „echteste Pfälzer" bezeichnete, und von denen er mir hochsinnig eine überließ. Wir benutzten eine Steigung des waldigen Weges zum Vorwand, um zurück zu bleiben und dampften nicht schlecht. Dabei klagte Oskar bitter über die Ungerechtigkeit, daß die langen Italiener, die blos ungefähr drei oder fünf Jahre älter wie wir und nur etwa einen oder anderthalb Köpfe größer seien, unter öffentlichem Geheimnis rauchen dürften, und wir zwei doch nahezu Erwachsenen, und namentlich Er, der einzige Sohn eines Tabakhauses, nicht. Als unsere Betrachtung bis zu diesem Gipfel der Verkümmerung unserer unveräußerlichen Menschenrechte emporgeklommen war, hatte aber auch Herr Edinger den Gipfel der Landstraße erklommen, hielt Rückschau nach seinen Nachzüglern und mahnte sie zu rascherem Schritt. Wir ließen natürlich die verehrten Glimmstengel behutsam ausgehen und schoben sie dann verlöscht in die Tiefe unserer Kitteltasche unter das Sacktuch, das dadurch auch ein Parfüm von „echtestem Pfälzer" abkriegte. „Euch ist es wohl ein bischen heiß geworden?" fragte Herr Edinger lächelnd, als wir die Andern erreichten, und Oskar bejahte ein wenig verschmitzt. Bei jedem ferneren Griff nach der Tasche fühlten wir das Auge unseres Gebieters auf uns ruhen, und rührten also nicht an dem verborgenen Schatz. Aber wer beschreibt unser Erstaunen, als Herr Edinger dann in Gerolfingen, sowie sich unser Boot auf den ziemlich hochgehenden See nach der Petersinsel in

Digitized by Google

Bewegung setzte, plötzlich, mit einem Blick auf uns beide, sagte: „Die Herren, die ich vorhin rauchen sah, können nun ihre Kunst hier auf dem Wasser fortsetzen.“ Die großen französischen Schweizer und Italiener zogen sofort ihre Grandsons und Brisagos vom Leder und riefen uns spöttisch zu: „Allumez donc, Messieurs! Avanti, allegro con fuoco!“ Oscar ließ sich das nicht zweimal sagen und dampfte wie ein alter Kapitän. Ich traute aber meiner „Kunst“ bei dem hohen Wellengang doch zu wenig und schlug vor, lieber zu singen: „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin.“ Das geschah denn auch — mit Dampf.

Auf der Petersinsel war unser erstes Nachtquartier. Wir badeten und ruderten vor dem Abendessen nach der Kaninchheninsel und setzten am nächsten Frühmorgen nach Neuenstadt (Neuveville) über, um von dort auf der alten prachtvollen gepflasterten Römerstraße durch Wald den Chasseral zu besteigen. Hier genossen wir die herrliche Rundsicht, die nördlich bis zum Schwarzwald, südöstlich und südwestlich von den Unterwaldener, Berner und Walliser Alpen bis zum Montblanc und zur Dent du Midi reicht. Abends erreichten wir Chaux-de-Fonds, wo einer unserer Reisegenossen, Gonset, zu Hause war und den Cicerone machte.

Am nächsten Tage wurde Le Locle durchmessen und dann der großartige Doubs-Fall (Saut du Doubs) besucht. Alsdann verweilten wir auf einer reizenden Kahnfahrt entlang den seeartigen Ausbuchtungen des Doubs unterhalb des Falles mehrere Stunden und betraten wiederholt französischen Boden. Dann aber ward bergauf marschiert über Les Ponts und bei Les petits Pont die in südwestlicher Richtung laufende Straße nach dem Val de Travers eingeschlagen, in dem eine ganze Anzahl unserer Pensionsgefährten daheim waren, Célestin Blanc in Couvet, der kräftige Metzgerssohn Barrelet in Motiers usw. Von ihnen wurden wir freudig bewillkommnet und bewirtet. Wir übernachteten in Motiers.

Nachdem am folgenden Morgen die Sehenswürdigkeiten der Umgegend genossen waren, ging unser Marsch das schöne Tal aufwärts über Fleurier nach der aussichtsreichen Höhe über Ste. Croix, am Ausgang des Tales. Da hätten wir von rechtswegen die Alpenketten und namentlich den ganzen Neuenburger See, mit Yverdon und Grandson ziemlich nahe, sehen müssen. Aber nur ein Seezipfel mit Yverdon blickte dann und wann aus Wolken- und Nebelmassen, die uns umwogten und bald ein schauerlich kaltes

Digitized by Google

Sturzbad über uns ausschütteten. Trotz der Schirme, langten wir abends ganz durchnäßt in Orbe an, der einstigen Hauptstadt von Klein-Burgund und Zufluchtsstätte der achtzigjährigen austrasischen Königin Brunhilde.

Mit Andacht betrachteten wir am nächsten Morgen die altburgundischen Türme der Stadt und das römische Mosaikpflaster, das sie barg, und rückten dann bei wechselndem Wetter gegen Vallorbes vor. Von der Höhe von Lignerolles erblickten wir zum ersten Mal einen Teil des Genfer Sees, unseres weitesten Reiseziele. Von Vallorbes wurde zur Orbequelle aufgebrochen, die in Wahrheit der unter der steilen Dent du Vaulion hindurchströmende Ausfluß der jenseits dieses Berges liegenden Seen von Brenet und von Joux ist und hier als „Orbe" wieder mächtig zu Tage tritt. Bei dem zweifelhaften Wetter und der verhangenen Aussicht lohnte die Besteigung der Dent du Vaulion nicht. Wir gingen also nur zur Paßhöhe, wo wir die Straße nach Le Pont am Lac de Joux einschlugen. Hier drangen wir auf der langen Brücke, von welcher das Dorf le Pont den Namen hat zum kleinen lac de Brenet vor, der das Wasser des lac de Joux in sich aufnimmt und diese Wasserfluten an seinem nördlichen Ende in trichterförmige Öffnungen ergießt, die unter der 1500 Fuß steilrecht aufragenden Felsenwand der Dent du Vaulion sich schauerlich auftun. Die gewaltige Kraft und Schnelle des Abflusses treibt an jener Stelle bedeutende Mühlenwerke. Überhaupt war dieser dunkle See von Joux reich an geheimnißvollen Erscheinungen. So stiegen wir an seinem südöstlichen Ufer noch denselben Nachmittag in eine unergründliche Tropfsteinhöhle hinab, bei Fackellicht, auf unheimlich abschüssigem zähem Lettboden, in deren Tiefe ein nachtdunkler See sich ausbreitet. Froh, wieder das ambrosische Licht zu atmen, stürzten wir uns dann nach Rückkehr aus der düsteren und schmutzigen Höhle in das dunkle Wasser des Joux-Sees, aber auch nicht lange, denn wir merkten bald, daß tückische Algen sich beim Schwimmen um unsere Füße schlangen. So erreichten wir denn mit dem Bewußtsein, große Abenteuer bestanden zu haben, zeitig des abends den letzten Ort am See, le Brassus, wo wir übernachteten.

Den etwa sechsstündigen Weg von hier nach Rolle, am Ufer des Genfer Sees über den reizvollen Paß (Col) de Marchairuz und das prächtige „Signal de Bougy", eine Stunde nördlich von Rolle, legten wir am nächsten Tage so zeitig zurück, daß wir schon am frühen Nachmittag dort eintrafen und unsere Zimmer im Gast-

Digitized by Google

hof belegten. Dann wurden Kähne genommen, die Insel vor dem Hafen des Städtchens besucht, die zu Ehren des Generals de la Harpe, des Befreiers der Waadt von der Fremdherrschaft der Berner Junker, seinen Namen trägt, und badeten dort im See. Irgend ein unbedeutender Vorgang hierbei, das gewaltsame Untertauchen eines Schwächern oder dergl., den Edinger rügte, entfesselte plötzlich die Widersetzlichkeit und südliche Leidenschaft der großen Italiener. Sie zwangen ihre harmlosen jüngeren Landsleute durch stumme, aber eindrucksvolle Geberden zur Heerfolge, zogen sich plötzlich an und ruderten dann alle mit dem einen unsrer Schiffe, über die doch Edinger allein zu gebieten hatte, nach Rolle. Oscar und ich hatten uns zuvor unbeachtet an den kleinen guten Borelli herangemacht und von diesem erfahren, daß die großen Italiener heute noch ihre Rache an Edinger nehmen würden; wie? wollte oder konnte Borelli nicht sagen.

Wir Deutschen und Schweizer, auch die „Welschen" (französisch redenden Schweizer), waren sofort entschlossen, den geliebten Lehrer mit unserm Leibe zu schützen und erklärten ihm das. Dabei kam eine erstaunliche Menge heimlicher Waffen zum Vorschein, welche diesen guten Vorsatz begünstigten: Dolchartige Taschenmesser, Bergstöcke mit Eisenspitzen u. dergl. Edinger drückte uns lächelnd die Hand, hieß uns rasch zur Abfahrt fertig sein, fragte uns, ob wir alle, seiner Weisung gemäß, unsre Zimmer vor dem Ausflug verschlossen hätten, was wir bejahten, und ließ dann das Schiff nicht dem Lande zu, sondern in den See rudern, als habe er keine Ahnung von den Anschlägen seiner aufsässigen Zöglinge gegen ihn. Sobald die Häuser und Türme des Städtchens aber den weiteren Lauf unseres Schiffes den Augen der am Lande zweifellos ausgestellten Späher entzogen, ließ Edinger das Fahrzeug eilig dem Lande zurudern, stieg hier mit uns aus und hieß uns dann vor einem Gebäude warten, in das er allein sich begab. Als er wieder heraustrat, befanden sich in seiner Begleitung ein feiner Herr in Zivil und zwei oder drei „Landjäger" (Gendarmen), die gemeinsam mit uns dem Hotel zuschritten. Hier wurde zunächst der Wirt beiseite genommen und sagte, daß die vorhin zurückgekehrten jungen Leute, die zu uns gehörten, im Hause auf ihren Zimmern seien, aber ihr Abendessen dorthin bestellt, das sie vermutlich eben jetzt dort verzehrten und bereits bezahlt hätten. Diese Zimmer waren sämtlich von innen verschlossen. Edinger verlangte zunächst allein die Öffnung und als diese darauf verweigert oder

Digitized by Google

ihm gar nicht geantwortet wurde, trat der Polizeikommissar vor und erklärte, seine Mannschaft werde die Türe bei fernerer Weigerung einbrechen und die Insassen gefangen abführen. Nun baten alle Belagerten, bis auf drei oder vier Rädelsführer, um Gnade, nachdem sie die Türe geöffnet. Die Gnade wurde ihnen vorläufig noch nicht erteilt, aber das Strafgericht, das die Verführer ereilte, mußten sie sich mit ansehen. Diesen ließ Edinger zunächst alles Geld und alles Waffenartige, auch die Taschenmesser, abnehmen. Das abgenommene Geld wurde bei Jedem gezählt und dem Ablieferer darüber Quittung erteilt, ebenso über die beschlagnahmten Gegenstände. Dann wurde den Herren eröffnet, daß sie noch heute Abend unter polizeilicher Bewachung nach Lausanne und von hier die Nacht durch nach Bern und Wabern reisen würden. Ihre Ferienreise sei in Rolle abgeschlossen und ihr ferneres Schicksal werde von ihrem Wohlverhalten abhängen. Sie würden jetzt sofort zum Dampfschiff begleitet und ihnen dort und in Lausanne ihre Billete eingehändigt werden.

Der Eindruck dieser raschen und das stolzeste Selbstbewußtsein knickenden Vergeltung war ungeheuer, auch auf die Rädelsführer, die von Wabern in ganz katzenjämmerlicher Stimmung nach Mailand heimreisten und nachher niemals wieder an ihre „Eselei" von Rolle erinnert sein wollten; namentlich aber für alle Übrigen, die mit ihnen sich so albern benommen oder sich von ihnen hatten verführen lassen. „Du bist der Eselste von die ganze Pension", hatte der kleine Borelli in seinem gebrochenen Deutsch bei einer zornigen Wallung wohl einmal früher zu einem von uns üppig gesagt. Aber er behielt diesen häuslichen Superlativ nun ganz für sich und die übrigen Carbonari von Rolle. Und von dieser Stunde an hatte Edinger eine unbedingt gehorsame Gefolgschaft auf der weiteren Reise. Mit der nämlichen Post aber, welche seine Gefangenen nach Bern lieferte, traf schon sein zuvor telegraphisch gemeldeter Bericht über die Roller Vorgänge bei Gladbach ein.

Wir verweilten nun einen oder zwei Tage in Genf, sahen uns die reizende Stadt gründlich an und fuhren dann mit dem Dampfschiff bis Vevey, wo unser lieber französischer Lehrer Chappuis den Führer machte und uns auch nach dem Schlosse Chillon zu Fuße begleitete. Hier ergriff uns besonders der Anblick jenes tiefen Kerkers, in welchem der edle Bonnivard über sechs Jahre lang schmachtete. Nachmittags erreichten wir Villeneuve, wo wir nach der „Isle de la Paix" (8 Minuten weit vom

Digitized by Google

Ufer) schwammen. Am Abend marschierten wir noch bis Aigle, wo wir übernachteten.

Der herrliche Genfer See, der nun hinter uns lag, hatte uns den tiefsten Eindruck gemacht. Gleichwohl aber regte sich in mir ein der Heimatfreude und -Sehnsucht sehr verwandtes Gefühl, als Edinger uns beim Abendessen in Aigle ankündigte: morgen würden wir nach unserm stärksten, neunstündigen Marsche über den Pillon, wieder auf Berner Boden, in Gsteig, allerdings noch zwanzig Stunden von Bern, uns zur Ruhe legen. Diese Bergwanderung über einen der schönsten Alpenpässe war vom herrlichsten Wetter begünstigt, so daß auch wir Jüngsten, zu denen ich zählte, den Tornister und langen Weg, die Hitze usw. freudig ertrugen. Besonderen Eindruck machten uns die wilden Wasserfälle, an denen wir vorbeikamen, und jenseits des Col de Pillon die breiten zu Tage tretenden Gipsschichten, über die oftmals unsre Nagelschuhe hinwegglitten oder -schritten. Mit besonderem Jubel aber blickten wir von hier an auch auf lauter Berge und Orte mit deutschen Namen, begrüßten wir bald unter dem Gipfel des Pillon die Berner Kantonsgrenze, durch den schwarzroten Wappenpfahl mit dem schreitenden Berner Mutzen kenntlich gemacht. Mit großem Behagen bezogen wir in Gsteig unser Nachtquartier.

Der Marsch, der uns am nächsten Tag erwartete, von Gsteig bis zum Brothüsi am Fuße des Stockhorn, nicht weit vom Thuner See, war aufwärts, in umgekehrter Richtung gemessen, noch um zwei Stunden länger, als der über den Pillon, aber es ging fast immer bergab durch das Saanen- und Simmental, und außerdem wurde die ausgezeichnete Käseproduktion jener Täler durch zahlreiche Mundproben gebührend gewürdigt, so daß wir ziemlich frisch und munter im Brothüsi anlangten.

Der Weg vom Brothüsi nach Thun, und namentlich die Landstraße von Thun nach Bern boten nun allerdings, im Vergleich zu den hohen Reizen unserer bisherigen Wanderung, weniger Annehmlichkeiten. Einige von uns mögen am Morgen nach der Nacht im Brothüsi, infolge der starken Märsche der beiden Vortage, ihre Gehwerkzeuge oder Schuhe auch in übler Verfassung befunden haben. Kurz, Herr Edinger überraschte uns plötzlich durch den für uns überaus freudigen Entschluß, den übrigen Heimweg mit Wagen zurückzulegen. Vom Bad Weißenburg im Simmenthal her kamen ja alle Augenblicke Fuhrwerke aller Art leer nach Thun vorüber, und die Leiter derselben waren froh, eine neue Menschenlast auf-

Digitized by Google

nehmen zu können. Zu unserer Trauer ließ Edinger die ersten beiden Kutscher, die sich mit diesem löblichen Angebot bei ihm meldeten, schroff abfahren, weil sie einen haarsträubenden Preis gefordert und auch „sonst wüscht getan" hatten. Diese Verhandlungen führte er nicht ohne Absicht laut und offen vor uns Schülern wie vor dem Wirtspersonal. Die Folge war, daß irgend ein dienstbarer Geist des Brothüsi, von uns ungesehen, weiter oben am Weg, gegen die Zweisimmenbrücke zu, die von Weißenburg her mit leerem Wagen heranfahrenden Kutscher unterrichtete, daß im Brothüsi ein deutscher Schulmeister vom Gladbach'schen Institut in Wabern bei Bern sei, der seine Zöglinge dorthin für einen bestimmten Preis ihnen anvertrauen werde, aber auch nicht mehr als diesen Preis biete. Die weitere Folge ergab sich dann ohne Weiteres. Ein offener Zweispänner mit zahlreichen Sitzen an den beiden Langseiten, eine Art von leichtem Omnibus, der uns alle aufnehmen konnte, fuhr am Brothüsi vor, begnügte sich mit dem von Edinger gebotenen Preis bis Wabern und trabte bald darauf, mit unserer ganzen fröhlichen Mannschaft besetzt, zu Tal.

In Thun gebot der Pferdewechsel kurzen Aufenthalt. So wurden denn rasch einige Straßen der malerischen Stadt besehen. Aber dann ging es um so schneller Bern und Wabern zu, wo wir, des Mittagessens halber, jedenfalls telegraphisch von Thun aus angemeldet kurz nach Mittag eintrafen. Jeder von uns war an diesem und in den nächsten Tagen in Wabern, Bern und Umgebung ein angestaunter Odysseus und zugleich der Homer des vielgewanderten Mannes. Man fühlte sich kolossal.

Mir aber schloß sich an die Seligkeit dieser Reise und ihrer Nachwirkungen ein herber Schmerz. Denn wenige Tage nach unserer Rückkehr reiste mein Herzensfreund Oscar, mit dem ich auf der gemeinsamen Fußwanderung in Freud und Leid erst recht zusammengewachsen war, nach Hause, um die übrigen drei Ferienwochen bei den Seinigen in Rheinfelden zuzubringen. Die Ballys und Grethers, Dietschy und Kalenbach reisten mit ihm, und ich fühlte mich um so einsamer. Beim Abschied aber sagte mir Oscar ein großes Wort: er werde seine Eltern bitten, *mich in den nächsten Osterferien als Gast nach Rheinfelden mitbringen* zu dürfen. Ein Brief von ihm meldete mir bald, daß seine Eltern die Bitte genehmigt hätten. Da war ich voll stillen Jubels und genoß mit doppelter Freude alles, was mir die übrigen Ferienwochen boten, namentlich die schöne Aussicht und das behagliche Dasein in *dem neuen Wohnsitz der Mutter, dem „Hubelgut"*,

Digitized by Google

einem Berner Patrizierſitz (der Familie Joncquière), am weſtlichen Abhang des Gurten, etwa auf der Viertelhöhe des Berges.

Da lag ganz Bern mit ſeinen Türmen und Kirchen ſtrahlend im Mittelgrunde. In deſſen Hintergrund nach Norden und Weſten der Jura vom Chaſſeral bis zum Hauenſtein, Haſenmatte und Weißenſtein beſonders deutlich erkennbar. Weiter rechts im Hintergrunde gegen Oſten zu die Steinbrüche der Stockeren, der Bantiger, die Unterwaldener und Berner Alpen. Das Silberband der Aare in breitem Bogen gegen Bern flutend, im Vordergrund unterbrochen durch die reizvollen Baumgruppen und den maleriſchen Bau der Villa v. Wattenwyl in der Tiefe. Vor dem Hubelgut ein ſchöner viereckiger Teich, mit uralten Karpfen beſetzt; ebene, ſchattige Wege nach Weſten und Oſten auf dem Plateau der Höhe, die zum Gut gehörten und mit Ruhebänken an ſchönen Punkten verſehen waren. Hinter dem Hauſe ein höher gelegener, ebener großer Garten, in dem eine Anzahl von Beeten unſer waren und eines mir allein gehörte, auch ein Bad, von friſchem Quellwaſſer gefüllt und von der Mutter mit einem Behang von rauher grauer Leinwand, die an vier Holzpfählen befeſtigt wurde, umhüllt. Ein vom Hauptgebäude nach Weſten vorſpringender Anbau lieferte eine prachtvolle Bühne für improviſirte Theatervorſtellungen. Das ſteinerne Luſthaus in der nordweſtlichen Ecke des großen Hofes vor dem Hauptgebäude wurde im Winter durch Schneewände zur uneinnehmbaren Feſtung gemacht. Der ſteile, ſchmale Aufſtieg zu dem Gute von der Waberner-Könitzer Landſtraße her war gleichfalls im Winter ein wundervoller Tummelplatz für uns und unſere Schlitten. Die von dem Pächter des Gutes Grunder verwünſchten Spatzen boten meiner Vogelflinte im Winter immer Beſchäftigung und meinem Mittageſſen in der Berner Gymnaſialzeit manchen kleinen Leckerbiſſen, über deſſen Zubereitung Tante Emilie freilich keine Verwünſchung ſparte. Auch Oskar war, nach ſeiner Rückkehr von Rheinfelden, vom Hubelgut entzückt. Noch mehr aber ſchwelgten wir Beide in der ſeligen Erwartung der nächſten öſterlichen gemeinſamen Freuden in Rheinfelden.

Der Herbſt und Winter verging, es ward wieder Frühling, auch auf der Berner Hochebene, und um Oſtern 1854 brachen Oskar und ich, die beiden Ballys und Grethers, Michael Dietſchy und Rudolf Kalenbach von Rheinfelden, alleſamt mit der Poſt von Bern gegen Baſel auf. Ich hatte natürlich keine Ahnung, daß dieſe Reiſe die für mein Herzens- und Lebensſchickſal bedeutſamſte werden ſollte.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Persönliches aus der Zeit von Ostern 1854 bis Herbst 1857.

Die Postfahrt von Bern nach Basel nahm einen ganzen Tag in Anspruch. Der Weg führte Anfangs nordwestlich, hoch über den Ufern der Aare und Emme, dann wieder über die Aare, Solothurn zu, wo Mittag gemacht wurde. Von Solothurn an ging es in mehr nördlicher Richtung über Wiedlisbach nach Balsthal, wo die starke Steigung über den Hauenstein begann. Malerische Ruinen gebrochener alter Burgen und Schlösser ragten von den Höhen der schroffen Jurafelsen durch die flatternden Frühjahrsnebel. Wo die Post längere Zeit bergauf stieg, gingen wir rüstigen jungen Wanderer immer zu Fuß. In sausendem Trabe sprengte die Post dann jenseits des Hauenstein Waldenburg und Sissach zu talwärts. In Liestal, der Hauptstadt des Kantons Baselland, war für uns Waberner das Ende der Postfahrt gekommen, die ohne uns von hier über Pratteln und Muttenz nach Basel weiter ging. Denn in Liestal harrte unserer ein flotter Postomnibus, den der Vater unseres Kameraden Dietschy, der Posthalter in Rheinfelden, uns entgegengesandt hatte. Mit diesem Gefährt waren aber nicht bloß Dietschy's Bruder mit seinem Waldhorn nach Liestal gekommen, sondern namentlich auch die Mutter und Schwester meines Freundes Oscar Fischer. Die lieben Pfarrersleute Widmann von Liestal, die der Familie Fischer herzlich befreundet waren, luden uns alle an der Poststation freundlich ein, die Zeit bis zur Abfahrt unseres Wagens bei ihnen zuzubringen.

Das taten wir dann natürlich sehr gern. Pfarrer Widmann war ursprünglich österreichischer Mönch gewesen, war dem Kloster entflohen und Protestant geworden, hatte eine treffliche, namentlich musikalisch veranlagte Wienerin geheiratet — sie besaß ein Klavier, das Beethoven gehört hatte — das alles wußte ich schon, als die freundliche Einladung in das Pfarrhaus an uns erging und befand mich daher schon in höchst romantischer Stimmung, ehe wir dort eintraten. Aber die unverheiratete Schwester der Frau Pfarrerin, Fräulein Wimmer, veranlaßte hier auch den einzigen Sohn ihres Schwagers, Pepi Widmann,*) der damals

*) J. V. Widmann, jetzt bekannter Dichter, Schriftsteller u. Feuilleton-Redacteur des „Bund" in Bern.

Digitized by Google

kaum zwölf Jahre zählte, uns „einige", d. h. eine ganze Anzahl seiner „Gedichte" vorzulesen. Ich entsinne mich dieses Genusses nicht mehr deutlich.

Gerade in diesem Augenblicke blies das Waldhorn Karl Dietschys unten vorm Pfarrhause zum Aufbruch, und wir folgten dem Klange freudig. Auch die Fahrt nach Rheinfelden war äußerst romantisch. Stille, linde Mondnacht, der Weg fast eben; in Augst, dem einstigen römischen Augusta Rauracorum, ragten aus den Gärten stolze hohe römische Säulen im bleichen Mondlicht. Oft begleitete uns das Waldhorn zu ernsten und heiteren Liedern, und allezeit das Bewußtsein, daß wir den fröhlichsten Ferienwochen entgegen gingen, ja daß sie schon begonnen hätten. Etwa gegen neun Uhr Abends mögen wir Rheinfelden erreicht haben, das mit seinen mittelalterlichen Türmen und Mauern, seinen hohen Giebelhäusern und den aus dem Dachgeschoß über die Straße vorspringenden Hebekrahnen einen höchst romantisch-anheimelnden Eindruck auf mich machte. Wir Waberner mußten bei Posthalter Dietschys das Abendbrod nehmen — die Grethers waren den Dietschys nahe verwandt, und die Ballys hatten in Rheinfeldens Nähe einen gutbesitzenden Onkel, blieben also heute auch in Rheinfelden über Nacht. Oskar aber drängte bald nach Hause, der dorthin vorausgegangenen Mutter und Schwester nach. So zogen wir Beide denn im Eilschritt durch die stillen Rheinfeldener Gassen, durchschritten den prächtigen uralten Wartturm des „oberen Tores" und die Brücke über den tiefen, wasserdurchströmten ehemaligen Festungsgraben, eilten von da wenige Schritte auf der etwas ansteigenden Möhliner Landstraße bis zu Kahlenbachs Heim, dem Gasthof „Dreikönig", und bogen dann zur Rechten ab, auf engerem, kurzem Fahrweg an einer Sägemühle vorüber, zum heimatlichen weißgetünchten stattlichen Wohnhause des Freundes. Ich überschritt mit Wonne die Brücke über den lustigen Magdener Bach, der die Fabrik treibt. Wir standen vor dem Tor und klingelten. Ein großer schwarzer Neufundländer kam mit zornigem Bellen gegen die Störer seines nächtlichen Hundefriedens ans Tor gesprungen, wußte sich aber gleich darauf vor rührender Freude nicht zu lassen, als er seinen jungen Herrn erkannte. Auch in mir erschnoberte er sofort den warmen Hundefreund. Licht erschien im Hofe, eine Magd und ein Knecht kamen, die uns öffneten. Im Hauseingange hießen uns Oskars Eltern und Schwester willkommen. Ein feiner Duft von echtem Rosenöl, das zu wohlriechendem Schnupftabak verwendet

Digitized by Google

wurde, durchströmte das Haus; der Bach rauschte anmutig unter den Fenstern. Ich war in das liebe Heim des Freundes eingetreten, das im vollsten Sinne des Wortes für mein Herz und Leben auch das meine werden sollte!

Sofort fühlte ich mich wie zu Hause, denn ich wurde wie ein Sohn aufgenommen und behandelt. Oskars Eltern waren zudem Deutsche, wenn auch in der Schweiz naturalisiert. Der Vater, aus Altenburg, ein feiner, fröhlicher Herr. Er war als Kaufmann und Fabrikant schon von der Altenburger Tabakfabrik der Eltern her, dann in Leipzig und Bremen ausgezeichnet vorgebildet und tüchtig, in Rheinfelden sehr angesehen, u. A. Mitgründer und Vorsteher der dortigen Reformierten Gemeinde. Er hatte dasselbe Geburtsjahr wie meine Mutter, 1810. Oskars Mutter stammte, als Tochter von J. Walter in Godramstein bei Landau in der bayrischen Rheinpfalz, auch aus einer Familie, die eine namhafte Tabakfabrik betrieb. Ihre Eltern waren 1815 in die Pfalz eingewandert, der Vater ein Lothringer, die Mutter eine Französin; der Vater war 1858 gestorben. Oskars Mutter, 1817 geboren, war eine sehr lebhafte, ihre beiden Kinder zärtlich liebende Frau, die unermüdlich im Hauswesen, Garten usw. sich tätig zeigte. Ihr Teint und blauschwarzes Haar, das jetzt schon etwas zu ergrauen anfing, bekundeten die französische Abstammung.

Oskars Schwester Anna endlich war etwa in meinem Alter, klein und zierlich wie ihr Bruder. Er hatte die heiteren blauen Augen des Vaters, sie richtete strahlend-seelenvolle dunkelbraune Augen auf die Menschen und Dinge, die in Freud und Leid in ihrem jungen Leben ihr begegneten, und ihre Augen sagten deutlich, was sie dabei empfand. Die braunen Zöpfe hatte sie über dem Scheitel geflochten. Sie war mir von der ersten Begegnung in Liestal an eine äußerst sympathische Erscheinung gewesen. Aber der Aufenthalt dort und die Fahrt nach Rheinfelden hatte soviel abziehende Eindrücke mit sich gebracht, und Anna hatte so wenig die Art sich vorzudrängen und sich bemerklich zu machen, daß ich noch am Morgen nach meiner Ankunft in Rheinfelden der Mutter die ganze Reise zwar treulich schilderte — ich erntete von ihr großes Lob dafür —, aber den Brief mit den Worten schloß: „Oskars Schwester Anna jedoch kann ich Dir jetzt noch nicht beschreiben.“ Aus diesem non possumus schlossen die Diplomaten des „Hubelgutes“ bei Bern nicht mit Unrecht auf einen starken Eindruck, den diese unbeschreibliche Anna auf mich gemacht habe. Hätte

Digitized by Google

ich mir selbst an jenem Morgen schon von jenem Eindruck Rechenschaft geben können, so würde ich wohl nicht so geschrieben, jedenfalls lieber eine äußerliche Beschreibung der Schwester des Freundes versucht haben. Was in meinem jungen Gemüt und Herzen aber vorging, davon hatte ich zur Stunde noch keine Vorstellung. Es war ein Zauber, eine ahnungsvolle Seligkeit, die sich nicht in Worte fassen ließ, und meine offene Natur fand dafür, mit dem ehrlichsten Willen und Drange nach Wahrheit, vorläufig auch nur jene Zeile, mit der mein damaliger Brief an die Mutter schloß.

In der Tat ist in jenen Tagen und Wochen in Rheinfelden in dem Herzen eines noch nicht ganz dreizehnjährigen Knaben eine Neigung von solcher Tiefe und Stärke erwachsen, daß nichts sie erschüttern oder beirren konnte, daß sie trotz jahrelanger Trennung und trotz schwerer Hindernisse, endlich doch siegreich an ihr Ziel gelangte. Nicht bloß unsere flüchtige Gegenwart, auch die ergrauten Leute meiner jetzigen Jahre mögen meine in so frühem Alter gefaßte Lebensneigung für unnatürlich und selbsttäuschend halten. Alle Leser mögen aber hier noch einmal daran erinnert werden, welches furchtbare Schicksal ich schon mit sieben Jahren bei vollem Bewußtsein erlebt hatte, und wie mein Bildungsgang seither, weit über meine Altersjahre hinaus, aufwärts geführt hatte.

Indem kann ich jenen Zweiflern ja auch in der Hauptsache recht geben. Solange ich in den Osterferien 1854 im „Kunzithal" (dem Besitztum der Familie Fischer) weilte, hatte ich bis zum Ende keine Ahnung von der Natur des Gefühls, das ich für Anna hegte. Wir verkehrten durchaus wie Geschwister miteinander, nannten uns natürlich Du, und freuten uns wonnig und herzlich unseres Daseins, ohne jeden dummen Schnack von Verliebtheit oder Zukunftsplänen. Wir pflückten Veilchensträuße auf den Wiesen, fischten mit Oskar die Forellen aus dem Fabrikbach, bauten gemeinsam zu dreien für Anna eine Moosruhebank in „unserm" Wäldchen jenseits des Magdener Baches an einer steilen waldigen Berglehne, nahmen gemeinsam alle geschichtlichen Merkwürdigkeiten der tausendjährigen Stadt und der viel älteren Umgebung in Augenschein, ich lehrte Anna einige ihr noch unbekannte Tänze, wie Mazurka, aber wir waren daheim wie auswärts die reinen, natürlichen Kinder. Doch schon bei jedem Ausflug, den ich mit Oskar allein machte: nach Basel, zu den Ballys nach Säckingen usw., regte sich in mir jedesmal eine heiße unnennbare Sehnsucht nach Anna. Und als nun vollends die goldenen Ostertage von Rheinfelden zu Ende waren, als

Digitized by Google

Abschied genommen werden mußte vom „Kunzital" und seinen lieben Bewohnern, und die Postkutsche dann in Liestal uns Waberner Alle wieder an Bord nahm und wieder Bern zukroch, da war mein Herz zum Zerspringen schwer und traurig! Nun wußte ich, was mir zur Fröhlichkeit fehlte: meine kleine liebe Anna. Ich dachte jedoch, das würde sich geben.

Es gab sich aber nicht. Vor meinem Abschied im Kunzithal hatten mir die gütigen Eltern Oskars und Annas das Versprechen abgenommen, übers Jahr in den Osterferien wieder zu kommen. Diese Hoffnung stand das ganze Jahr über glückverheißend vor meiner Seele, während das Auge sehnsüchtig nach den fernsten Juragipfeln blickte, hinter denen Rheinfelden lag, und deren nördliche Seite man von den Höhen um Rheinfelden auch erblicken konnte. Trotz der unbeschreiblichen Fröhlichkeit und Genüsse dieser Osterreise, kam ich zurück als ein viel ernsterer, schweigsamerer und nachdenklicherer junger Mensch. Noch freudiger und zielbewußter lernte ich als bisher, mit der alten Freudigkeit spielte und wanderte ich. Dabei zeigte ich aber den Meinigen, den Lehrern und Kameraden doch ein geheimnisvolles neues Gesicht, daß sie nicht enträtseln konnten. In meiner Stimmung war durchaus keine krankhafte Sentimentalität, sondern immer deutlicher gewann ich still und gottvertrauend in mir das Bewußtsein, daß ein neuer — der wichtigste — Abschnitt meines Gemüts- und Herzenslebens gewonnen und eingetreten sei. Mit Himmelsglanz war nicht die „erste", sondern die einzige Liebe in mein junges Herz eingezogen. Diese Liebe zu erringen durch allen Fleiß in meinen Studien, bis zu der in der unbestimmten Ferne von vielen Jahren vor mir schwebenden künftigen Selbständigkeit, durch alle die Gaben, die Gott mir etwa verliehen hatte, stand mir fortan als hohes Ziel meiner Jugend und meiner künftigen jungen Mannesjahre unverrückbar vor Augen. Keinen Augenblick dachte ich auch nur an die Möglichkeit, daß meine geliebte Anna in der langen Reihe dieser künftigen Jahre einen Andern mir vorziehen könne, obwohl sie natürlich nicht die geringste Ahnung von meinen Gefühlen für sie hatte. Mit grenzenlosem — und in diesem Falle glücklicherweise berechtigtem — Idealismus setzte ich auf ihr tiefes Gemüt die volle Zuversicht: auch sie werde sich dereinst überzeugen, daß niemand sie so rein, innig und herzlich lieben könne, als ich.

In dieser innerlich aufs tiefste bewegten Stimmung verrann mir das ganze Jahr von Ostern 1854 zu Ostern 1855. Am Himmel-

Digitized by Google

fahrtsfest 1854 machte uns Oskars Vater die hohe Freude, uns in Wabern zu besuchen, und mir die noch viel gewaltigere, mir ein von Anna gesticktes Serviettband mit einem kleinen, netten, unschuldigen Brief von ihr mitzubringen. Oskar erhielt gleichzeitig ein ihn durchaus kalt lassendes Serviettband seiner Rheinfelder Cousine. Zum Dank für das Erscheinen des teuren Herrn und für seine Gaben, erwiesen wir ihm die größte Liebe, die wir nach unserer Ansicht und unsern jungen Beinen zu vergeben hatten: wir schleppten ihn auf den aussichtsreichen Gipfel des Gurten, im kürzesten, steilsten Aufstieg. Doch unser Liebeswerk wurde mit bösen Worten des schlanken, aber durchaus nicht steigungslustigen Herrn gelohnt. Oben auf dem Gipfel, bei der großartigen Aussicht, erfuhren wir, daß er sich die Berge am liebsten von unten ansehe. Ich gab ihm meine Danksagung an Anna noch in Wabern mit. Der Brief war natürlich so kindlich-herzlich wie der ihrige. Auch das Hubelgut und die Meinen besuchte Herr Fischer mit Oskar.

Als dann Oskar in den großen Ferien des Institutes wieder nach Hause reiste, zeichnete ich ihm — und im Stillen auch seiner Schwester — das große Blatt nach der Natur, von dem ich schon früher gesprochen habe, auf dem die ganze Aussicht über Bern und Umgebung vom Hubelgut aus veranschaulicht war, und sandte es ihm. Es brachte mir die Anerkennung, daß auch Anna sich darüber gefreut habe. Zugleich erfuhr ich, daß Anna den Winter über in Freiberg in Sachsen zubringen werde, bei einer verwitweten Schwester ihres Vaters, um dort die beste Schule und den Konfirmationsunterricht zu besuchen. Zu Ostern 1855 solle sie in Freiberg konfirmiert werden und er, Oskar, in Bern, zugleich mit dem Sohne des schweizerischen Bundeskanzlers, unserm Waberner Kameraden Hermann Kern.

So geschah es denn auch. Vor Ostern 1855 reiste Frau Fischer nach Wabern, um der Konfirmation Oskars in Bern beizuwohnen, und Herr Fischer nach Freiberg, um sein Töchterlein confirmiren zu sehen und dann mit ihr nach Rheinfelden heimzukehren. Als Frau Fischer von Bern wieder abfuhr, konnten wir ihr versprechen, daß wir bald mit Jubel ihr dorthin folgen würden. Dieses Versprechen lösten wir natürlich ein, sobald wir konnten. Abermals machten die Freunde vom Oberrhein, die Ballys, Grethers, Kalenbach und Dietschy die Reise mit uns. Ich war so reisefiebrig, daß ich in Solothurn vergaß, mein Mittagessen zu bezahlen. Die Gewissensbisse ob dieses Vergessens quälten mich während des ganzen Rheinfelder Aufenthaltes.

Digitized by Google

Und auf der Heimreise nahm ich den Postkondukteur bei Seite, klagte ihm meine Gewissensnot und steckte ihm drei Franken zu, um meine Schuld zu tilgen. Er lachte unbändig und kam in Solothurn sichtlich gestärkt aus dem Gasthof zurück, um den es sich handelte. Ob er diese Stärkung nur dem erhebenden Bewußtsein verdankte, daß es in der schon damals, wie immer, gescholtenen Jugend noch anständige Grundsätze gebe oder einem „besseren Tropfen", den er sich im Triumphe des Wirtes über meine Redlichkeit hatte spenden lassen, hat er nicht verraten. Mir selbst aber war das in der Stimmung der zweiten Rückreise von Rheinfelden natürlich auch völlig gleichgültig.

Als wir nach Rheinfelden kamen, waren Anna und ihr Vater noch nicht von Freiberg zurück. Ich besuchte inzwischen alle Stätten der Erinnerung, wo ich im Vorjahr an der Seite Annas geweilt hatte. Die Moosbank, die wir Anna gebaut, fand ich in arger Verwilderung. Sie sah gar nicht danach aus, als sei sie, wie ich gehofft, zu Annas Lieblingsplätzchen geworden. Rote Baumwanzen tummelten sich im Moospolster. Dann kam aber der heißersehnte Tag, der die Entschwundene wieder brachte. Anna war größer und jungfräulicher geworden. Zwischen uns aber bestand das alte kindlich unbefangene Verhältnis. Wir nannten uns natürlich auch jetzt noch Du und spielten, wanderten, plauderten und tanzten so heiter zusammen, wie im Vorjahre. Kein törichtes Wort von meiner frühreifen Neigung drang mir über die Lippen, obwohl ich ahnte und wußte, daß ich Anna nach diesen kurzen Wochen wohl jahrelang nicht wiedersehen werde. Denn Oskar sollte im Herbst das Karlsruher Polytechnikum beziehen, Anna für einige Jahre eine französische Pension in Lausanne besuchen. Aber ich lebte durchaus nur dem beseligenden Glücke jener Stunden und Tage. Ich wußte ja doch, daß die Erinnerung daran niemals in mir erlöschen werde.

Wir fischten auch wieder recht ergiebig in diesen Ferienwochen, unter Annas Beistand. An einem einzigen Vormittage fingen wir dreizehn Forellen, darunter zwei sehr große, und legten sie in unseren Fischkasten im strömenden Bach. Als ein großer befreundeter Tabakshändler aus Bremen, Hübner, in dessen Hause „Papa" früher einst angestellt gewesen war, nach Rheinfelden kam, sollte unsere Fischbeute zum Mittagessen zugerichtet werden. Da waren aber nur die beiden größten Forellen noch vorhanden und die größte hatte den Kopf der zappelnden zweitgrößten auch schon im

Digitized by Google

Maule. Na, es ging auch so. Denn die beiden Überlebenden waren gewaltige Tiere.

Aber nun war für uns, namentlich für mich, die Stunde des Abschieds wieder gekommen, und ich ertrug das Schwere mit Festigkeit und unerschütterlichem Vertrauen auf die Zukunft. Bei einem größeren Spaziergang, den wir von Wabern nach Reichenbach, der sagenhaften Todesstätte des Siegers von Laupen, Rudolfs v. Erlach, mit dem Gladbach'schen Institut machten, legte ich dem Freunde Oskar das schwere Geständnis ab, daß ich seine einzige Schwester liebe. Er schien nicht überrascht und versicherte mich seiner alten treuen Freundschaft. Aber er mahnte mich doch, mir und seiner Anna noch die Freiheit des Entschlusses in so jungen Jahren vorzubehalten. Das war in bezug auf Anna selbstverständlich. Mein „Entschluß" aber stand fest.

So schieden wir zu Beginn der großen Sommerferien 1855 dauernd voneinander aus unserer Waberner Gemeinschaft. Ich schrieb ihm fleißig. Er aber war ein lässiger Korrespondent. Die Schreibfaulheit, die er besaß, war in meinen Augen ein sehr verdrießlicher Charakterfehler. Einen schlimmeren des Freundes konnte es in meiner Lage nicht geben. Andere kann ich ihm auch überhaupt nicht nachsagen. Aber die Arbeit, die mich in meinem ganzen Leben mit Engelsflügeln emporgehoben hat über Sorgen, Kümmernisse und Herzeleid, spendete mir auch jetzt ihren befriedenden Balsam. Es galt für mich, tüchtig zu arbeiten, da ich im Herbst 1856 das Examen zur Aufnahme in die „Tertia" des Berner „Gymnasiums" bestehen wollte, d. h. nach unseren deutschen Begriffen in Obersekunda, da das Berner „Gymnasium" nur in drei einjährigen Klassen, in Tertia, Sekunda und Prima die Schüler zur Reife für die Universität führte. Die Klassen bis zum „Gymnasium", also einschließlich unserer deutschen Untersekunda, hießen in Bern „Progymnasium". Progymnasium und Gymnasium gehörten beide der 1856 neu geordneten „Berner Kantonsschule" an. Die Lehr- und Lernziele waren, wie man später sehen wird, ebenso hoch als vielseitig.

Indes gerade die Neuorganisation der Berner Kantonsschule sollte mir persönlich verhängnisvoll werden. Mit dieser Neuorganisation war nämlich auch ein neuer Geist eingezogen, der sich gegen die bisher übliche, rein formalistisch-philiströse Handhabung der alten Sprachen, der Geschichte, der deutschen Literatur und Sprachkunde, der Religion, der Mathematik, Naturwissenschaften usw.

Digitized by Google

kräftig auflehnte, und mit der bisher herrschenden Lehrweise der „Tübinger Stiftler", an der neuen „Berner Kantonsschule" gründlich aufräumen wollte. Theodor Müller von Hofwyl hatte im Stillen großen Anteil an dieser heilsamen Neuerung, staatsmännisch wohl vor Allen der treffliche Bundesrat Schenk und der Führer der Berner Liberalen Jakob Stämpfli, der bald darauf auch Bundesrat wurde. Als Vorkämpfer des neuen Geistes wurden ausgezeichnete deutsche Kräfte an die neu geordnete Anstalt berufen: der geniale Philologe Professor Otto Ribbeck, der Schlesier Professor Dr. Karl Pabst für Deutsch, Professor Rettich für Griechisch, Professor Hagen für Geschichte. Ferner die Schweizer Professor Immer für Religion, Professor Sidler für Mathematik und Astronomie, die Professoren Fischer, Moritz Schiff und Wild für Botanik, Zoologie und Physik, Frederic Kurz für Zeichnen und Friedrich Edinger, mein treuer Waberner Lehrer, für Deutsch und alte Sprachen in den unteren Klassen.

Ich aber fiel nun bei meinem Examen im Herbst 1856 grade den durch alle diese Neuerungen höchlich erbosten „Tübinger Stiftlern", den Herren Fiesinger und Künkelen in die Hände und hatte da einen sehr übeln Empfang, zumal da ich ein Zögling des „irreligiösen" Institutes in Wabern war — das doch seine Schüler, wie Oskar Fischer und Hermann Kern, bei Fiesinger in Bern konfirmieren ließ — und außerdem noch ein Zögling des „Neuphilologen" Edinger. „Neuphilologen" nannten die ergrimmten „Stiftler" die ganze statt ihrer selbst an die Kantonsschule kommandierte Ablösung. Der unfreundliche Empfang in Bern verwirrte mich so, daß ich in den lateinischen und griechischen Arbeiten allerdings einige grobe Fehler machte. Dennoch aber dauerte der Männerstreit im Lehrerkollegium über mich allein über zwei Stunden. Dann siegten die „Stiftler" mit winziger Mehrheit. Ich wurde für „Quarta" (Untersekunda) „reif" gefunden, für „Tertia" nicht. Triumphierend fragte mich Künkelen am andern Morgen, ob ich in „seine" Klasse treten wolle. „Ja, willscht, dann sage ich Du!" rief er, und ich sagte Ja. Nach Wabern, ohne Edinger dort, konnte ich doch nicht zurück!

Eine halbjährige Leidenszeit begann hier für mich. Die „Geschichte" Fiesingers mußte, wie Alles, mechanisch auswendig gelernt werden. Wehe dem, der ein einziges Wort in dem herrlichen Satze ausließ: „Griechenland wurde darauf in vier Scheinrepubliken zerstückelt" (nach Alexander dem Großen). Mir war, nachdem

Digitized by Google

ich über die tieferen Ursachen meines Mißgeschicks im Herbst 1856 unterrichtet worden, ganz klar, daß mir auch zu Ostern 1857 das Glück der Aufnahme in Tertia nicht erblühen würde. Und ich hatte recht. Auch diesmal hielten Künkelen und Fiesinger mich noch zu tief in böotischer Unwissenheit befangen. Den Gefallen, mich noch ein ganzes Jahr in „Quarta" sperren zu lassen, tat ich ihnen aber nicht. Ich trat aus der Schule aus, um im Herbst doch die Tertia zu gewinnen. Ich nahm inzwischen Privatstunden bei Edinger und vor allem bei Künkelen, — nicht weil er mir mehr hätte lehren können, sondern weil der Privatunterricht bei ihm sicher ans Ziel führte. Es handelte sich bei jenen Privatstunden nur um Latein und Griechisch im Sinne der „Stiftler". Denn in allen andern Fächern war ich der Klasse schon im Herbst 1856 über gewesen. Die Privatstunden bei Künkelen gaben den Ausschlag. Im Herbst 1857 bestand ich mein Examen für die „Tertia" des Berner Gymnasiums (Obersekunda) tadellos.

Viertes Kapitel.

Auf dem Berner »Gymnasium«

(Herbst 1857 bis Ostern 1860.)

Das damalige Berner „Gymnasium" war schon eine halb studentische Welt. Vor Allem hatte da seit Jahrzehnten ein von der Schule nicht bloß geduldeter, sondern anerkannter „Gymnasialverein" bestanden, der bei seinen Zusammenkünften Farben (blauweißblau) trug und der die hervorragendsten Männer und Staatsmänner des Kantons Bern, ja der Eidgenossenschaft, einst zu seinen Mitgliedern, jetzt zu seinen Ehrenmitgliedern zählte. Sie fanden sich auch zu den seltenen öffentlichen Festen ein, die wir im Beisein unserer Lieblings-Lehrer gaben. Im Übrigen aber war dieser Verein ein achtbarer, fleißiger Bildungsverein, der einmal in der Woche abends im größten Klassenzimmer des „Gymnasiums", der „Tertia", zu einer mehrstündigen Sitzung zusammentrat. Hier wurden einige Lieder gesungen, von einem Mitglied ein freier Vortrag gehalten

Digitized by Google

und diskutiert, von Anderen einige Deklamationen frei vorgetragen und gleichfalls diskutiert, Vereinsangelegenheiten besprochen und schließlich der „Freimütige" (wir sagen in Deutschland „die Vierzeitung") „steigen gelassen", d. h. vom Verfasser verlesen. Die Verhandlungen in den Sitzungen verliefen streng parlamentarisch. Jedes Mitglied hatte gleiche Rechte, namentlich bei den Wahlen zu den Vereinsämtern und in Kassenfragen. Mensurspielereien und Trinkgelage gab es nicht. Nach den Sitzungen trank man irgendwo wohl noch ein, höchstens zwei Glas Bier miteinander, und an den kleinen Festlichkeiten auch mehr, aber doch mit Maßen. Der Hauptzweck des Vereins war, die Mitglieder in freien Vorträgen und Reden über selbstverarbeitete Stoffe und die jeweiligen Zuhörer in der kritischen freien Diskussion über das Gehörte zu üben. Alle Vorträge mußten schriftlich ausgearbeitet und im Archiv des Vereins niedergelegt werden. Die sehr geringen Beiträge der Mitglieder wurden meist zu einem eintägigen, höchstens dreitägigen gemeinsamen Fußmarsch in der herrlichen Natur des Berner Landes verwendet.

Ich fühlte mich ungeheuer hoch gestiegen und erhaben, als ich im Herbst 1857 in den Verein aufgenommen wurde, und gelegentlich mit Mütze und Band des Vereins vom Hubelgut nach Bern und durch die Stadt stolzieren durfte. Aber die Freude war kurz. Denn wenige Wochen nach meinem Beitritt wurde der Verein plötzlich aufgelöst oder zur Selbstauflösung gezwungen. Bei einem Ausflug des Vereins nach dem Bieler See zu Anfang der letzten großen Ferien — also ehe ich dem Verein angehörte — waren nämlich einige „Exzesse" vorgekommen, über welche die klerikal-stiftlerisch-konservative Presse Lärm schlug — im Ganzen recht harmlose Jugendtorheiten, als deren schlimmste von jener Presse die Kletterei eines „Sekundaners" mit haarsträubendem Grausen geschildert wurde. Bei einer Dampferfahrt des Vereins war dieser Sekundaner nämlich durch die Luke der Kajüte unter Deck herausgekrochen und hatte sich von da bei voller Fahrt auf das Deck des Dampfers hinauf geschwungen. Daß man solche Harmlosigkeiten zum Vorwand nahm, um den alten Verein, der höchst nützlich gewirkt hatte, aufzulösen, dafür gab es indeß einen tieferen Grund. Denn eben damals sollten auch die Schüler des Berner „Gymnasiums", die bis dahin den Verein gebildet hatten, zu einer besonderen Kompagnie des „Kadettenkorps" der Berner Kantonsschule rekrutiert und her-

Digitized by Google

angezogen werden, mit strenger militärischer Einübung, was bis dahin von den Gymnasiasten nicht erfordert worden war. Und wohl nicht ohne Grund nahmen die Leiter des Berner Erziehungswesens an, daß namentlich die erste Gewöhnung an die Zucht und Anstrengungen militärischen Dienstes wesentlich erschwert werden möchte, wenn daneben die neuen Kadetten der obersten Klassen der Kantonsschule noch ferner in jenem Verein gleichzeitig „Studentlis spielen" durften. Natürlich hatten wir keine Ahnung von diesen diplomatischen Hintergedanken, und das war gut, denn sonst wäre uns das Kadettenwesen sicher verleidet worden. Wir erblickten in der Auflösung unseres Vereins eine grundlose, mindestens übertriebene Härte und glaubten jenen Tag in der ganzen Geschichte der Schweiz für immer schwarz angestrichen zu sehen. Mit Trauer und Schmerz ließ ein Jeder noch seine Silhouette mit dem blau-weißblauen Band stechen und überreichte sie den Vereinsbrüdern zum Andenken mit der großartig-düsteren Unterschrift: „Fuimus Troes!" (Einst waren wir Trojaner!)

Heute glaube ich, daß die Archonten des Berner Erziehungswesens mit jener Maßregel einen weisen Schritt und mir insbesondere einen großen Dienst taten. Denn zweifellos wurde der von uns erforderte Waffendienst nun mit viel größerem Eifer und Vergnügen getan, als wenn wir daneben „Studentlis gespielt" hätten. Die Anstrengungen und die Zucht, die er uns auferlegte, waren uns sicherlich auch wohltätiger als die edelste Vereinsmeierei. Und mir kam es vollends zu, mich nicht zerstreuen zu lassen, da ich in die Tertia neu eingetreten war und zudem während dieses Winters „Unterweisungs"-Stunden bei Fiesinger hatte, und zu Ostern 1858 konfirmiert werden sollte. Die militärischen Übungen, die wir unter Leitung von „Instruktoren" der wenigen in Bern lagernden Truppen durchzumachen hatten, nahmen wöchentlich einen ganzen Nachmittag weg und brachten uns dazu, alle damals bei der schweizerischen Infanterie üblichen Front- und Marschbewegungen und Griffe am Gewehr, einschließlich des Feuerns und des Bajonettfechtens, uns tadellos anzueignen. Wir hatten zum Dienst in Uniform anzutreten. Sie bestand in einem links aufgekrämpten und mit der schwarz-roten Berner Kokarde besteckten schwarzen runden Filzhut, einem dunkelgrünen Waffenrock mit Stehkragen und blanken Knöpfen, einem breiten schwarzen Ledergurt um die Hüfte mit viereckigem Messingschild vorn; an dem Gurt hingen das kurze Seitengewehr und die Patrontasche; endlich aus weiten grauen Hosen, mit einem roten

Digitized by Google

Passepoil an den Nähten. Mehrmals im Semester rückten wir öffentlich aus und manövrierten auf dem Exerzierplatz vor dem Aarberger Tor. Unser „Oberst" war von uns selbst vorgeschlagen, ein Sekundaner — die Prima war vom Wehrdienst überhaupt gesetzlich befreit — Alexander Wyssard von Biel, von dem ich noch manches zu erzählen haben werde, ein bildhübscher, lebhafter Mensch. Jede unserer öffentlichen Übungen lockte hunderte wohlwollender Beurteiler unserer Leistungen an. Die Tagesmanöver, die das ganze Berner Kadettenkorps im Herbst in der Umgebung von Bern ausführte, — wir hatten auch Artillerie mit zwei von dem ersten Napoleon den Schülern des Berner Waisenhauses für ihre tapfere Gegenwehr im Gefecht am „Grauholz" 1798 geschenkten Kanonen, — und das „Kadettenfest" im Sommer waren Volksfeste für ganz Bern.

Fiesinger war in „Tertia" unser Klassenlehrer. Er gab Latein. Wir lasen Livius bei ihm, den zweiten punischen Krieg, wenig von ihm angeregt und befriedigt. Aber durch einige, vielleicht etwas freie und öfters sogar etwas dichterisch gefärbte, jedoch völlig treffende Übersetzungen schwieriger Worte und Stellen — so übersetzte ich einmal das Wort clades bei der Schilderung der furchtbaren Wahlstatt von Cannä mit „Leichenfeld" — wurde er auf mich besonders aufmerksam und im Vergleich zur früheren Zeit merkwürdig liebenswürdig. Namentlich aber dankte ich diese veränderte Haltung seinerseits dem ernsten und lebendigen Interesse, das ich in seinen Unterweisungsstunden für jedes seiner Worte zu erkennen gab. Denn schon die Religionsstunden, die der edle, feinsinnige Schüler Schleiermachers, Professor Immer, unserer Tertia über die Propheten und Psalmen gab, hatten mein Nachdenken und Versenken in die heiligen Dinge mächtig gefördert. Fiesinger war, obwohl ich ihm meine Zweifel an seiner sehr strenggläubigen Auslegung und Handhabung der Lehre Zwinglis gelegentlich nicht vorenthielt, doch so zufrieden mit mir, daß er mir zur Konfirmation den Bibelvers schrieb: „Welchem viel gegeben ist, von Dem wird man viel fordern."

Zu unserer großen Freude gab Edinger in Tertia Deutsch, Professor Hagen Geschichte, Fischer Botanik mit Excursionen, Rettich Griechisch, Sidler Mathematik, Steiner Französisch, Frederic Kurz Zeichnen. Im deutschen Aufsatz und im Französischen war ich allen Klassengenossen über. Im Zeichnen kämpfte

Digitized by Google

ich mit meinem Klassengenossen Theodor Kocher*) um die Palme. Die von uns beiden gefertigten Zeichnungen wurden in den Examenausstellungen des Frühjahrs 1858 und der folgenden Jahre als glänzende Beweise für die Weisheit der „Reorganisation" der Berner Kantonsschule gerühmt, und dabei auch mit Wohlgefallen hervorgehoben, daß Figur und Landschaft — Kocher zeichnete Figuren, ich Landschaften mit Figuren — jetzt gleich gut gelehrt werde. Unserem lieben, bescheidenen, tüchtigen Lehrer Kurz gönnten wir von Herzen dieses Lob, wenn Kocher und ich auch wußten, daß wir den Grund zu unserm bischen Können im Zeichnen schon früher gelegt hatten.

Die neuen Kameraden des Berner Gymnasiums, auch die der höheren Klassen waren mir alle lieb und wert. Mit Allen habe ich Freundschaft fürs Leben gehalten. Die meisten meiner Mitschüler in Tertia durchliefen noch zwei weitere Jahre die höheren Klassen des Berner Gymnasiums mit mir, und so wuchsen wir in Freud und Leid, innerhalb und außerhalb der Schule vollends ineinander. Aber Einen muß ich doch besonders erwähnen, der leider schon zu Ostern 1858 aus Tertia ausschied, um Apotheker zu werden, und der trotz der wenigen Monate unserer gemeinsamen Schul- und Konfirmationsstunden für das ganze Leben mein lieber Freund geblieben ist: Kurt Demme,**) den jüngsten der vier Söhne des deutschen Professors der Medizin Hermann Askan Demme in Bern.

Der Vater war ein Altenburger, der verfolgt von ungegründetem politischen Verdacht aus Deutschland und später aus Rußland nach Amerika hatte fliehen müssen. Die Mutter war eine Schwester des späteren Kissinger Arztes Bismarcks, des Geh. Hofrates Dr. Oskar Diruf in Würzburg. Professor Demme gehörte seit 1854 der neuen Berner Hochschule an und hatte sich und die Seinen in Bern naturalisieren lassen. Diese trefflichen Leute empfingen mich gleich vom ersten Tag an, da ihr Kurt ihnen mich als neuen Freund zuführte, wie einen eigenen Sohn, und ich fand hier ein ebenso trauliches, als von den vielseitigsten Interessen, Kenntnissen und Künsten belebtes Familienheim. Kurt Demmes frische Natürlichkeit, Offenheit und Fröhlichkeit aber zog mich von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft an besonders lebhaft an ihn. Auch

*) Jetzt schon lange berühmter Professor der Medizin in Bern.
**) Jetzt seit Jahren Berner Großrat und Leiter aller gemeinnützigen Bestrebungen des Kantons Bern.

Digitized by Google

die Freude an den Reizen der Natur, an flotten Wanderungen, am Schwimmen und am gewagten „Schiffeln" in der kalten reißenden Aare war uns gemeinsam. Mit Kurts Vater und älteren Brüdern badeten wir gemeinsam. Aber wir wanderten und „schiffelten" namentlich ganz allein, auf einem schwanken, kiellosen Kahn mit langen Stangen stromaufwärts von Bern bis zur Elfenau und weiter. Stromab steuerte dann immer einer mit dem Ruder, während der Andere streckenweise in dem wilden Wasser schwamm. Kurt war auch viel auf dem Hubelgut, wo wir Ausflüge machten, Theater spielten usw. Und als er schon lange in der Apothekerlehre seufzte, brachte ich ihm Frühmorgens immer noch ein Bündelchen frischer länglicher Radieschen aus meinem Garten vom Hubelgut. Im Winter schlittelten wir großen Jungen auch noch mit Begeisterung und fuhren nicht selten auf Schlittschuhen auf den beeisten Straßen vom Fuße des Hubelgutes an bis zur Stadt oder von hier zum Hubelgut hinaus.

Zu Ostern 1858 bestand ich mit Leichtigkeit das Examen für Sekunda, und hier ging mir und den Kameraden, unter Otto Ribbecks Leitung des lateinischen und griechischen Unterrichtes, die reine Schönheit und Hoheit der altklassischen Literatur erst ganz auf. Wir lasen bei ihm zuerst die Rede Ciceros für Roscius Amerinus und Homers Ilias, letztere in großen Absätzen, so daß wir für jede Stunde 100 bis 150 Verse präparierten. Überall suchte der begeisterte und begeisternde Lehrer uns in die Geheimnisse des künstlerischen Aufbaues und der künstlerischen Vollendung der klassischen Meisterwerke einzuführen. So lasen wir später bis zum Ende unserer Gymnasialzeit auch Horaz, Terenz und Tacitus, Demosthenes und Sophokles bei ihm. Ein von Ribbeck, nach der Erklärung und Übersetzung im Einzelnen, noch einmal im ganzen vorgetragenes griechisches Chorlied, war ein unvergeßlicher Genuß.

Als sehr bedeutend ist auch der deutsche Unterricht zu bezeichnen, den der Rektor der Schule, Prof. Dr. Karl Pabst, von Sekunda an erteilte. Er suchte uns in die ganze Schönheit und Hoheit der deutschen klassischen Literatur einzuführen, und uns dabei mit dem Leben, Schaffen und Wirken unserer Geisteshelden vertraut zu machen.

Eine höchst förderliche, von Ribbeck und Pabst eingeführte Neuerung bildeten die sogenannten „Studientage". Da wurde uns ein Schultag ganz freigegeben, damit wir irgend eine uns aus der alten oder der deutschen Literatur gestellte Aufgabe in freiem

Digitized by Google

Nachdenken und in einem kurzen Aufsatz lösten, z. B. die Charaktere der einzelnen Gestalten in Goethe's Hermann und Dorothea zeichneten — natürlich erst, nachdem diese Dichtung sehr eingehend in der Schule durchgenommen war. So dienten diese Studientage gewissermaßen als Prüfungen für die Auffassung, Aufmerksamkeit, Befähigung und selbständige Fortentwickelung jedes Einzelnen. Und es war ganz im Sinne unserer Lehrer, daß wir, in treuer Kameradschaft und mit heiterer Jugendwanderlust, die Studientage meist dazu benützten, die uns gestellte Aufgabe bei einer gemeinsamen Tageswanderung und gemeinsamem Mittagsmahl zu durchsprechen, und daß dann nach der Heimkehr am Abend jeder die Lösung in seiner Weise zu Papier brachte. So erhielt der Aufsatz auch die wünschenswerte Kürze und Kernhaftigkeit.

Als besondere Eigentümlichkeit in Sekunda ist auch der zoologische Unterricht des berühmten Naturforschers Moritz Schiff zu bezeichnen, der meist Exkursionen mit uns machte, bei denen wir unsere kurzen Pfeifen rauchen durften. Seine Stunden waren höchst interessant und belehrend, doch stieß sein krasser Materialismus die meisten von uns ab.

Am Ende des Sommers war ich zum Klassenzweiten aufgerückt. Den Ersten, Theodor Kocher, vermochte niemand auszustechen.

Im Frühjahr 1858 hatten wir uns bei dem Rektor Pabst und dem Chef des Berner Erziehungsdepartements um Wiederzulassung des Gymnasialvereins beworben und erwünschte Zusage erhalten. Das nun wieder beginnende Vereinsleben war sehr anregend, tadellos, den Schulzwecken nur förderlich. Mit freudigem Behagen wohnten unsere Lieblingslehrer Pabst, Ribbeck, Edinger usw. unseren kleinen Festlichkeiten bei, und ich sehe noch heute die Lachkrämpfe der hochverehrten Gäste, als ich bei der ersten dieser Festlichkeiten Schillers „Bürgschaft" in der Weise vortrug, daß ich zwischen jede Verszeile eine andere aus Schillers Werken einschob, also z. B.:

Da stürzet die raubende Rotte,
Die Zierden der Religion,
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort, —
Es darf der Jugendfreund sich was erlauben —
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt usw.

Digitized by Google

Meine Hauptleistungen für den Verein lagen auf deklamatorischem und schriftstellerischem Gebiet. Ich lieferte namentlich die meisten „Freimütigen" (Vierzeitungen), zeichnete, dichtete und schrieb viel Heiteres für das „Gärtli" (Vereinsalbum) und war der amtliche Korrespondent des Vereins mit dem Kartellverein in Basel („Pädagogia", das dortige Gymnasium hieß Pädagogium), an dessen Spitze damals die heutigen Basler Professoren Eduard Hagenbach, von der Müll usw. standen. Ich gab der bis dahin in höchst trockenem gelehrten Ton geführten Korrespondenz eine stark humoristische Färbung und fand damit bei den Absendern und Empfängern dankbaren Beifall. Die Vereinsgenossen nannten mich „Salz". Auch mit Zürich waren wir kartelliert.

Natürlich waren die Schüler der drei obersten Klassen des Berner Gymnasiums im Verein in herzlicher Freundschaft verbunden. Die Prima zählte damals nur vier Schüler, lauter künftige Theologen, und von diesen traten mir Wyssard (unser „Oberst" im Kadettenkorps, bis 1904 Pfarrer der deutsch-protestantischen Gemeinde in London (Denmark Hill) und Albert Schorer (bis Oktober 1899 Pfarrer in Oberwyl bei Büren, Canton Bern) freundschaftlich am nächsten. In meiner eigenen Klasse traten mir Theodor Kocher, Fritz Trechsel (beide Pfarrer in Spiez), Robert Schorer (seither gestorben als Pfarrer in Heimiswyl bei Burgdorf) und Peter Schüpbach (heute Arzt in Oberdiessbach bei Thun) am nächsten, auch Fritz Steck, der leider schon 1865 als Pfarrvicar von Brienz starb. Unter den Schülern der dritten Klasse endlich habe ich namentlich R. Steck, den späteren langjährigen Prediger der reformierten Gemeinde in Dresden und heutigen Professor der Theologie in Bern, zum lieben Freunde für's Leben gewonnen.

Der erste glänzendste Ausflug, den der neuerstandene Verein gemeinsam zu Ende des Sommersemesters 1858 unternahm, war ein zweitägiger nach der Bieler Insel, natürlich mit Fußmarsch hin- und zurück. Nach einem kleinen Kommers in der Nähe von Biel am ersten Abend, erhielten wir Alle feierlich unsere „Biernamen zudictirt", die Allen auch auf der Universität und später anhafteten, so daß ich, der Haupt-„Dictator", mit diesem Nachtwerk zufrieden sein konnte. Unsere ganze Fahrt und namentlich die stürmische Seefahrt nach der Petersinsel besang ich in Versen,

Digitized by Google

die noch heute in der Erinnerung der Beteiligten fortleben, wenn sie auch der meinigen längst entschwanden.

Wir sollten sich an diesen herrlichen Ausflug noch andere, größtenteils ganz ungeahnte Feriengenüsse anreihen. Zunächst ein vierzehntägiger gastlicher Aufenthalt im Pfarrhause des Vaters meines Freundes Fr. Trechsel zu Vechigen, einem der jetzigen Eisenbahn von Bern nach Thun bis Worb fast parallel laufenden stillen Wiesen- und Waldtal. Der Vater hatte deutsche Universitäten besucht und verstand trefflich davon zu plaudern. Es war ein herrliches Idyll.

Dann aber kam eine meine innersten Gefühle erregende Reise. Ich hatte „meine" Anna, an der mein Herz so unverbrüchlich festhielt, daß ich seit meinem Scheiden von ihr im Frühjahr 1855 jede Tanzeinladung ausschlug, seit länger als drei Jahren nicht mehr gesehen. Im Spätsommer 1857 hatte ich mich mit ihrem Bruder Oskar, nachdem die neue Zentralbahn von Bern bis Basel ging, in Olten getroffen, und wir hatten dort einen halben Tag vergnügt zusammen verlebt. Nun folgte ich einer Einladung meiner Basler Vereinsfreunde und meiner alten Waberner Pensionsgenossen, der Grethers in Lörrach, mit dem festen Vorsatze, Anna in Rheinfelden wiederzusehen. Ich fand in Basel und Lörrach die liebevollste Aufnahme. Aber mein Herz drängte ungestüm nach Rheinfelden, wenn auch nur auf wenige Stunden.

Hier sah ich Anna endlich wieder! Sie war gar anmutig erblüht, so, wie ich sie mir in meinen stillen Träumereien gedacht hatte. Auch begegnete sie mir mit der alten einfachen Herzlichkeit und Unbefangenheit. Aber mein Herz wurde doch sehr schwer bei ihrem Anblick, bei meinem Gespräch mit ihr. Denn bei ihrem feinen Benehmen und herrlichem Klavierspiel kam ich mir fast bäurisch, sehr unbegabt und unfertig vor, und außerdem nannte sie mich „Sie", was doch eigentlich ganz natürlich war, mir aber durchaus nicht in den Kopf wollte. Ich schlief die Nacht in dem alten lieben Hause, beim Klappern des trauten großen Wasserrades. Ich sah sie anderen Tages morgenfrisch und lieblich beim Abschied. Meiner tiefen stillen Neigung zu ihr war ich sicherer als je, — als ich nun abermals für Jahre von ihr ging! Aber würden in diesen Jahren nicht auch Andere, die mir wenigstens zur Zeit in jeder Beziehung überlegen waren, diese holde Blume entdecken und für sich begehren, und wie durfte ich, der ferne Berner Kantonsschüler, wenns hoch kam der Berner oder Leipziger Student hoffen, in

Digitized by Google

einem derartigen Wettbewerb siegreich zu bestehen? Ernster als jemals zuvor kehrte ich von Rheinfelden nach Bern zurück und eifriger als je suchte ich Vergessen meiner Herzenssorgen bei meiner alten Trösterin, der Arbeit.

Zu Anfang des Wintersemesters 1858 lernte ich mit wenigen Berner Klassengenossen in Privatstunden bei dem Berliner Wanderlehrer Dr. Nauck eine neue Kunst oder Fertigkeit: die Stolzesche Stenographie. Ich lernte und übte die herrliche Kurzschrift mit begeistertem Fleiß, so daß ich bald einer großen Anzahl von Vereinsgenossen selbst Unterricht erteilen und sie zu Stenographen bilden konnte. Auch unter den Vereinsfreunden in Basel und Zürich wirkte ich lebhaft für Verbreitung der Stolze'schen Kunst. Bei einem Jubiläum des Stolzeschen Stenographenvereins in Leipzig, etwa 30 Jahre, nachdem ich des Meisters Kurzschrift erlernt, hielt ich die Festrede und erzählte den Hörern, wie unendlich viel ich dieser Kunst verdanke. Alle meine Kollegienhefte schrieb ich stenographisch; sie sehen aus wie gestochen und auch das flüchtigste Wort ist dabei festgehalten; so 1863 Heinrich von Treitschkes gewaltige Vorlesungen über die Jahre 1848 bis 1850; so das geistvolle Colleg von Moritz Lazarus über Psychologie (Berner Sommersemester von 1861). In politischen Versammlungen der Freunde und Gegner, in den Ausschuß- und Fraktionsberatungen des Reichstags, wie bei festlichen Versammlungen zeichnete mein Griffel die Reden auf, falls die Öffentlichkeit danach Verlangen trug. Nicht minder wichtig ist mir die Stenographie geworden im Anwaltsberuf, im Geschäftszimmer, wie bei der Verteidigung im Schwurgerichtssaal, hier namentlich wenn es galt, entscheidende Zeugenaussagen wörtlich festzuhalten; dann im Kriege, wo rasch wechselnde Vorgänge, Anblicke, Eindrücke oft auf dem Sattelknopf des Rosses stenographisch schnellstens gebucht wurden — und so noch bei hundert anderen Gelegenheiten.

Um dieselbe Zeit, da ich die Erlernung der Stenographie begann, wurde ich durch ein großartiges Geschenk von Karl Vogt überrascht. In seinem Auftrage sandte mir nämlich eine Berner Buchhandlung schenkweise eine ganze Kiste voll schöngebundener Werke: Henles Anatomie, Vogts Zoologie, Stöckhardts Chemie, Pouillet-Müllers Physik mit Atlas usw. Ich bedankte mich herzlich bei ihm persönlich — er war als Mitglied des schweizerischen Ständerates oft in Bern — bat ihn aber auch um Erklärung, warum er mir dieses großartige Geschenk mache. „Nun,

Digitized by Google

Du willst doch hoffentlich Naturwissenschaften oder Medizin studieren," sagte er zuversichtlich. Ich entgegnete freimütig, daß ich dazu wenig Neigung hätte und ihm die Bücher gern wiedergäbe, wenn sie unter dieser Voraussetzung geschenkt seien. Er wehrte lächelnd ab. Zudem, fuhr ich fort, wünsche mein Vormund Dr. Haubold in Leipzig lebhaft, daß ich Rechtswissenschaft studiere und wolle mir später seine Praxis übertragen. Vogt erwiderte kurz und freundlich, das möge ich mir alles noch reiflich überlegen und lud mich schließlich ein, ihn einmal auf ein paar Wochen in Genf zu besuchen, wo er neuerdings in der Vorstadt Plainpalais ein schönes Grundstück mit Garten erworben hatte. Vogts und Moritz Schiffs materialistische und atheistische Richtung hatte mir die etwa vorhandene Neigung, Naturwissenschaften zu studieren, ganz benommen. Meine Richtung und Weltanschauung war eine durchaus idealistische und selbst religiöse. Hätte ich trotzdem Naturwissenschaften studiert, so wäre ich schon nach wenig Semestern mit Vogt auf seinem eigensten Gebiete in Konflikt gekommen. Die Rechtswissenschaft lockte mich allerdings auch nicht mächtig. Aber Vogt hatte recht, das konnte noch lange ruhig überlegt werden.

Das schöne Hubelgut hatten wir, da der Besitzer dort einzog, im Frühling 1858 mit der „Ochsenscheuer", einem ländlichen Hause an drei sich kreuzenden Wegen in dem Vorort Sulgenbach vor Bern vertauschen müssen. Hier waren wir gute Hausgenossen der Familie Höhn, der Eltern und Geschwister des 1899 verstorbenen Generalpostdirektors der Schweiz, Edmund Höhn, mit dem ich selbst mich befreundete. Wir waren beide etwa im nämlichen Alter und hatten beide gleich große Freude am Turnen. Aber auch aus der „Ochsenscheuer" mußten wir zu Ostern 1859 ausziehen und nahmen von da an Wohnung in dem sehr ungesunden, namentlich feuchten und schwammbesetzten Parterre des Landhauses Beaumont, das westlich an das Café Schöneck grenzte, in dem wir ein Jahrzehnt zuvor, 1849, wie früher berichtet wurde,*) vorübergehend gewohnt hatten. Meine Geschwister und ich kamen in dem ungesunden Logis aus den Krankheiten nicht heraus. Dem Sohn des im ersten Stockwerk wohnenden Vermieters gab ich billige Privatstunden in den alten Sprachen.

Aus den sorgsam zusammengesparten Erträgnissen dieser Privatstunden konnte ich mir aber im Sommer 1859 unvergeßliche

*) S. o. S. 92.

Digitized by Google

Wanderungen gönnen. Ich war zu Ostern 1859 glatt und als einer der Ersten nach Prima gekommen, bekleidete das erste Amt im Gymnasialverein und hatte immer wachsende Freude und Erfolge an meinen Studien. Zu Ausgang des Sommersemesters 1859 traf sich unser Gymnasialverein mit den Freunden von Basel und Zürich in Zofingen. Es war eine reizende Feier, belebt durch jugendliche ideale Begeisterung. Die „Tellgeschichte in jüdischer Mundart", die ich beim Kommers in Zofingen vortrug, entfesselte einen Sturm von Heiterkeit und Beifall.

Noch großartiger aber fiel die Ferienreise aus, die ich mit Wyßard im Sommer 1859 gemeinsam machte. Wyßard war nun zwar schon Student der Theologie in Bern, aber unsere Freundschaft war durch seinen neuen Glanz nicht verdunkelt. Außerdem waren unsere Mittel für die gemeinsame Reise gleich bedeutend, wahrhaft „fürstlich". Denn Jeder von uns hatte für diese auf mindestens zwei Wochen bemessene Reise volle dreißig Franken (24 Mark) in der Tasche. Diese Tatsache gebot, tunlichst die „Vetternstraße" zu ziehen und so lang als möglich zu Fuß zu wandern. Das erste Nachtquartier ward in Biel bei den Eltern des Freundes genommen. Am folgenden Tage liefen wir bis Neuenstadt und fuhren von da mit dem Dampfschiff nach Neuenburg. Ich hatte ein großes Zeichenalbum mit und über Biel schon am ersten Tage Schloß Nidau mit Umgebung, am zweiten Schloß Erlach mit dem Jolimont gezeichnet. Von Neuenburg stiegen wir zum Val de Travers aufwärts, aßen für wenig über 50 Cts. unterwegs zu Mittag und erreichten am Abend Couvet, den ersten Ort im Travers-Tal, wo die steinreichen Eltern meines Wabener Kameraden Celestin Blanc wohnten. Wyßard wurde natürlich für einen alten Waberner ausgegeben, und wir erlangten dort Nachtquartier. Auf mich konnten sich die Alten, von Wabern und der Reise von 1853 her, wohl noch erinnern, aber auf Wyßard nicht, obwohl er ihnen Celestin's Eigenart nach meiner auf der Wanderung ihm gegebenen Schilderung vortrefflich darzustellen wußte. Das ungebührliche Mißtrauen, das ihm gleichwohl zu teil wurde, straften wir hochsinnig dadurch, daß wir, nach halblauter Verständigung in klassischem Mönchs-Latein in unserem Schlafgemach, am nächsten Morgen, „um unser Reiseziel zu erreichen", das mißtrauische Haus, mit heißen schriftlichen Dankesworten verließen, ohne das Aufstehen der Familie Blanc abzuwarten. In Môtiers war leider die Familie meines Waberner Pensionsgefährten Barrelet nicht anwesend, und

Digitized by Google

so mußten wir uns denn bis Fleurier weiterschleppen, wo wir aber schon sehr früh am Tage eintrafen und bei Wysards Onkel, einem behäbigen Fleischer, Quartier nahmen, der außer einem süßlichen Geruch von Ochsenmarksknochen weiter keine unangenehmen Eigenschaften besaß. Ich zeichnete hier die hübsche Brücke mit einem hübschen Mädchen, das in lyrischer Versunkenheit lange über dieselbe sich lehnte.

Am nächsten Frühmorgen stiegen wir zur Paßhöhe von Ste. Croix empor, die uns Wabernern 1853 verhüllt lag, nun aber Alpen, Neuchateler See, Grandson, Iverdon usw. in strahlendem Glanze zeigte. Ich zeichnete auf der Höhe die herrliche Landschaft und im Vordergrund uns zwei Wanderer, im Grase liegend, über eine Stunde lang recht genau. Dann erreichten wir am Nachmittag Vallorbes und waren Willens, dort im Gasthof zu übernachten, wo wir uns etwas Wein geben ließen. Wysard aber schnüffelte unmutig in dem dunkeln, unsauberen Lokal, sagte dann, er müsse ins Freie und kam nach einer Viertelstunde wieder mit der Meldung: der calvinistische Pastor loci lade uns ein, seine Gäste zu sein, da es hier zu „dreckig" sei. Ich hatte nichts dagegen. Der liebenswürdige Geistliche setzte uns ein gutes kaltes Abendessen vor, an dem er leider nicht teilnehmen könne, da er morgen am Sonntag das Abendmahl reiche — wir hatten gegen diese strengen Bedenken nichts einzuwenden, auch nicht, als sie uns beim Frühstück am andern Morgen erneut vorgetragen wurden. Die Nacht über mußten wir allerdings in einem Bette zusammen schlafen. Aber wir schliefen sehr gut und schieden mit herzlichstem Dank von dem fastenden Calvinisten.

Unser nächster Tagemarsch war größer. Zunächst ging es zur Orbequelle, die ich zeichnete, dann zum Lac de Brenet und Jour, wo ich die Dent de Vaulion zeichnete. Nach einem abermals (wie 1859) recht bedenklichen und gefahrvollen Bade im algenreichen Lac de Jour, erreichten wir am Abend den letzten Ort des Sees, le Brassus, wo wir uns einmal auf eigene Kosten aßen, tränken und ausruhen wollten. Wir bestellten großartig ein Zimmer, Schafbraten und eine Flasche Wein. Während des Wartens auf das Essen aber sangen wir mit unsern geschulten Stimmen ein paar deutsche Volkslieder. Sofort erhob sich ein Herr aus einer Runde junger Franzosen und französischer Schweizer am Nebentische, lud uns „Etudiants" — wir trugen unsere Farben — ein, dort Platz zu nehmen, und dann verlangte die liebenswürdige Tafelrunde,

Digitized by Google

die uns umringte — immer mehr Lieder von uns zu hören. Wir waren darin ja unerschöpflich. Nur das Schaffleisch gab eine kurze Unterbrechung. Das Einschänken besorgten unsere neuen Freunde zur vollsten Zufriedenheit. Jede Nummer unsrer Vorträge wurde mit südlich-lebhaftem Beifall aufgenommen. Und als die Polizeistunde schlug, eröffnete uns der Vorsitzende, daß die lieben „Etudiants", auf die er ein Hoch ausgebracht, selbstverständlich hier in le Brassus sich als die Gäste der einheimischen Jugend zu betrachten hätten, die unsern deutschen Liedern einen so schönen Abend verdanke. Wir protestierten stolz und ehrlich. Aber es half durchaus nichts. Mit vollen Taschen mußten wir am andern Frühmorgen nach der Dôle abziehen.

Die Dôle ist das höchste Berghaupt des gesamten Jura (1678 Meter — der Rigi 1800) — und bietet die umfassendste und großartigste Rundsicht über den ganzen Genfer See von Genf bis Villeneuve, über die Savoyischen und Walliser Alpen, namentlich den Montblanc, und über die Täler und Höhenzüge im Norden, um den Lac de Joux, das Dappental, weit nach Frankreich hinein. Wir hatten auch französisches Gebiet zu überschreiten, um zum Gipfel zu gelangen. Aber unsere Ränzchen wurden nicht einmal durchsucht. Über den kürzesten Weg nach dem Gipfel gerieten wir in Meinungsverschiedenheit, trennten uns mit dem unheilverkündenden Ruf an den Widerpart: „Du wirst sehen!", gingen ein Jeder den eigenen „besseren" Weg — und trafen in gleich naher Entfernung vom Gipfel wieder zusammen. Zu unserer Freude war die Sennerei oben von Berner Sennen und Hirten verwaltet, mit denen wir Berndeutsch redeten, unsere Schweizerlieder sangen und dagegen manches reizende, uns unbekannte Sennerlied von ihnen hörten, die ich stenographierte und die wir in Text und Melodie nach Bern brachten. So verbrachten wir den Mittag und Abend in äußerst lebendiger und fröhlicher Unterhaltung mit den Sennen, deren frugale Kost wir behaglich mit ihnen teilten. Nur ein verdächtiges Gemisch von heißer Milch mit zerflossenem Käse — die Leibspeise unsrer Wirte — ging nur mühsam in uns ein. Die Verwunderung der schlichten Leute darüber, daß ich, der „Dütsche", ihren Dialekt geläufig spreche, führte dazu, daß ich ihnen, auf Wyfards Anregung und auf der Sennen eifriges Verlangen, das tragische Schicksal meines Vaters erzählte — und da rann über die braunen Wangen und harten Züge der Alpensöhne manche Träne. In den sonnigen Nachmittagsstunden zwischen Mittag- und Abend-

Digitized by Google

brod schwelgten wir beide in der entzückenden Aussicht nach dem reichen Frankenlande und der noch schöneren und großartigeren nach dem Genfer See, den Savoyer und Walliser Alpen. Der Anblick war zu überwältigend, als daß ich gewagt hätte, meinen Zeichenstift daran zu versuchen. Von unserer Höhe aus schienen die Dampfschiffe und selbst die Eisenbahnen von Genf her in der Richtung nach Villeneuve und in der entgegengesetzten Richtung nur mit schneckenhafter Langsamkeit den halbmondförmigen See zu umkriechen.

Die Nacht schliefen wir im Heu, wachten mit den Sennen auf, zahlten für alle genossene Guttat eine Kleinigkeit, die noch „viel z'viel" genannt wurde, und sausten dann den steilen Fußpfad über Le Bauloz und les Rouges nach Gingings hinunter, wo wir die Landstraße nach Nyon betraten und hier mit einem der ersten Frühschiffe nach Genf fuhren. Auch hier war unsere „Vetternstraße" noch ganz gut gepflastert. Denn ich wohnte bei Karl Vogt und wurde dort wie ein Sohn aufgenommen. Wyfard aber nahm — seinem höheren Rang als ehemaliger „Oberst" des Berner Kadettenkorps entsprechend — bei einem natürlichen Sohne Napoleons III., Napoleon Petitpierre von Bern, Quartier. Auch ich kannte diesen jungen Mann seit vielen Jahren genau. Er hatte den Neid unsrer Knabenjahre erregt durch die Tausende von Bleisoldaten, die ihm sein Vater, der französische Empereur, zu jedem Neujahr schenkte. Auch hatte ich im Hause Petitpierre — der Adoptivvater war neuenburgischer Staatsrat in Bern — manchen fröhlichen Tanzabend verlebt, solange mich mein stilles mir selbst abgelegtes Gelübde, nur mit „meiner" Anna zu tanzen, nicht am Tanzen hinderte. Napoleon III. hatte dem Sohne im Heer wie in der Diplomatie und Bureaukratie Frankreichs die glänzendste Laufbahn in Aussicht gestellt. Er war aber zu — bescheiden, um dem Rufe zu folgen. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, jedenfalls keine geschichtliche Persönlichkeit. Wyfard zog auch die Stirne über ihn kraus, so oft wir uns in Genf begegneten.

Ich hatte es in Karl Vogts reizendem Heim an der schäumenden Arve und in dem sehr gemütlichen Kreise seiner Familie wesentlich angenehmer und gemütlicher. Vogts Frau war aus Bönigen vom Brienzer See im Berner Oberland, seine kaum halberwachsenen Kinder spielten freudig mit mir. Vogt liebte ja freilich, im schneidigen Verkehr mit andern den Gemütlosen, ja Gefühllosen heraus-

Digitized by Google

zukehren und etwa zu sagen: „Mein schlechtester Witz ist mir immer noch lieber, als mein bester Freund.“ Aber hier im Plainpalais an der Arve erwies sich das alles — wenn es wahr war — als materialistische Flunkerei. Hier war Vogt ein gemütvoller und herzensguter Gatte und Vater, und mir ward sehr wohl dabei. Daß ich mich entschieden hatte, Rechtswissenschaft zu studieren, nahm er freundlich auf. Auch mahnte er mich, nicht im Plainpalais still zu sitzen, sondern mir recht viel von Genf und Umgebung anzusehen. Dieser Mahnung bin ich nun aufs treulichste nachgekommen, so daß die guten Vogts mich manchen Tag nur an ihren Mahlzeiten zu sehen bekamen.

Noch mehr aber als die Schönheit Genfs und seiner Umgebung zog mich ein anderer Magnet dabei an: mein alter lieber Freund Oskar Fischer, der jetzt als Handlungsvolontär in Genf weilte und der mir über das, was mein Herz bewegte, mehr sagen konnte, als jeder andere. Wir sahen uns während meines Genfer Aufenthaltes wohl jeden Abend bei einem Glase Wein. In Rheinfelden war alles unverändert — das genügte mir vorläufig.

Eine knappe Woche brachten wir in Genf zu. Dann fuhren Wyfard und ich mit dem Dampfboot nach Lausanne. Ich zeichnete von einer Höhe die Stadt mit dem savoyschen Berghintergrund flüchtig. Darauf wanderten wir nach Yverdon und nahmen hier das Dampfschiff nach Neuchâtel. Mein alter Lehrer oder eigentlich nur Uhland-Ausleger aus der Waberner Zeit, der schwäbische Demokrat Karl Mayer, hatte sich hier niedergelassen und trieb einen schwunghaften Handel. Ihn besuchte ich, wurde sehr freundlich aufgenommen und mit einem kolossalen Bündel Zigarren beim Abschied beschenkt. Die Dampfbootfahrt ging weiter bis Biel. Hier trennten Wyfard und ich uns, und ich marschierte gehobenen Herzens allein die sechs guten Stunden nach Bern zurück. Auf dem Dampfboot des Neuenburger und Bieler Sees hatten wir einen eigentümlichen und ergreifenden Anblick gehabt: zahlreiche aus dem Dienste des Papstes und des Königs „Bomba“ von Neapel heimkehrende Schweizer Soldaten, die der Bundesrat, bei Verlust ihrer Heimatsangehörigkeit, zurückgerufen hatte, um zu hindern, daß fernerhin noch Schweizerblut in Verteidigung des päpstlichen Stuhles und neapolitanischen Thrones flösse, während Italien der Vollendung seiner Einheit zustrebte!

Wir vermochten die Bedeutung dieses Ereignisses, durch welches die Schweiz ihren Söhnen das „Reislaufen“ in fremdem Sold-

Digitized by Google

dienst ein für allemal verbot, vollkommen zu würdigen. Denn schon in Wabern waren wir durch Gladbach, Edinger, Reinstein, Vogt usw. stets über die politischen Vorgänge in der Welt recht genau unterrichtet worden. Natürlich wurden dabei alle reaktionären Regierungen und Fürsten, namentlich aber Österreich, aufs übelste beurteilt, obwohl Gladbach die damals in österreichischem Solde stehende Augsburger Allgemeine Zeitung hielt und hoch schätzte. In dem Konflikt zwischen Preußen und der Schweiz wegen Neuenburgs, Herbst 1856, standen unsere Sympathien ganz auf der Seite der Schweiz. Meine Schwester strickte in der Schule sogar ein Paar Strümpfe für schweizer Soldaten, falls diese in den Krieg zögen, und ich war begeisterter Zeuge der Szene, wie mein alter Gönner, General Dufour, vor der schweizerischen Bundesversammlung feierlich den Eid als Bundesgeneral leistete. Überhaupt nahmen wir Berner Gymnasiasten an den Verhandlungen des National- und Ständerates, so oft wir konnten, als Zuhörer teil. Alle Abgeordneten und Bundesräte wußte ich genau zu nennen. Ich hatte bei diesen Besuchen im Bundesrathaus zugleich das persönliche Interesse: im Ständerat Vogt und im Nationalrat den aargauischen Abgeordneten Waller aus Rheinfelden zu begrüßen, dessen Sohn mit mir in Wabern gewesen und dessen Tochter mit „meiner" Anna eng befreundet war. Von ihm erhielt ich immer neue Nachrichten aus Rheinfelden, und ich besuchte ihn auch oft in seiner Berner Wohnung, die er bei der Mutter meines Gymnasialfreundes Albert Schorer aufgeschlagen hatte.

Aber auch an den inneren politischen Fragen und Kämpfen der Schweiz und deren Verhandlung in der Bundesversammlung nahm ich den regsten Anteil. So war ich Zeuge jener stürmischen Wahlszene, da unser Liebling, der Führer des bernerischen Liberalismus, Jakob Stämpfli, im Herbst 1856 zum Bundesrat gewählt wurde, anfangs aber — da ein ultramontaner Stimmenzähler ein Packet Stämpflistimmen hatte unter den Tisch fallen lassen — die Mehrheit für Stämpflis Gegner gezählt wurde. Die Begeisterung über den, trotz dieses unerhörten „Versehens", errungenen Sieg Stämpflis war in ganz Bern so gewaltig, daß die sonst sehr bedächtige Stadt binnen wenigen Stunden den Plan faßte und ausführte, dem neuen Bundesrat einen der imposantesten Fackelzüge darzubringen, die Bern bis dahin gesehen hatte. Ich mußte natürlich auch dabei sein, im Geleite des ganzen Gymnasialvereins auch meine Fackel schwingen. Da hakte plötzlich ein älterer Student,

Digitized by Google

der gleichfalls mitfackelte, seinen Arm in den meinen und schritt an meiner Seite weiter. Sein tiefes blaues Auge versenkte sich in das meinige, er lächelte über den höchst jugendlichen Enthusiasten zu seiner Linken und fragte schließlich: „Säg, wer bischt Du?" — „Hans Blum aus Leipzig, in der Quarta der Kantonsschule," antwortete ich auch auf Berndeutsch. — „So bist Du der Hans Blum," rief er freundlich, „ich habe schon viel von Dir gehört — freut mich, daß wir uns kennen lernen — ich bin der Albert Bitzius." So schloß ich Bekanntschaft und Lebensfreundschaft mit dem edeln einzigen Sohne des trefflichen Jeremias Gotthelf, der bekanntlich in Wirklichkeit auch Albert Bitzius hieß und Pfarrer in Lützelflüh im Emmental gewesen war. Ich habe meinen teuren Freund schon viel früher*) erwähnt und werde noch viel von ihm zu erzählen haben.

Die Mutter hielt keine Zeitung, dagegen wurde im Demmeschen Familienkreise eifrig politisiert. Doch kam das bedeutsamste Ereignis der deutschen Geschichte jener Jahre — die Regentschaft und die liberale Ära in Preußen seit dem Herbste 1858 — mir wie dem Demme'schen Kreise in der ganzen Wichtigkeit erst zum Bewußtsein, als im Frühjahr 1859 der österreichisch-italienisch-französische Krieg in Oberitalien ausbrach. Da verfolgte ich denn begeistert durch tägliche Lektüre des „Bund" den siegreichen Feldzug der Kämpfer für die italienische Einheit — zu denen auch mancher meiner italienischen Kameraden aus Wabern freiwillig gestoßen war und unter denen mehr als Einer den Heldentod starb — gegen das mir im Grunde der Seele verhaßte reaktionäre Österreich, das meinen Vater gemordet hatte. Karl Vogt hatte eine seiner besten Broschüren für die Neutralität Preußens in diesem Kampfe geschrieben — und in der Tat ließ sich Preußen, trotz aller österreichischen und süddeutschen Lockmittel und Zornesrufe, nicht dazu verleiten, „Deutschland" am Mincio zu verteidigen. Was die „neue Aera" Preußens bedeute, konnte man jetzt selbst in unserer Ferne spüren. Täglich wurden die Ereignisse mit den Demmes, Vater und Söhnen, beim Baden und daheim durchgesprochen. Dr. Hermann Demme, der älteste Bruder meines Freundes Kurt, ein überaus tüchtiger Arzt und Docent, eilte selbst nach den lombardischen Schlachtfeldern, wurde in den italienisch-französischen wie österreichischen Spitälern gleich hoch geschätzt, machte dort die persönliche

*) S. o. S. 57.

Digitized by Google

Bekanntschaft der höchsten Personen in beiden Lagern und gab uns nach seiner Rückkehr die interessantesten Berichte. Das erfreulichste Nachspiel dieses Krieges neben dem Frieden von Villafranca und Zürich war aber für mich die Broschüre Karl Vogts „Mein Prozeß gegen die Augsburger Allg. Zeitung", von der er mir ein Exemplar schenkte. Jenes österreichische Soldblatt hatte ihn nämlich wegen seiner obenerwähnten Broschüre der französischen Bestechung geziehen, und nun kehrte Vogt reinen Herzens den Spieß um, und wies nicht blos jener Zeitung ihr Soldverhältnis zum österreichischen Preßbureau nach, sondern auch die Verbindung dieses Preßbureaus mit den vaterlandslosen Kommunisten der Londoner „Schwefelbande", den Herren Karl Marx und Wilhelm Liebknecht. Über diese Dinge sprach ich bei meinem Aufenthalte in Genf viel mit Vogt und besaß daher für meine späteren Kämpfe mit der Sozialdemokratie Deutschlands von Haus aus schon viel mehr Kenntnis von ihrer vaterlandslosen Nichtswürdigkeit als ihr erwünscht war.

Die großen Ereignisse des ersten siegreichen Einigungskampfes Italiens gehörten der Geschichte und die unvergeßlichen Eindrücke der Ferienreise mit Wyfard unsern jungen Herzen an, als sich alles Volk, soweit die deutsche Zunge klingt, dazu rüstete, am 10. November 1859 den hundertjährigen Geburtstag seines Lieblingsdichters Friedrich Schiller festlich zu begehen. Auch die Berner Kantonsschule tat ihr Bestes. Neben der Festrede von Pabst, fiel mir die Hauptnummer des Festprogramms zu, das wir einer großen erlesenen Versammlung zur Feier des Tages boten. Ich gab nämlich den Wallenstein in der Abschiedsszene mit Max, und zwar ohne Kostüm, Schminke, Bart usw., so daß die Sache — mit Aussicht auf Erfolg — bei meinem jugendlichen bartlosen Gesicht, um so schwieriger wurde. Pabst hatte uns jedoch so vortrefflich eingeübt, daß die verehrliche Versammlung meinen Wallenstein und den Max auch ohne Verkleidung mit atemloser Spannung anhörte und dann in stürmischen Beifall und Hervorruf ausbrach. Der Eindruck unserer Feier war ein so nachhaltiger, daß aus zahlreichen Kreisen der Bürgerschaft, auch von der unserer Schule vorgesetzten Regierungsbehörde, Aufforderungen an uns ergingen, eine größere Aufführung in Kostümen zu veranstalten. Wir wählten dazu Wallensteins Lager, und ich gab den Wachtmeister, etwas humoristisch nuanciert, mit großem Beifall. Daneben boten wir Gesangs- und Instrumentalvorträge — unser Klassengenosse Benoit war Virtuos auf dem Klavier — überließen

Digitized by Google

aber klugerweise die Leitung des Unternehmens befreundeten, faſt gleichaltrigen Studenten, ſo daß der ſchöne Abend unter dem Titel „Ein Studentenkonzert" in den Annalen der Geſchichte Berns fortlebt.

Während ich einen guten Teil der Lorbeern dieſes Abends ſammelte, war ich eigentlich körperlich und ſeeliſch leidend, jedenfalls infolge unſerer ungeſunden Wohnung in Beaumont. Eine ſchwere Krankheit brach wenige Monate ſpäter bei mir aus. Trotz meiner vorwiegend heiter-fröhlichen Gemütsart, die mich bei allen Kameraden beliebt machte, hing ich jetzt den Kopf, dachte den ſchwerſten Welträtſeln nach, verzweifelte an der Hoffnung meiner ſtillen Liebe, ja manchmal ſelbſt an meinem guten Gott, und faßte endlich den Entſchluß, meiner Anna brieflich zu erklären, was ich ſeit fünf Jahren für ſie fühle und immer fühlen würde. Dem Entſchluſſe folgte die Tat auf dem Fuße.

In ruheloſem Bangen harrte ich der Antwort. Dann kam ſie: freundlich, ernſt und herzlich zugleich, aber natürlich ohne die Entſcheidung, die ich erhofft hatte. Anna ſchrieb mir: ich ſei ihr lieb und wert, ſie nehme innigen Anteil an meinem Glück, Wohlbefinden und Vorwärtsſchreiten. Aber für mich und ſie ſei der Zeitpunkt noch nicht gekommen, uns für das ganze Leben dauernd zu binden.

Die Stimme der Vernunft, welche der Verfaſſerin dieſer Antwort durchaus recht gab, vermochte nicht zu meinem Herzen zu dringen. Ich fühlte mich nach Empfang dieſer Antwort noch weit unglücklicher als zuvor — dieſer ſeeliſche Druck war aber ſicherlich nur eine Folge meines fortſchreitenden körperlichen Leidens, das nun im Vorfrühjahr 1860 zu heftigem Ausbruch kam, eine Unterleibsentzündung. Dieſe aber bekämpfte unſer Arzt nur mit ſeinen homöopathiſchen Kügelchen. Der treue Kurt Demme kam täglich zu mir, als er vernommen, daß es mir übel gehe und ſchied täglich bekümmerter von mir. Eines Abends brachte er ſeinen älteſten Bruder Dr. Hermann Demme mit, der, nachdem er mich unterſucht, der Mutter ganz aufgeregt erklärte: die Behandlung ſeines Kollegen ſei unverantwortlich; es handle ſich um Leben und Tod, wenn nicht ſchleunigſt Rizinusöl gegeben werde, das er mitgebracht hatte und mir einflößte. Nun trat die von Hermann erwünſchte Kriſis und damit die langſame Wiedergeneſung ein.

In die Wochen meiner Krankheit fiel die Reifeprüfung

Digitized by Google

meiner Klassengenossen, die alle bestanden. Sobald ich einigermaßen wieder genesen war — ich war sehr schwach und elend geworden — wurde ich zur Nachprüfung zugelassen, die ich auch bestand. Aber freilich wurde mir, zu Ehren der Berner Kantonsschule vor dem Ausland, ins Reifezeugnis geschrieben, daß meine Leistungen in Latein und Griechisch die schwächsten der Klasse gewesen seien.

Es war beschlossen, daß ich zunächst in Leipzig Rechtswissenschaft studieren und später dort Anwalt werden sollte. Die Aussicht auf baldige Erlangung einer selbständigen Stellung in der Anwaltspraxis meines Vormundes, Dr. Haubold, hatte die Entscheidung herbeigeführt. So hoffte ich am ehesten ein eigenes Heim gewinnen und das Glück meines Herzens finden zu können. Zudem war meine Erlangung baldiger Selbständigkeit und eigenen Erwerbes auch geradezu eine Notwendigkeit für die Meinigen, da die geringen Zinsen unseres so schlecht angelegten Vermögens schon jetzt kaum für unsere Bedürfnisse zureichten. Denn Bruder Richard war bereits auf dem Züricher Polytechnikum, und Bruder Alfred sollte in einigen Jahren ebendahin abgehen, Schwester Ida aber schickte sich an, die Fortbildungsklassen der Berner Einwohnermädchenschule von Frölich zu durchlaufen, um später das Lehrerinnenexamen machen zu können. Es war vorauszusehen, daß bei dem gleichzeitigen teuren Studium von uns drei Brüdern das Kapital unseres Vermögens stark werde angegriffen werden müssen, zumal, da unser Vormund soeben erst unser Vaterhaus um einen so lächerlich niedrigen Preis verkauft hatte, daß der neue Erwerber nach sehr kurzer Zeit nur einen Teil des Gartens zur Verbreiterung der Geleise der Leipzig-Dresdener Bahn fast um denselben Betrag an diese veräußerte, den er an uns für das Haus und ganze Grundstück bezahlt hatte! Ich sah also bald die Zeit kommen, wo Mutter und Tante Emilie auf meine Unterstützung mit angewiesen sein würden, entsagte daher meinem Lieblingswunsche, Geschichte zu studieren, und entschied mich für das Rechtsstudium.

Nun galt es Abschied zu nehmen von meiner zweiten Heimat Bern, die mir in elf Jahren sehr ans Herz gewachsen war, von den lieben Freunden und Lehrern allen, von dem Mutterhause. Es war schwer — am schwersten aber, daß ich von dem Liebsten, das ich in der Schweiz zurückließ, „meiner" Anna, nach meinem Briefe, ohne mich ungebührlich aufzudrängen, auch nicht einmal Abschied nehmen konnte!

Digitized by Google

Drittes Buch.

Auf der Universität (1860—1864), Examina (1864|65), Gründung des eigenen Hausstandes (1865).

Erstes Kapitel.

Das erste Jahr in Leipzig.

(Ostern 1860 bis Ostern 1861).

Auf großen Umwegen reiste ich der alten Vaterstadt Leipzig zu. Zunächst nämlich von Bern nach Zürich, wo mich die Familie Wislicenus, bei der Bruder Richard wohnte, gastfreundlich aufnahm und namentlich das bildschöne junge Paar, Johannes Wislicenus — der spätere, 1902 verstorbene Professor in Leipzig — und dessen Gattin tiefen Eindruck auf mich machte. Auch nahm ich hier von meinen Züricher Gymnasialfreunden, die ich in Zofingen kennen gelernt — namentlich von Huguenin (dem jetzigen Züricher Professor) — Abschied.

Dann fuhr ich — um Rheinfelden und hinter dem Städtchen das Haus Fischer wenigstens im Vorbeifahren noch einmal zu sehen — über Baden, Brugg, Coblenz, Waldshut, Laufenburg, statt direkt über Aarau und Olten nach Basel. Zu meinem namenlosen Erstaunen und freudigem Erschrecken stieg auf einer der Zwischen-

Digitized by Google

stationen plötzlich Annas Vater in mein Coupé, erkannte mich sofort wieder, obwohl ich „recht elend aussehe", setzte sich zu mir und lud mich ein, ihn nach Rheinfelden zu begleiten und dort zu verweilen. Vorher müsse er freilich in der Station Brennet (nach Säckingen) aussteigen, weil dort Rheinfelder Bekannte auf ihn warteten. Er nehme dann den Abendzug nach Rheinfelden. Einige Sekunden lang rang ich heiß mit mir, welche Antwort ich auf seine gütige Einladung geben solle. Wie freudig und gern hätte ich sie angenommen! Aber der Spiegel und die jüngste Photographie, die mich im Kreise meiner gesunden Berner Mitabiturienten zeigte, mit hohlen Wangen und Augen und matter Haltung, belehrte mich, daß ich in Rheinfelden dermalen nur Mitleid erwecken könne, und das war mir zu wenig. Außerdem hätte ich das Glück, Anna wiederzusehen, nach unserem letzten Briefwechsel mit dem Schweigen über meine Gefühle erkaufen müssen, und das war mir, gerade nach diesem Briefwechsel, zuviel. So lehnte ich denn die Einladung mit herzlichem Dank und Bedauern ab, „da meine Basler Freunde mich mit dem Abendzuge erwarteten", was richtig war, aber durch ein Telegramm leicht hätte abgesagt werden können. Herr Fischer drang auch weiter nicht in mich, lud mich aber ein, als sein Gast in Brennet auszusteigen. Das nahm ich gern an. Der eine der dort wartenden Rheinfelder war der Vater meines Waberner Kameraden, der Dreikönigwirt Kalenbach von Rheinfelden. Und die Herren lebten nicht schlecht bei Forellen und altem Markgräfler. Aber mir schmeckten in meiner Stimmung selbst diese Herrlichkeiten nicht, so daß Papa Fischer meinte, ich scheine ihm doch noch recht krank zu sein und solle mich ja in Acht nehmen. Mit den herzlichsten Grüßen an die lieben Seinigen reichte ich ihm dann in Rheinfelden die Hand zum Abschied und fuhr weiter — in eine unbestimmte Zukunft hinein — zu meinem Glücke? Konnte ich dieses irgendwo anders finden, als hier, im „Kunzithal", hinter der tausendjährigen Stadt des Oberrheins, von der ich schied, ohne nur auszusteigen?

Diese trüben Gedanken wichen aber bald freudigeren, als ich in den folgenden Tagen die Fahrt durch das herrliche Land Baden und die Bergstraße machte, in Frankfurt und Mainz alte Freunde des Vaters und unserer Familie, in Mainz auch einen Waberner Kameraden, Glaubrecht, besuchte und dann von Mainz ab auf dem Dampfer den wundervollen Rhein gegen Köln hinabglitt. Noch trug ich die Farben des Berner Gymnasialvereins zu einer

Digitized by Google

schwarzen Tuchpikesche, meinem besten Gewand, und zog dadurch die Aufmerksamkeit einiger Bonner Wingolfiten auf mich, denen ich weiß machte, ich trüge die Farben einer Berner Studentenverbindung Olympia, von deren Statuten und edeln Grundsätzen ich ihnen dann auf Verlangen noch sehr viel Angenehmes erzählte, so daß sie mich schließlich für den ebenso edeln Wingolf in Bonn oder Leipzig zu keilen versuchten. Ich versprach ihnen, die Sache zu überlegen und bat sie dann, mir von der am 26. Dezember 1859 stattgefundenen Feier des 90. Geburtstages des ehrwürdigen Ernst Moritz Arndt zu erzählen, was sie gern taten.

In Köln sah ich die alte gute Mutter meines Vaters wieder, die nun, dauernd kränklich, in einem Kölner Spital behaglich lebte. Ich gab ihr zu ihrer Stärkung gleichwohl von meinem Reisegeld soviel, als ich entbehren zu können meinte, und darüber war sie sehr gerührt. Meine Tanten und deren Kinder fand ich munter. Der verwitweten Tante Gretchen hatten wir kurz zuvor 600 Taler zur Errichtung eines kleinen Geschäftes gegeben. Die Stieftante Agnes hatte in zweiter Ehe den Photographen Hax geheiratet, einen hübschen, jovialen Mann. Sie hatten reizende Kinder.

Die Knappheit meines Reisegeldes nötigte mich jedoch, den Kölner Aufenthalt tunlichst abzukürzen. Dabei hatte ich den höheren Preis des Nachtschnellzuges, den ich nach Leipzig benutzte, noch nicht einmal veranschlagt und erschrak nicht schlecht, als meine ganze Baarschaft bei der Abfahrt von Köln nur noch dreizehn Silbergroschen betrug. Ein Glas Portwein unterwegs und etwas Kaffee in Halle brachten sie fast auf den Nullpunkt, so daß ich in Leipzig die Droschke gleich vor das Haus meines Vormundes fahren und samt dem Gepäck unbezahlt unten warten ließ, während ich ihm gerührt und mit leerer Börse in die Arme stürzte. Er sandte das Fuhrwerk sofort nach dem „Palmbaum", dessen Besitzer (und frühere Hausknecht) Manicke unser väterliches Haus gekauft hatte, und eröffnete mir dann: ich sei zur glücklichsten Stunde eingetroffen, denn eben heute gebe er seinem Sohne, dem praktischen Arzte Dr. Arthur Haubold, den Doktorschmaus. Selbstverständlich sei auch ich eingeladen. Es ging da sehr hoch her, und für meine Entbehrungen unterwegs konnte ich mich schadlos halten. Aber die schweren Weine und den Champagner war ich gar nicht gewohnt. Im Hause der Mutter hatte ich bis zum 18. Jahre nur Milch getrunken. Ich hielt einen schneidigen Toast, der „einem so jungen

Digitized by Google

Menschen" hoch angerechnet wurde. Aber die Schlafentbehrung in der durchfahrenen Nacht und der reiche Genuß schwerer Weine ließen mich das Ende des Schmauses sehnlichst herbeiwünschen. Kurz vor dem Ende der Tafel machten Sohn und Vater Haubold Schmollis mit mir — dann wurden endlich die Stühle gerückt, und ich durfte in meinem ganz nahen Hotel ein „Mittagsschläfchen" halten, das etwa abends 7 Uhr begann und andern morgens 8 Uhr endete, trotz des ungeheuren Meßlärms, der vor und in dem Gasthof wogte und brandete.

Sofort leitete ich an diesem andern Morgen — der mich zu Haubolds Erstaunen völlig katerfrei fand — meine Inskription an der Universität und die Wohnungssuche ein. Bezüglich des akademischen Bürgerrechtes erlebte ich eine arge Enttäuschung. Da ich Sachse geblieben war, wurde nämlich mein Berner Reifezeugnis nicht anerkannt, ich nur als stud. cameralium (der Staatswissenschaften) eingetragen, so zu sagen als Student zweiter Klasse. Die Leipziger Reifeprüfungen waren lange vorüber, Nachprüfungen gab es nicht. Ich durfte mich also bis zum Herbst nicht stud. juris nennen, mußte dann vielmehr erst das Maturitätsexamen in Leipzig, mit meiner bedenklichen Berner Zensur, noch einmal machen — wenn es mir gelang. Denn die steifen Herren auf der Universitäts-Kanzlei versicherten, daß es „sehr schwer" sei. Ich zweifelte nicht, daß sie mir nach ihrer Erfahrung die Wahrheit sagten, aber keinen Augenblick dachte ich daran, etwa den Sommer über für das Reifeexamen im Herbst zu „ochsen". In dieser Beziehung verließ ich mich ganz auf den Standard — die Höhenmarke — des Berner Gymnasiums, und ich täuschte mich, wie man sehen wird, nicht darin.

Was die Wohnung anlangt, so riet mir Haubold, diese in Gohlis zu nehmen, da man dort billiger und gesünder wohne, als in der Stadt. Durch das waldreiche Rosental könne ich täglich zur Stadt ins Colleg und mittags oder abends nach Gohlis zurückgehen. Außerdem besaß Haubold in Gohlis eine Villa, verkehrte jeden Abend mit den Honoratioren des Dorfes in der „Oberschenke" und wünschte mich in seiner Nähe zu haben. Ich fand in der nächsten baumreichen Straße hinter seiner Villa und der Oberschenke (in der Lindenstraße) ein hübsches, ganz ins Grüne blickendes Zimmer mit Alkoven und mietete es. In der Tat war ich den Sommer über abends meist ein Stündchen mit Haubold zusammen in der Oberschenke und erregte kein geringes Entsetzen bei den Gohliser Honoratioren, wenn ich mit meiner kolossalen Berner Tabakspfeife anrückte, die zu lang war, als daß ich sie selbst in Brand setzen

Digitized by Google

konnte. Selbst meine kürzere schöne Meerschaumpfeife, ein Abschiedsgeschenk meiner Berner Klasse, erregte unter diesen großstädtischen Dorfbewohnern unwilliges Erstaunen. Pfeife rauchte hier kein Gebildeter mehr. So weit waren wir in Bern hinter der Kultur von Gohlis zurückgeblieben!

Nachdem diese dringendsten Angelegenheiten, Inskription und Wohnung erledigt waren, machte ich meine Besuche bei den alten Freunden der Familie. Ich ging zunächst zu meinem Freund Karl Hersing, der jetzt leitender Vorsteher der Voigt'schen Leihbibliothek in der Ritterstraße war, und hatte ein rührendes Wiedersehen. Wir waren von da ab viel zusammen. Er begleitete mich zu der mir altbekannten Familie des Lokomotivführers Frahnert, die gegenüber von meinem Vaterhause auf der Eisenbahnstraße noch jetzt wohnte und unsere Möbel verwahrte. Die guten Leute nahmen mich mit großer Güte auf. Ich ließ mir den starken Rohrstock des Vaters mit dem mächtigen Silberknopf aushändigen, auch unser Tafelklavier in mein Stübchen nach Gohlis schaffen, um daran meine Sonaten von Mozart weiterzuspielen und meine Lieder zu begleiten. Auch den jetzigen Besitzer meines Vaterhauses Manicke besuchte ich — und er bewies mir, wie sehr er seinen berühmten Vorbesitzer ehre, indem er — mit sorgfältigem Umblick, ob etwa jemand von außen diese hochverräterische Handlung gewahre — ein Stück Tapete aufhob und unter derselben eine kleine Marmortafel enthüllte, auf der in Goldbuchstaben stand: „Hier wohnte Robert Blum von 1842 bis 1848." Was mußte der Mann an unserm Stück Garten verdient haben, um sich zu diesem Opfermut aufzuschwingen!

Mein nächster Gang war zu den treuen Cramers, die gleichfalls immer noch nahe meinem Vaterhause, auf der Langenstraße wohnten, wie 1848. Die guten alten Leute waren ganz gerührt, mich wiederzusehen. Mit ihrem ältesten Sohne Richard schwärmte ich den Sommer über etwas in Lyrik, einen jüngeren führte ich unter die Meßbuden in den „Geschundenen Raubritter" der Witwe Magnus — d. h. das köstliche Schauerstück war von Fr. Gerstäcker, die Witwe Magnus nur die Impresaria — für uns Studenten ein toller Jux, bei dem wir den Mimen während ihrer Kraftstellen immer Bier und Würstchen auf die Bühne reichten, die nie verschmäht wurden. Gleichwohl sagte mir der kleine Cramer beim Heraustreten: „So schön hätte ichs mir nicht gedacht!" Vater Cramers höchste irdische Autorität war der Professor der Geschichte

Digitized by Google

an der Universität Leipzig, Dr. Heinrich Wuttke, der wieder nahe bei Cramers in Reudnitz wohnte und den zu besuchen ich sofort und um so dringender aufgefordert wurde, da Wuttke ja auch mit dem Vater intim befreundet gewesen sei. Aus den Briefen des Vaters an die Mutter von Frankfurt und Wien, die ich in treuem Gedächtnis bewahrte, hatte ich freilich ein anderes Bild von dieser „Freundschaft". Aber ich folgte der Weisung und besuchte Professor Wuttke. Er und seine liebenswürdige Frau nahmen mich in ihrem großen Garten auch recht freundlich auf, aber sein großdeutsch-österreichischer „Bewunderungsmorast" — so nannte Carl Vogt diese Art von politischer Terrainbildung — machte mir ihn so minderwertig, daß ich nur die unabweisbarsten seiner Einladungen annahm und auch an des braven alten Cramers Urteilsvermögen einigermaßen zu zweifeln begann. Dieser war freilich gleichfalls, wie sich später zeigte, ganz in dem besagten großdeutschen „Bewunderungsmorast" Wuttkes festgefahren.

Ebenso freundlich, wie bisher überall, wurde ich aufgenommen und eingeladen von allen Freunden unserer Familie: dem früheren Messerschmidt, jetzigen (d. h. 1860) Spitalverwalter Loewe; bei der Verlegerswitwe Kollmann und deren tüchtigen Söhnen, dem Buchhändler und dem Arzt, bei Professor Roßmäßler, beim Advokaten und ehemaligen Frankfurter Parlamentsabg. Dr. Joseph usw. Einen höchst komischen Gegensatz zu dieser angenehmen Wiederanknüpfung alter Beziehungen bildete dagegen meine erste Aufnahme bei einem der intimsten Freunde des Vaters, dem ehemaligen Redakteur der „Vaterlandsblätter", jetzigen (1860) Stadtrat Dr. Rüder. Dieser Empfang bedarf aber auch der Erklärung. Dr. Rüder hatte als Stadtrat die Leistungen der Meßmusikanten zu überwachen und deren schauderhafte Kunst zuvor probeweise anzuhören. Ich dagegen hatte keinen Überzieher und zog daher an kühlen Tagen die einzigen Kleidungsstücke, die ich besaß, übereinander an: am Leibe den enganliegenden schwarzen polnischen Schnürrock, darüber eine um eine handbreit kürzere aber weitere graue Joppe mit großen Hornknöpfen und grünem Stehkragen. Dazu trug ich die ehedem weiße Mütze des Berner Gymnasialvereins mit blau-weiß-blauer Umrahmung über dem Mützenschirm. In diesem Aufzuge setzte ich an einem Meßsonntage früh die Klingel der Rüder'schen Villa in der äußeren Zeitzer Vorstadt in Bewegung. Ein junges Mädchen erschien, hörte, daß ich Herrn Stadtrat Rüder sprechen wolle — Karten besaß ich noch nicht, auf

Digitized by Google

meinen Namen schien sie kaum zu achten, sondern nur auf meine beiden malerischen Röcke, — dann entfernte sie sich laut lachend. Bald kam sie wieder mit dem Bescheid: Papa sei für mich morgen früh 9 Uhr auf dem Rathaus zu sprechen. Ich war pünktlich auf dem Rathaus und bat den Ratsdiener, Herrn Stadtrat Rüder zu melden, der Herr, den er gestern durch sein Fräulein Tochter für 9 Uhr auf das Rathaus habe bestellen lassen, sei da und harre des Einlasses. Der Ratsdiener verschwand im großen Ratssaal, und trat alsbald wieder heraus mit der Botschaft: „Der Herr Stadtrat lasse den Herrn gehorsamst bitten, einzutreten". Dabei fuhr sich der Mann, um sein Lachen zu verbergen, mit der äußeren Handfläche über den Mund. War das die berühmte sächsische Höflichkeit? Ich staunte aber noch mehr, als auch Dr. Rüder, sowie er meine zwei Röcke und meine weiße Mütze erblickte, das Lachen kaum bewältigte und mich dann streng fragte: „Wo haben Sie denn Ihr Instrument?" — „Mein Instrument?" rief ich ratlos. — „Nun ja, was spielen Sie denn?" — „Klavier". — „Klavier? Aber doch nicht auf der Messe? — „Auf der Messe? Nein! Aber für was halten Sie mich denn, Herr Stadtrat?" — „Für was ich Sie halte?" — rief er, ein wenig warm werdend, zurück. „Natürlich für einen Meßmusikanten". — „Ach, so hat Ihnen Fräulein Tochter meinen Namen also gar nicht genannt", versetzte ich lächelnd. — „Ihren Namen nicht genannt? Was kommt auf Ihren Namen an? — „Nun vielleicht doch etwas, Herr Stadtrat, ich bin nämlich weder Meß- noch sonstiger Musikant, sondern Student der Staatswissenschaften und heiße Hans Blum, ältester Sohn Ihres verstorbenen Freundes Robert Blum." — Man kann sich denken, wie herzlich nun über das Mißverständnis gelacht wurde, nicht blos an jenem Morgen, sondern auch noch oftmals später, wenn ich als Gast in Dr. Rüders Haus weilte oder mit ihm und seiner Familie Spaziergänge machte.

Einen der letzten Besuche machte ich bei Ernst Keil, dem Verleger der „Gartenlaube", hauptsächlich um ihm Grüße von Carl Vogt in Genf und Temme in Zürich zu bestellen. Ich fand aber bei ihm und in seinem Hause eine der freundlichsten Aufnahmen unter allen, und — ohne daß ich darum nachsuchte — auch gelegentlich sehr lohnende Mitarbeit für die „Gartenlaube". Noch im Sommer 1860 erschien ein kleiner Artikel von mir in den „Blättern und Blüten" des Blattes über „Carl Vogt im Kreise seiner Familie". Abgesehen von zwei boshaft-humo-

Digitized by Google

ristischen Theaterrezensionen, die ich schon in Bern veröffentlicht hatte, war es die erste gedruckte schriftstellerische Leistung meines Lebens. Zum Danke für Keils und der Seinen große Gastlichkeit und Freundlichkeit gegen mich, gab ich dem einzigen Sohne Alfred, der einst mit meiner Schwester Ida in den Leipziger Kindergarten gegangen war, Nachhülfestunden im Lateinischen — das war zugleich die einzige Beschäftigung mit den alten Sprachen, die ich im Sommer 1860 vor meinem sächsischen Maturitätsexamen vornahm. Der vielversprechende junge Mann ist auf einer egyptischen Reise plötzlich an Diphteritis gestorben.

Ich studierte im Sommer 1860 eifrig lediglich die Anfangsgründe meiner Fachwissenschaft: Institutionen, römische Rechtsgeschichte und röm. Zivilprozeß bei Prof. Otto Müller (einem geborenen Hallenser), Naturrecht beim Domherr Prof Dr. Schilling, Logik bei Drobisch usw. Daneben hörte ich Wuttkes Geschichte der napoleonischen Zeit bis 1809 — solange ich seinen „österreichischen Bewunderungsmorast" aushielt. In meinen Fachkollegien fehlte ich keine Stunde. In zwei kleinen grünen Heften, die in der Rocktasche bequem Platz hatten, brachte ich in stenographischer Schrift das ganze ungeheure Diktat Prof. Müllers und das kleinere des Domherrn Schilling während des ganzen Sommersemesters unter. Das wohlgetroffene, wenn auch keineswegs geschmeichelte Bildnis dieser verhutzelten Kathedermumie setzte ich in Federzeichnung an die Spitze seines trockenen „Naturrechtes". Den Professor Müller dagegen besuchte ich. Er nahm mich nicht nur persönlich, sondern auch in seiner Familie herzlich auf und war sehr erfreut, in mir einen täglichen Wandergenossen auf seinen weiten Nachmittagsspaziergängen zu finden. Diese Stunden waren für mich wissenschaftlich, menschlich wie gesundheitlich von gleich großem Nutzen. Sein stets lebendiges und interessantes Gespräch half mir sogar teilweise über das herbe Schweizer Heimweh hinweg, das mich beim Anblick der weiten Leipziger Ebenen und des erdrückend niedrigen blaßblauen Himmelsgewölbes befiel. Wenn mich das Heimweh besonders arg erfaßte, setzte ich mich im Museum vor Calames herrliches Bild „Sonnenaufgang am Monterosa" und vergaß in stiller Versenkung einige Minuten lang, daß ich nicht mehr im Firnelicht meiner lieben Alpen weile.

Haubold war Consulent des Theaterdirektors Wirsing und riet mir, mich an diesen mit der Bitte zu wenden, die

Digitized by Google

großen Verdienste meines Vaters um das Leipziger Stadttheater durch Überlassung eines Parterre-Freibillets an mich zu ehren. Zu meinem freudigen Erstaunen wurde die Bitte gewährt, und während meiner ganzen Studentenzeit, auch unter der neuen Direktion Witte, mir freier Besuch im Theater verstattet. Ich mußte mir das Billet nur am Morgen oder Abends vor der Vorstellung an der Kasse persönlich abholen. Das Parterre war damals mit der feinste Platz des Hauses, der Sitz der Intelligenz und freimütigen Kritik Leipzigs. Und ich machte ungemein fleißig von meinem Vorrecht Gebrauch, da Schauspiel wie Oper in Leipzig damals ausgezeichnet besetzt waren und zudem die allerberühmtesten Namen sich hier zu Gastspielen drängten. Häufig saß ich auch nach der Vorstellung noch mit einigen der besten Schauspieler zusammen und befreundete mich namentlich innig mit dem feingebildeten Charakterdarsteller Volkmar-Kühns (aus Berlin, Bruder des früh verstorbenen jurist. Professors Kühns daselbst), der Brüderschaft mit mir trank, und mit dem ich auch nach seinem Scheiden von Leipzig in Korrespondenz blieb.

Fest entschlossen war ich, in Leipzig einer Burschenschaft beizutreten. Nur gab es leider keine. Denn in Sachsen galten die Burschenschaften noch im Jahre 1860 für staatsgefährlich und hochverräterisch. Auf meine vertrauliche Anfrage bei Kollegiengenossen: welche Leipziger Verbindung wohl am meisten burschenschaftlicher Grundsätze verdächtig sei, wurde mir einhellig „die Wartburg" — „der wissenschaftliche Studentenverein zur Wartburg" — als solche bezeichnet und bemerkt, daß die Mitglieder der Verbindung „stahlgraue Mützen" ohne Band trügen. Die ersten beiden Studenten, die ich „stahlgraue Mützen" tragen sah, sprach ich an und fragte sie, ob man die Vereinssitzungen einmal besuchen könne? Selbstverständlich bejahten sie mit Freuden. Und nun erfolgte die gegenseitige Vorstellung: Heubner, Schanz, Blum, drei Namen, die in den Revolutionsjahren in Sachsen zu den bekanntesten gehörten, so daß wir, dasselbe denkend, alle drei lachten. Ich fand in diesem Verein genau was ich suchte. Es war nur eine stahlgrau verkappte Burschenschaft, voller vaterländischer Begeisterung und Einheitssehnsucht. Jedes Lied, das gesungen, jedes Wort, das gesprochen wurde, war ein Beweis für diese Tatsache und Gesinnung, namentlich aber die Personen der Ehrenmitglieder und ihre Meinung über die „Wartburg". Denn diese Ehrenmitglieder waren ausnahmslos die Führer der Leipziger Burschenschaft vor

Digitized by Google

ihrer Auflösung 1849 oder 1850 gewesen: die Brüder Dr. Ferdinand Götz und Gustav Götz, der Orthopäd Dr. Schildbach, die Jenenser Professoren Lipsius und Bursian usw. Diese alten Herren betrachteten die „Wartburg" als die zur Zeit alleinige Nachfolgerin der aufgelösten Leipziger Burschenschaft. Deshalb waren auch alle Kneipbilder, Wappen usw. der alten Burschenschaft auf der Verbindungskneipe „zur Wartburg" aufgehängt und die in Leipzig anwesenden Ehrenmitglieder nahmen fast an jedem Verbindungsabend teil. Solcher Verbindungsabende gab es zwei in der Woche, den „wissenschaftlichen Abend" mit Diskussion oder „Convent" am Mittwoch und den „Kneipabend" am Sonnabend. Außerdem war obligatorisch das in der Verbindungsstube Montag Nachmittag von Prof. Thuisco Ziller (einem Herbartianer) vorgetragene Philosophikum mit Diskussion, ferner der Besuch des Turnplatzes, Fechtbodens und — bis Heinrich von Treitschke von selbst volle Collegien fand — des von Treitschke jeweilig gelesenen Collegs.

Ich trat der „Wartburg" schon nach wenigen Tagen bei und verdanke ihr ungemein viel. Ein tiefernster, sittlicher und vaterländischer Geist lebte in dieser Verbindung, während der vier Jahre, da ich ihr angehörte. Sie nannte sich vom Sommer 1861 an „Burschenschaft Wartburg", vom Winter 1862 an, nach Vereinigung mit einer anderen Burschenschaft, „Leipziger Burschenschaft Germania", und trug von 1861 bis 1867 Schwarz-Rot-Gold, von da an Schwarz-Weiß-Rot. Wie sehr diese Verbindung geschätzt wurde und wieviel sie leistete, das erhellt schon aus der ungewöhnlich großen Anzahl bedeutender Menschen, die während jener vier Jahre aus dieser einen Burschenschaft hervorgingen.*)

Hier wurden wir im Turnen und Fechten, im Reden und selbständigen wissenschaftlichen Denken gründlich durchgebildet, vor

*) So der Oberbürgermeister Adolf von Bromberg, der (1894 verstorbene) Geheime Obermedizinalrat Dr. Schönfeld im Preuß. Kultusministerium, der (1899 verstorbene) Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Birch-Hirschfeld in Leipzig, der Astronom Dr. Moritz Löw, der Sächs. G. L. G. Senatspräsident Dr. Schreber, der (Februar 1907 verstorbene) Professor der Medizin Dr. Louis Thomas in Freiburg (Baden) und dessen Bruder, der Leipziger Real-Schuldirektor August Thomas, der Rektor des Staatsgymnasiums in Leipzig Dr. Richter (gest. 1901), der Konrektor Prof. Dr. Wörner, der Konrektor Prof. Dr. v. Zahn am Thomasgymnasium in Leipzig (gest. 1904), Prof. Bies in Erlangen (†), Professor Sachse in Leipzig (gest. 1894), der Pastor a. d. Thomaskirche Dr. Griegern in Leipzig, Bürgermeister von Annaberg und Landtagsabgeordneter Anton Voigt (†), Landgerichtsdirektor Schenffler in Plauen i. V., der langjährige Reichstagsabgeordnete Dr. Fr. Boettcher (Waldeck), Pastor Kühn Döben (†), J. B. Weber, Leipzig (gest. 1897), Professor Dr. Siegfried Goldschmidt, Straßburg i. E. (gest. 1872) u. viele andere.

Digitized by Google

allem aber von vaterländischer, nationaler Gesinnung durchdrungen. Für die ziemlich unklaren, jedenfalls sehr radikalen Ansichten, die ich aus Bern mitgebracht hatte, waren die politischen Diskussionen der Verbindung allerdings zunächst befremdend, zu Widerspruch reizend, immer aber regten sie mich zu ruhigem Nachdenken und geschichtlich-staatswissenschaftlicher Untersuchung und Erkenntnis an. Hier strömten die lebendigen Quellen, aus denen sich meine politische und nationale Überzeugung für mein ganzes Leben allmählich unabänderlich bildete. Denn auch unser geliebtester Lehrer, Heinrich v. Treitschke, und mancher seiner Gesinnungsgenossen, waren häufig auf unserer „Kneipe".

Für den ernsten vaterländischen Sinn der Verbindung, der ich seit den ersten Wochen des Sommersemesters 1860 angehörte, führe ich nur ein Wort an, das ich den Meinen unter eine große Photographie schrieb, die ich ihnen von mir zu meinem 19. Geburtstage (8. Juni 1860) hatte zugehen lassen: „Das arme deutsche Volk sind wir, aber reich wollen wir werden vor allen Völkern". Meine Tätigkeit in der Verbindung machte sich hauptsächlich geltend in den Diskussionen der wissenschaftlichen Abende und Conventе, auch in Vorträgen, dann in begeisterten Reden auf Kneipabenden und Kommersen, vor Allem aber auch in Belebung des geselligen fröhlichen Verkehrs, indem hauptsächlich ich jahrelang die „Kneipzeitung" schrieb, gemeinsame Ausflüge und theatralische Aufführungen anregte und leitete usw. Mein „Biername" war „Blümeli", nach dem bekannten Berner Volkslied „O Blumeli my", das ich häufig singen mußte. Ich stieg früh zu den höchsten Würden der Verbindung empor, selbst zum Amte des „Sprechers". Dagegen glückte mir nie, eine Mensur zu bekommen. „Auf Bestimmung" gingen wir nicht los, und der gewöhnliche studentische „Tiftel" erregte meinen Humor immer so sehr, daß ich die Gegner auch zum Lachen, statt zum „Kontrahieren" brachte. So brummte mir einmal ein angerissener Korpsstudent in einer Straße Leipzigs bei Nacht einen „dummen Jungen" auf. Ich erwiderte ihm gelassen: „Hüten Sie sich wohl, das laut zu sagen, denn das glaubt Ihnen kein Mensch; Sie werden ausgelacht." Darauf lachte er selbst und „revocierte" feierlich.

Im Sommer 1862 trat die „Burschenschaft Wartburg" — wie ich gleich hier berichte — dem sogenannten „norddeutschen Kartell" bei. Dieses Kartell umfaßte in Norddeutschland die Burschenschaften Raczek (Breslau), Rugia (Greifswald), Branden-

Digitized by Google

burgia (Berlin), Germania (Jena), Germania (Gießen), Allmannia (Bonn), Pflüger (Halle), eine Burschenschaft in Marburg und nun auch die Wartburg-Germania Leipzig; in Süddeutschland die Algovia (München), Teutonia (Freiburg) und eine Burschenschaft in Erlangen und Heidelberg. Das Kartell hatte ein „innerstes Statut", das den Burschen erst nach einer Probezeit bekannt gegeben wurde. Es war nach damaligen sächsischen Staatsbegriffen unbedingt hochverräterisch. Denn das Kartell gelobte sich in dieser geheimen Satzung: „Die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung mit allen gesetzlichen Mitteln so bald als möglich zu erstreben." „Gesetzliche Mittel" zu diesem verruchten Ziele gab es aber zur Zeit des österreichischen Bundestages überhaupt nicht. Der Sendbote, der uns mit großer Beredsamkeit zu dieser Ruchlosigkeit hinriß, war der Raczek Fritz Schneider von Breslau.*) Einige unserer am besten vaterländisch gesinnten Burschen, der lockenreiche Paul Scheuffler (mit dem Biernamen Stabsch) und der Neffe Karl Biedermanns und des Bürgermeisters Koch von Leipzig, Rosenstock, stemmten sich mit aller Gewalt gegen das hochverräterische Beginnen. Darauf stiftete ich ihnen in der nächsten „Kneipzeitung", nach „des Sängers Fluch" („des Stabschens Fluch") von Uhland, ein kleines Andenken. Da hieß es u. A.:

Gleich lockendem Geschmeide
Trug Stabsch seines Hauptes Gelock,
Doch ihm schritt frisch zur Seite
Der blühende Rosenstock.

Ich werde noch zu erzählen haben, wie tüchtig sich das burschenschaftliche Kartell in den schweren Krisen unsrer nationalen Entwicklung bewährte.

Zu Ausgang des Sommers 1860 stieg ich nun also in das so „schwere" Leipziger Maturitätsexamen am Gymnasium der „Thomasschule" in Leipzig, deren Rektor damals der berühmte Philologe Professor Stallbaum war, der freilich auch manchen unfreiwillig-humoristischen Zug an sich hatte. So pflegte er, wenn er seine Prima einmal hatte rüffeln müssen, befreiten Herzens zu rufen: „Gehen wir nun von dieser Gemeinheit zum Cicero selbst über!" — Dank der Vortrefflichkeit der Berner Kantonsschule, erlangte ich bei der Leipziger Reifeprüfung eine Zensur, wie sie ein „Fremder", — d. h. ein nicht aus der

*) Später langjähriger Privatsekretär von Schulze-Delitzsch.

Digitized by Google

Thomasschule hervorgegangener Examinand, — seit zehn Jahren nicht mehr errungen hatte. Mein deutscher Aufsatz wurde in das Archiv gelegt. Als wir im französischen Examen französisch reden mußten, hörte mir der Professor eine ganze Weile erstaunt zu und rief dann: „Nee, heeren Se, Sie schbrechen ja, weeß der Herre, besser Franzeesch wie ich!" Die schriftliche mathematische Aufgabe, zu der wir zwei Stunden Zeit hatten, legte ich nach 20 Minuten in zwei verschiedenen Lösungen dem Professor aufs Katheder. „Sie sind e Fremder, Sie haun's wohl nich verschdanden?" fragte er mich mitleidig. — „Nein, Herr Professor, ich bringe Ihnen zwei verschiedene Lösungen der uns gestellten Aufgabe." — Der Professor griff erstaunt an sein bedeutendes Haupt, blickte dann in die von mir überreichten Blätter und rief in höchster Verwunderung: „Nein, so was! Und beide Lösungen sind wahrhaftig auch richtig! Nun sagen Sie mir einmal, was haben Sie denn eigentlich in Bern alles in der Mathematik getrieben?!" — Ich ließ einige Glanzpunkte des vielseitigen mathematischen und astronomischen Unterrichts unseres lieben Berner Professors Sidler aufleuchten, wie das Rotationshyperboloid, das Azimut usw. Da schlug der Mathematiker der Leipziger Thomas- und Hochschule die Hände über dem Kopf zusammen und seufzte kleinlaut: „Nein, so weit bringe ich ja meine Studenten auf der Universität fast nicht!"

Die Zeit dieser Prüfung war so ungünstig gelegt, daß ich 1860 während der Sommerferien der Leipziger Hochschule nicht zu Mutter und Geschwistern nach Bern reisen konnte, wie ich gern gemocht hätte. Vielleicht reichte auch das Geld nicht zu der weiten Reise. Dagegen durfte ich der Einladung von Franz und Agnes Wallner, der Besitzer des Wallner-Theaters zu Berlin, in deren Häuslichkeit nach Berlin folgen. Mit der damals sehr beliebten und gefeierten Schauspielerin Agnes Wallner war ich auf „Du". Sie nannte sich meine „Pflegeschwester", da mein Vater sie, die als noch kindlich-junges Mädchen sich am Leipziger Stadttheater zur Tänzerin hatte ausbilden wollen, mit väterlicher Güte in unser Haus gezogen und sie bestimmt hatte, Schauspielerin zu werden, indem er ihr bei ihren Deklamationsübungen und bei der Einstudierung der ersten Rollen eifrig behilflich war.

Infolge irgend eines Eisenbahnunfalles traf ich erst nach 10 Uhr abends in Berlin ein, während ich Agnes geschrieben hatte, daß ich gegen acht Uhr mit einer Droschke an ihrem Hause in der Blumenstraße vorfahren werde. Die „Nachtdroschke" vom Anhalter

Digitized by Google

Bahnhof nach der Blumenstraße riß schon ein bedenkliches Loch in meine Baarschaft. Aber nun stand ich wenigstens gegen elf Uhr nachts mit meinem Köfferchen vor dem Miethause, in dem Herr Kommissionsrat Franz Wallner wohnte, und freute mich, bald meinen Wolfshunger stillen zu können. Das von Wallner's bewohnte höhere Stockwerk war, wie das ganze Haus, schon völlig dunkel. Neben der Haustür befand sich nur eine einzige Klingel, die ich wiederholt zog, bis sich endlich einige Berliner Kernflüche hinter der Szene hören ließen, dann ein Schiebfensterchen neben der Haustüre unwirsch geöffnet wurde, ein böses Mannsgesicht in diesem sichtbar ward und eine rauhe Stimme schrie: „Wat klingeln Sie denn so ausverschämt, wat wollen Sie denn hier?" — „Ins Haus will ich!" rief ich entrüstet zurück. — „Ja, dat jloobe ik wol!" höhnte des Hauses treulicher Hüter. „Sajen Sie dat man bloß den Nachtwächter, wenn der uf seine Runde hier vorbeikommt, der hat en' Schlüssel." Damit flog das Fenster wieder zu.

„Heiliger Strontian, das sind ja nette Einrichtungen in Berlin!" rief ich ihm nach und erweckte durch diese nicht ganz wohlwollende Bemerkung das lebhafte Interesse eines inzwischen hinter mich getretenen Schutzmanns, der mich mit schlichter Kürze gleichfalls fragte, was ich hier wolle? Ich sagte ihm: zu Theaterdirektor Wallner und Gattin, erklärte ihm das Mißgeschick meines verspäteten Eintreffens und zeigte ihm beim Licht der nahen Gaslaterne meine studentische Legitimationskarte. Darauf wurde er wesentlich freundlicher, pfiff von weither den Nachtwächter heran, und dieser schloß mir dann alsbald die Haustür zu Wallners Wohnhaus auf und wies mir mit seiner Laterne im Treppenflur auch noch die Klingel zur Wohnung „des Herrn Kommissionsrates". Dieser wichtige Dienst mußte abermals mit einem rötlichen sächsischen Neugroschen belohnt werden. Dann zog ich Wallners Klingel, und nach geraumer Zeit erschien zu oberst auf der Treppe der „Beletage" ein Dienstmädchen mit Licht, fragte nur: „Herr Student Blum?" und leuchtete mir zu Wallners Wohnung aufwärts, nachdem ich bejaht hatte.

Kaum war ich hier eingetreten, so rief eine Damenstimme — „die gnädige Frau", wie mir das Dienstmädchen rasch zuflüsterte: „Hans, komm nur gleich hier herein in mein Zimmer!" Ich öffnete die Tür, hinter der die Stimme erschollen war, und sah Agnes — deren Bild wir mit ihrer eigenhändigen Widmung im Mutterhause besaßen — zu meinem Erstaunen vor mir im Bett liegen. Ich

Digitized by Google

dachte, sie sei nicht wohl, weil sie mich hier empfing, entschuldigte also, dicht bei der Tür stehend bleibend, nur mit wenig Worten mein verspätetes Kommen und die mir sehr peinliche, durch mich veranlaßte Störung ihrer Nachtruhe, und wollte mich empfehlen. Sie aber winkte mich näher heran, drückte mir die Hände, hieß mich herzlich willkommen und fragte eifrig nach den Meinigen, — als ich fast erschrocken rief: „Aber Agnes, da liegt ja noch Jemand!"

Ein lautes Lachen aus zwei Kehlen „gemischten Chors" war die Antwort, ein so fröhliches Lachen, wie es im Wallnertheater nur in den besten Szenen der allerbesten Lustspiele ertönen mochte, und dann sagte eine tiefe Mannesstimme würdevoll: „Allerdings liegt hier, — mit Ihrer gütigen Erlaubnis hoffentlich, — noch Jemand, wenn auch nur der Franz Wallner."

Dann lachten wir zu Dreien herzhaft. Ich schüttelte dem verehrten Gastfreund kräftig die Hand und erklärte ihm, zur erneuten Heiterkeit des Ehepaares, wie ich plötzlich erschrocken sei, als ich in dem breiten Bette hinter der mir bis dahin allein sichtbaren, etwas aufgerichteten Gestalt von Agnes, mit einem Male einen Mann liegen sah. —

„Und was für einen unheimlichen Kerl, nicht wahr?" rief Wallner lachend.

So plauderten die guten lieben Leute noch eine ganze Weile mit mir, obwohl sie heute „sehr starke fünf Akte Tagewerk hinter sich hatten", wie Wallner — zur Erklärung meines Empfanges in ihrem Schlafzimmer und vor ihrem Bett — beiläufig erläuterte. Ich verhehlte nicht, daß auch ich müde sei, und so schieden wir denn. Glücklicherweise sagte mir Agnes beim Scheiden: „Du findest noch was zu knabbern auf dem Tische Deines Zimmers, Hans". Und Wallner setzte weiterblickend hinzu: „Wenn Ihnen das nicht genügt, so ziehen Sie Balzacs Werke im Bücherschranke ganz rechts beim Fenster mit dem dort in den Schrank geschobenen Griffbrett heraus. Gute Nacht!" — „Gute Nacht allerseits!"

Das mit dem Griffbrett und Balzacs Werken klang mindestens so geheimnisvoll, wie irgend ein Feenspruch in einer der Wiener Zauberpossen, in denen Wallner zuerst einen Teil seines Weltruhms als Schauspieler begründet hatte, und ich war fest entschlossen, diesem Feenspruch auf den Grund zu gehen, wenn mir dasjenige, was Agnes mir „zum Knabbern" aufgestellt, für meinen Riesenhunger

Digitized by Google

— nach dem Fasten von Mittag bis gegen Mitternacht — etwa nicht genügen sollte. Ich fand in meinem Zimmer auf dem Mitteltisch eine sehr einladende „Leipziger Stolle" von etwa anderthalb Fuß Länge — das bekannte Leipziger Weihnachtsgebäck — und ein Fläschchen starken Rotweins meiner harren, leider aber gar kein Fleisch und Brod. Sollten diese Hochgenüsse sich hinter Balzacs Werken bergen?

Sowie das Dienstmädchen endgültig zur Ruhe gegangen war, zog ich also das Griffbret heraus. Balzacs Werke klafften dadurch in der Mitte weit auseinander, und nahmen — hinten und vorn durch zwei Leisten festgehalten — zwei schräge Linien gegen mich an, die auf dem Griffbret gegen die übrigen Bücherreihen in der Richtung meiner Hände hervorragten. In der Lücke aber gewahrte ich im Schrankhintergrunde zu meinem Entzücken zwei mit Schinken belegte Buttersemmeln und ein nach der Küche zu geöffnetes Klappbret, durch das sie offenbar hier hereingeschoben worden waren. Wie ich bald erfuhr, arbeitete Franz Wallner sonst Morgens in diesem Zimmer und ließ sich, um nicht gestört zu werden, sein Frühstück in dieser sinnreichen Weise bereit halten. Ich glaube, selten hat Jemand hinter Balzac soviel Genuß gefunden, wie ich in jenem Augenblick. Die Semmeln waren in unglaublich kurzer Zeit verschwunden, Balzac wurde wieder in Reih und Glied geschoben, dann folgte die halbe Stolle den Semmeln nach, — man muß doch seine Vaterstadt auch in der Ferne ehren! — und auch das Fläschchen wurde leer. Hierauf konnte man endlich ans Schlafen denken, und das schmeckte auch sehr süß.

Die guten Wallners taten ihr Bestes, mir die Tage meiner ersten Anwesenheit in Berlin genußreich zu machen. Schon die Aufführungen der Berliner Possen durch das vierblättrige Kleeblatt Helmerding, Reusche, Neumann und Anna Schramm waren ein erlesener Genuß. Aber Wallners hatten für sich und mich auch Freiplätze im Königlichen Schauspielhaus und Opernhaus, und im Schauspielhaus entzückten mich vornehmlich Dessoir, Döring und die Frieb-Blumauer. An einem Jour fixe des Wallner'schen Hauses hatte ich auch die Freude, viele Berühmtheiten persönlich kennen zu lernen, die zu den intimsten Freunden der Eheleute Wallner gehörten: den Königlichen Theaterintendanten Herrn v. Hülsen, den Polizeirat Stieber, die Schriftstellerin Louise Mühlbach (Clara Mundt) und deren Gatten Prof. Theodor Mundt, den Berliner Sittenschilderer

Digitized by Google

der „Gartenlaube" Ernst Kossak und Frau, die der Mühlbach sehr überlegene Schriftstellerin Fanny Lewald(-Stahr), die meinen Vater gekannt und begeistert geschildert hatte, ihren Gatten Prof. Adolf Stahr und viele Andere.

Die Eindrücke aller dieser Kunstgenüsse und Bekanntschaften waren bei mir sehr tiefgehend, aber noch bedeutender und gewaltiger doch die meiner einsamen Wanderungen zu all den geschichtlich-nationalen Erinnerungsstätten, Denkmälern und Kunstsammlungen der preußischen Hauptstadt (besonders der Nationalgalerie) und der Königsgruft in Charlottenburg. Ich konnte tagelang, auch im Wallnertheater, nicht mehr lachen, nachdem ich am Grabe der Königin Luise gestanden. Die Frucht, die Heinrich von Treitschkes Vorträge und die nationale Gesinnung und Sehnsucht der geheimen Burschenschaft Wartburg in mir ausgesät, begann aufzugehen.

Ein öffentliches Fest, das während meines Aufenthaltes in Berlin hier gefeiert wurde, sollte in großartigster Weise dieselben Gedanken, Empfindungen und Hoffnungen, die Sehnsucht nach einem unter Preußens Führung in Freiheit geeinten Deutschland, anregen und zum Ausdruck bringen: die 50jährige Jubelfeier der 1810 gegründeten Berliner Hochschule. Mit meiner Leipziger Studentenkarte durfte ich ohne weiteres wie ein Einheimischer an dem ganzen Feste teilnehmen. Mit tiefer Rührung und Ehrfurcht sah ich in der Aula und beim Festkommers unter uns Jungen die greisen Gelehrten, die der Berliner Hochschule schon bei deren Gründung als Lehrer vorgestanden hatten, wie den edeln Philologen Böckh. Aber noch mächtiger ergriff mich die ungestüme Begeisterung Aller für den Prinzregenten Wilhelm, der nach der langen Reaktionsnacht endlich die „liberale Aera" heraufgeführt und eine wahrhaft deutsche Politik Preußens begonnen habe, die er auch bald zu gutem, für ganz Deutschland heilvollem Ende führen werde! Dieses begeisterte Vertrauen auf den künftigen Vollender der deutschen Einheit — Kaiser Wilhelm — war das Größte und Bedeutendste, was ich von meinem ersten Aufenthalt in Berlin mitnehmen konnte und mitnahm!

Auch mit dem Berliner Gaunertum sollte ich eine interessante Bekanntschaft machen. Auf einem Spaziergang mit dem damals zwölfjährigen ältesten Sohne Wallners, Alexander, erklärte mir der Jüngling, arg Hunger und Durst zu haben. Wir waren von der Blumenstraße weit entfernt, in der Friedrich-

Digitized by Google

straße. Ich führte ihn also dort in einen Weißbierkeller und ließ uns etwas Frühstück geben, das ich mit ein paar aus der Westentasche gezogenen Groschen gleich bezahlte. Kaum begannen wir nun unser Frühstück zu verzehren, so erschienen vier Männer in dem kleinen Lokal, die an unserm Tische uns förmlich belagerten, obwohl sie noch an andern Tischen Platz genug gefunden hätten. Sie spielten gleich Karte, „Kümmelblättchen". Der Mann, der die Andern dazu aufgefordert, verlor anhaltend und so töricht, daß jedes Kind gegen ihn gewinnen mußte. Einer der beiden Männer, die in solcher Weise an unserm Tische Platz genommen, daß sie uns den Ausgang sperrten, hatte von dem „dummen August" schon besonders viel gewonnen und flüsterte mir zu: ich solle dem dummen Kerl auch ein paar Tälerchen abnehmen.

Ich dankte ihm leise für den guten Rat und versicherte, ich würde schon aus eigenem Antrieb so gehandelt haben, wenn ich Geld bei mir hätte. Aber die paar Groschen in meiner Westentasche, mit denen ich unser Frühstück bezahlt, seien das Letzte gewesen. Glücklicherweise wohne jedoch mein Bankier nur einige Häuser weiter oben; da wolle ich mich gleich vollsacken, meinen jungen Begleiter, der hier unten nicht dabei zu sein brauche, mit der Droschke nach Hause fahren lassen, und dann wiederkommen, um dem „dummen August" alles abzunehmen, was er noch bei sich habe. Mein Gönner schmunzelte mir schlaublinzelnd zu und gab mir Raum zum Ausgang, der nach der Straßentreppe führte. Alex spielte ganz ahnungslos seine Rolle vortrefflich, indem er sich nur mit äußerstem Mißbehagen von unserm noch nicht ganz erledigten Frühstücksvorrat trennen und treppauf führen ließ.

Oben auf der Straße aber eilte ich in schnellem Lauf zum nächsten Schutzmann und raunte ihm zu: in dem Weißbierkeller da unten säßen vier geriebene Bauernfänger, deren Manipulationen ich rasch schilderte, — wie ich sie beobachtet, und wie sie Volkmar Kühns und Wallner mir schon zuvor geschildert hätten, so daß ich auf meiner Hut gewesen, mich nicht hätte rupfen lassen, und den Gaunern nur durch das Märchen entschlüpft sei, ich hätte kein Geld mehr bei mir und wolle mir bei meinem Bankier nebenan einen Sack voll holen und dann gleich zurückkehren. Der Schutzmann dankte mir lebhaft, winkte oder pfiff noch drei bis vier Kollegen zu sich heran und vertraute mir, bis sie eintrafen: der Keller sei schon lange als Bauernfängerfalle verdächtig, der saubere Wirt mit den Gaunern im Bunde, doch nun werde man das Nest gründ-

Digitized by Google

lich ausheben. Jedenfalls aber müsse ich und mein Begleiter noch einmal mit der Polizei zusammen in den Keller hinabsteigen und bei der Verhaftung der ganzen Bande mit zugegen sein.

Das erschien mir als der natürliche, köstliche Schlußakt des Abenteuers und war mir daher äußerst willkommen. Aber als wir den unterirdischen Schauplatz dieses ersehnten Schlußaktes betraten, war nur der Wirt noch anwesend, der keinen einzigen der vier Verdufteten kennen wollte. Diese vier hatten inzwischen jedenfalls „ausbaldowert", daß mein „Bankier" Schutzmannsuniform trage, und waren nun schleunigst entwichen. Der harmlose Wirt war natürlich auch „viel zu beschäftigt gewesen mit seinen Rechnungsbüchern", um zu beachten, was seine Gäste treiben! Die Schutzleute mußten also unverrichteter Sache abziehen und entließen uns dankend.

Nach Leipzig zurückgekehrt, wurde ich nun, dank meinem Leipziger Reifezeugnis, von der Universitätskanzlei als stud. juris et cameralium (der Rechte und Staatswissenschaften) anerkannt und hörte im Wintersemester 1860/61 fleißig den ersten Teil der Pandekten bei Georg Wächter; mit weit größerem Interesse aber Volkswirtschaft bei Wilhelm Roscher und deutsche Rechtsgeschichte bei Wilhelm Eduard Albrecht — einem der berühmten „sieben Göttinger", die 1837 lieber ihrer Professur entsagt hatten und in die „Verbannung" gegangen waren, als dem verfassungsbrüchigen König Ernst August von Hannover den Treueid zu leisten.*) Roscher, das Haupt der historischen Schule der Volkswirtschaft, war in seinen freien Vorträgen äußerst lebendig und vielseitig und regte seine Zuhörer zu einer Fülle geschichtlicher, philosophischer und volkswirtschaftlicher Sonderstudien an, die er in seinen Vorlesungen jeweilig nur streifen konnte. Albrecht dagegen war äußerst knapp und scharf in seinen streng fachwissenschaftlichen Ausführungen, zugleich aber auch von unübertroffener Klarheit und Bestimmtheit der Fassung und des Urteils und von rückhaltloser, freimütiger Wahrheitsliebe, wenn es galt, irgend einen Rechtsbruch — wie z. B. die Wiederherstellung des deutschen Bundestages nach 1848/49 in seinem „Deutschen Staatsrecht" (Wintersemester 1861/62) — oder gar eine bewußte Fälschung, wie sie das kanonische „Kirchenrecht" (Wintersemester 1862/63) zahlreich aufweist, ans Licht zu ziehen und zu brandmarken. Sein eigentliches

*) S. o. S. 11.

Digitized by Google

Diktat war so knapp, daß es jedes Semester nur ein ganz dünnes Heftchen füllte. Er diktierte eben nur die Hauptergebnisse seiner dazwischen frei gesprochenen, tiefsinnigen und in jedem Worte scharf abgewogenen Erläuterungen, die ich alle wörtlich stenographierte, da sie mir die Hauptsache zu sein schienen. Als ich ihm das später — ich wurde mit ihm, wie man sehen wird, persönlich sehr vertraut, auch mit Roscher, — einmal freimütig aussprach, da sagte er lächelnd: „Da haben Sie recht."

Endlich hörte ich im Wintersemester 1860/61 auch wieder mit ganz besonderem Genuß und erhebender Begeisterung Treitschke, der, — wie früher schon bemerkt, — häufig auch unsere Verbindungsabende in der Wartburg durch seine Gegenwart beehrte und erfreute, und widmete mich eifrig den nationalen Studien und Bestrebungen der Verbindung. Natürlich besuchte ich auch den Turnplatz und Fechtboden der Verbindung regelmäßig.

Mit meinem Verbindungsbruder Adolf aus Thorn — dem späteren Oberbürgermeister von Danzig — hatte ich mich im Wintersemester 1860/61 auf der Reichsstraße in Leipzig, dicht beim Salzgäßchen, Specks Hof gegenüber, zwei Treppen hoch bei einem Schneider einquartiert. Adolf und ich hörten dieselben Kollegien und zogen daher sehr häufig nebeneinander die Straßen entlang, doch selten ohne mindestens die aufmerksame Beachtung der Straßengänger auf uns zu lenken. Denn der in dem kalten Thorn abgehärtete Adolf trug auch im härtesten Leipziger „Winter" nur ein dünnes Plaid, das ihm noch nicht bis auf den halben Rücken hinabreichte, und das daher von der Verbindung „die Halskrause" genannt wurde. Ich dagegen hatte mir einen langen dunkelgrauen Carbonari-Verschwörermantel ohne Knöpfe machen lassen, dessen beide Zipfel ich bei Kälte schwungvoll und malerisch in schräger Richtung über beide Schultern warf, so daß ich dem kleineren Räuber in Fra Diavolo sehr ähnlich sah, und die Verbindung dieses wertvolle Kleidungsstück „das formlose Stück Tuch" nannte.

Der „dritte Mann", der mit uns bei dem Schneider auf der Reichsstraße eingezogen war, war Richard Hildebrand, etwas älter als ich und mir schon vom Berner Gymnasium her bekannt. Er hielt sich aber dort vom Gymnasialverein und so auch jetzt auf der Universität von jeder studentischen Verbindung fern und trachtete mit herbem Gemüt und Fleiß nur nach der baldigsten Erreichung seines Lebenszieles: gleich seinem Vater, Bruno Hil-

Digitized by Google

debrand, Professor der Nationalökonomie zu werden. Der Vater hatte mir in Bern immer wahrhaft väterliche Liebe bewiesen, da er mit meinem Vater Mitglied der Linken des Frankfurter Parlamentes gewesen. So bedurfte es denn keiner großen Beredsamkeit Richards, mich zu veranlassen, im Sommersemester 1861 bei seinem Vater in Bern Nationalökonomie zu hören, daneben Schweizer Staatsrecht und Französisches Recht, das ich in Leipzig doch nie würde hören können. Der Gedanke, die Meinigen in Bern, meine liebe Jugendheimat und alle dortigen Freunde bald wiederzusehen, wenn irgend möglich auch „meine" Anna in Rheinfelden, gab diesem Plan an sich schon den größten Reiz. Die einzige Schwierigkeit, die Zustimmung meines Vormundes Dr. Haubold zu erlangen, wurde leicht überwunden durch die Vorstellung: daß mein langer Aufenthalt in Bern von Frühjahrsbeginn bis Spätherbst, — d. h. bis zum Anfang des Leipziger Wintersemesters im Oktober 1861, — im Hause der Mutter in Bern, trotz der Reise dorthin und zurück, im Ganzen bedeutend weniger kosten werde, als der Aufenthalt in Leipzig während derselben Zeit. Das leuchtete ihm ein, und so gab er seinen Segen zu meinem Berner Sommersemester 1861.

Freund Richard Hildebrand war schon nicht mehr mein Hausgenosse, als diese Entscheidung fiel. Er hatte sich mit unserm unangenehmen, habgierigen „Philister", einem Schneider, gründlich verzankt, ohne dessen Wissen anderweit eine Wohnung gemietet, jedoch alles an den Schneider bezahlt, und wollte nun geräuschlos ausrücken. Ich half ihm, den schweren Koffer zur Treppe tragen, wollte diesen dann auch mit bis zur Droschke vor'm Hause hinab schleppen. Aber zwei knackende Dielen auf dem Vorsaal verrieten unser Vorhaben. Wie ein Wirbelwind sauste der Schneider aus seiner Werkstatt, hüpfte wie ein Kunstreiter über den Koffer, pflanzte sich mit drohend geschwungenem Bügeleisen und gezückter Scheere am Treppenhals auf und schrie uns an: „Was wollen Sie da? Ich mache mein Zurückhaltungsrecht geltend. Der Koffer bleibt hier!" Der Koffer blieb nun allerdings hier, aber nur für sehr kurze Zeit. Denn während ich den Koffer und Richards Zimmer bewachte, lief Richard zur nahen Polizei, und die gab ihm Recht und schnauzte den unholden Schneider nicht schlecht an. Auch Adolf und ich waren froh, als unsere Zeit bei diesem „Philister" erfüllt war.

Im Colleg Roschers machte ich übrigens im Winter 1860/61 die Bekanntschaft eines jungen Mithörers aus Zürich, die sich bald

Digitized by Google

zu inniger Freundschaft zwischen uns gestaltete, ja zu einer Freundschaft, die mir mein Leben lang treu bewahrt blieb und mir besonders wertvoll und teuer wurde: die Freundschaft mit Johannes Stoeffel aus Zürich, der bald nachher Dr. juris, dann Staatsanwalt in Zürich, dann Leiter des eidgenössischen statistischen Bureaus in Bern wurde, und nun seit vielen Jahren schon als Mitglied, zeitweise auch als Präsident der Züricher Regierung und eidgenössischer Ständerat zu den hervorragendsten Staatsmännern der Schweiz zählt. Beim Scheiden von Leipzig im Frühjahr 1861 hinterließ er mir seine treffliche Kaffeemaschine zu eigen.

Zweites Kapitel.

Sommersemester in Bern 1861.

Sogleich nach Schluß des Leipziger Wintersemesters, nach meiner Exmatrikulation in Leipzig, Erhebung einer Paßkarte und Erledigung anderer damals dem deutschen Michel geläufiger Formalitäten, erhob ich mein Reisegeld beim Vormund Dr. Haubold und reiste aus meiner Vaterstadt im ersten Frühling 1861 wieder der geliebten Schweiz zu. Unglücklicherweise hatte ich den Reiseweg über München gewählt, um die bairische Hauptstadt und deren reiche Kunstsammlungen kennen zu lernen und meinen alten Waberner Pensionsgefährten Robert Wulz aus Württemberg wiederzusehen, der dort angestellt war. Ich sage „unglücklicherweise", weil München damals sehr ungesund war, namentlich der „Gasthof zum Oberpollinger", wo ich in München wohnte. Ich nahm von da ahnungslos einen schweren Typhus mit nach Bern.

Auf der Reise dahin war ich freilich noch ganz wohl, obgleich das Wetter bei meiner Fahrt von München an gegen Lindau hin sehr übel wurde. Nach der Station Kempten, bei der Weiterfahrt des Schnellzuges ins Allgäu hinein, entwickelte

Digitized by Google

sich sogar ein sehr heftiger Schneesturm, so daß der Zug an einer kleinen Station des Allgäus am Frühabend im Schnee stecken blieb und durchaus nicht weiter konnte. Ich hatte den Schaffner und Zugführer unterwegs an der bayrischen Bierherrlichkeit immer hübsch feucht gehalten. So suchten sie mich denn nun nach Kräften über den unliebsamen Aufenthalt zu trösten. Sie vertrauten mir an, daß der Zug mindestens zwei Stunden hier werde liegen müssen, da die telegraphisch verlangte zweite Lokomotive zur Durchbrechung der Schneemassen vor dieser Zeit nicht werde eintreffen können. Aber die Zeit werde mir nit lang werde, denn in dem Oertle sei gleich am Eingang rechts der ersten Straße a guats Wirtshäusle, wo man a sehr rechtschaffes Bier und Abendesse kriege und da mög' ich mich a bissele schtärke und von dem Schreck erhole. Ich dankte freundlich, gab aber zu bedenken, daß der Zug, während ich im Wirtshaus säße, vielleicht doch plötzlich viel früher abfahren könne, als man jetzt erwarte, und mich dann einfach sitzen ließe. Da lachten Beide aus vollem Halse und riefen: „Nei, liebs Herrle, Sie bleiwe gwiß nit sitze! Denn wir Zwaa komme ja au dort 'nein, sowie wir unsre Dienstpflichte hier alle verricht' hawe, und ohni uns Zwaa fährt der Zug ganz gwiß nit fort!"

Das war unbestreitbar. Ich begab mich also in das guate Wirtshäusle, das zudem kaum zwei Minuten von der Bahnstation entfernt lag, und ließ mir dort von dem sehr rechtschaffene Bier geben, bestellte auch ein tüchtiges warmes Abendbrod, indem ich überlegte, daß das hier jedenfalls viel billiger komme, als in dem guten Hotel in Lindau, in dem ich übernachten mußte, überdies auch jetzt gerade meine gewöhnliche Essenszeit sei. Der Wirt begab sich, nachdem er mir den Maßkrug Bier hingestellt, schleunigst in die Küche, um das Abendbrod für mich zu bestellen, vielleicht auch, um Einiges davon selbst mit zuzurichten. Jedenfalls war ich längere Zeit allein im Gastzimmer und vertrieb mir die Zeit damit, den ziemlich ländlichen Bilderschmuck der Wände zu betrachten. Zuletzt gewahrte ich an der Wand gerade hinter meinem Stuhl ein unter dichtem schwarzem Flor verhülltes Bild in breitem schwarzem Rahmen. Ich dachte, es stelle ein verstorbenes Glied der Wirtsfamilie oder irgend einen mir unbekannten abgeschiedenen Mann dieser Gegend dar, und wollte daher den aus Neugierde etwas erhobenen Flor schon wieder sinken lassen. Da fiel mein Blick auf einige Druckzeilen nahe dem unteren Rande

Digitized by Google

des Bildes. Ich las — und las einen großen Teil des letzten Briefes meines Vaters an meine Mutter; das übrige war vom Flor verdeckt. Zweifellos hing hier also das Bild meines Vaters; mit Flor verhüllt, weil in jener dunkeln Nacht der deutschen Reaktion der mit einem der Freiheitskämpfer von 1848 in einem öffentlichen Gastzimmer getriebene „Bilderkultus" unter Umständen schon als „entfernte Vorbereitung zum unbestimmten Versuche eines möglicherweise beabsichtigten Hochverrates" angesehen und geahndet werden konnte.

Ich war aber von der ungeahnten Entdeckung begreiflicherweise erregt und stieß in dieser Erregung, rasch von dem Bilde zurücktretend, ziemlich heftig an meinen Stuhl, so daß es ein lautes Gerumpel gab. Der Wirt mochte denken, ich hätte meinen Maßkrug schon erledigt und verlange nach mehr, denn dieses Geräusch führte ihn sofort wieder ins Gastzimmer, mir gegenüber. Erstaunt gewahrte er, daß mein Maßkrug noch halb voll war. Noch weit erstaunter aber vernahm er meine Frage: „Herr Wirt, was ist denn das für ein Bild da, das Sie mit Flor verhängt haben, wen stellt es denn dar?"

„Ach, wen wird's darstelle? Sie kenne den Mann ja doch nit, wenn ich's Ihne sage!"

„Nun, das käme darauf an. Wir Studenten lernen viel." Dabei wies ich auf meine Studentenmütze.

„Ach, Sie Schtudente nu gar! Lasse Sie mich aus, Herr. Unsre heitige Schtudente kenne den brave Mann da gar nimmer!"

„Nun, ich kenne ihn aber, Herr Wirt, und will Ihnen das sofort beweisen, indem ich Ihnen sage, wer es ist: es ist der Robert Blum!"

Bei diesen Worten taumelte der Wirt bestürzt einige Schritte zurück, stierte mich an wie einen Wundermann und rief dann beklommen: „Aber Herr, wie wollen Sie das wissen? Der Flor ist ja festgenagelt!"

„Gegen den untern Bildrand aber kann man einige Druckzeilen erkennen — aus dem letzten Briefe Robert Blums an seine Gattin — aus dem letzten Briefe meines Vaters an meine Mutter, Herr Wirt. So unter anderen die Worte: „Mein Siegelring ist für Hans." Sehen Sie, Herr Wirt, hier ist dieser Siegelring" — ich zog ihn vom rechten Zeigefinger und reichte ihn dem Wirt. „Und hier ist meine Paßkarte. Ich bin Robert Blums ältester Sohn, Hans Blum, und ich gebe mich Ihnen nur zu erkennen,

Digitized by Google

um Ihnen herzlich zu danken für das treue Gedenken, das Sie meinem teuren Vater bewahrt haben!"

Der wackere Mann war so tief erschüttert, daß er keinen Laut hervorzubringen vermochte. Die hellen Tränen liefen ihm über die braunen Backen. Dann legte er rasch Siegelring und Paßkarte auf den Tisch, stürmte an die Küchentür und schrie hinein: „Theres, Theres, komm, komm gleich!"

Sie kam, oder stürzte richtiger in die Gaststube, hochrot vom Küchenfeuer und innerer Erregung. Denn offenbar glaubte sie, ihr stämmiger Alter könne einer heimtückisch eingedrungenen Räuberbande nicht Herr werden. Deshalb auch zückte sie in der Rechten ein scharfes bedenkliches Küchenmesser. Aber als sie bloß meine Wenigkeit ruhig beim Bier sitzen sah, mochte ihr die furchtbare Ahnung aufblitzen, ihr Mann habe plötzlich einen Anfall geistiger Störung erlitten, zumal da er fortgesetzt weinte und schluchzte, was jedenfalls selten bei ihm vorkam.

Da sagte er weich und matt: „Schau, Theres, der Herr da ist der Sohn vom Robert Blum, der Älteste, der Hans. Denk Dir, Theres!"

Da gabs auch bei der Wirtin tiefe Rührung. Die beiden schlichten Leute setzten sich mir gegenüber, und ich mußte ihnen viel erzählen von meines Vaters Leben und Sterben, meinem Vaterhause, von Muttern und Geschwistern und unserer Jugend. Erst das Erscheinen meines Abendbrodes unterbrach meine Erzählung. Als dieses erledigt und abgeräumt und ein zweiter Maßkrug aufgestellt war, da betraten meine Gönner von der königlich-bayrischen Staatsbahn den Schauplatz, setzten sich auf meinen Wink zu mir und ließen sich auch a Maßl von dem überaus rechtschaffene Bier reichen und a Käs und Brod, indem sie mir anvertrauten; der Zug gehe vielleicht doch schon a bißele früher, aber zu aaner Maßl lange's jedenfalls noch. Dann müßten sie aber gleich wieder auf das Statiönle. Um mich auch meinerseits jeden Augenblick aufbruchsbereit zu machen, bat ich den Wirt leise, mir zu sagen, was ich für mich und die Beamten schuldig sei, die mir dieses liebe, mir immer unvergeßliche Wirtshaus empfohlen hätten.

Bei meiner Frage nach meiner Schuldigkeit nahm das biedere Wirtsgesicht jedoch fast einen Ausdruck bösartigen Zornes an, und er ballte die Fäuste, als wolle er mit mir „raafe". „Herr Blum, wolle Sie mich und mei Frau beleidige?" rief er schrill. „Meine Sie, wir nehme dem Sohn Robert Blums sei Geld ab, was unser

Digitized by Google

deitsch Volk g'sammlet hat für die arme Kinder von dem edle Märtyrer? Meine Sie, der Hofjackl und sei Frau seien so tief gesunka?!"

Die beiden Beamten hörten den bewegten Worten, die ihnen enthüllten, wer ihr junger Reise- und Zechgenosse sei, mit begeistertem Erstaunen zu. Ich aber sagte ernst: „Herr Wirt, nochmals innigsten Dank Ihnen und Ihrer Frau für Ihr treues Andenken an meinen Vater, aber der Sohn Robert Blums darf sich doch seine Zeche nicht schenken lassen!"

„Schenken lassen, schenke lasse! Rede Sie nur nit a so, Herr Blum. Das isch doch nix g'schenkt, das isch doch nur, wie die Herre Preiße da unne sage, unsre verdammte Pflicht und Schuldigkeit gege — n — Ihre liebe Vatter und sei Sohn. Nu awer Schluß, Herr Blum, und komme Sie bald widder!"*)

Es gab keine Widerrede mehr, denn vom Bahnhof pfiff es. Wir drei Gäste erledigten daher schleunigst unser Bierwerk, drückten den trefflichen Wirtsleuten herzlich dankend die Hand und stürzten dem Bahnhof zu. Gleich darauf ging unser Zug in der Richtung nach Lindau ab, wo wir erst gegen zehn Uhr abends anlangten, und ich übernachtete.

Am folgenden Abend traf ich über Zürich in Bern ein, wo die Meinen jetzt in der malerischen Rößlimühle im Vorort Sulgenbach wohnten. Das Wiedersehen mit Mutter und Geschwistern war herzerfreuend. In den nächsten Tagen auch das mit meinen alten Berner Freunden, Lehrern usw., und das erneute Verweilen an den Wohnstätten meiner Knaben- und Jünglingszeit: Wabern, Kleinwabern, Selhofen, Hubelgut usw. Nur fühlte ich, der ich sonst fast unermüdlich im Wandern war, mich jetzt von jedem größeren Ausgang ganz merkwürdig angegriffen. Am peinlichsten wurde mir das bei einem etwa zweistündigen Ausflug in die westlichen Umgebungen Berns mit Theodor Kocher. Eigentlich hatten wir viel weiter wandern wollen, aber wir kamen in Regen, und mir wankten bald die Knie, ich konnte mich kaum weiter schleppen, mußte häufig ausruhen und bekam entsetzliche Kopfschmerzen, obwohl ich äußerst mäßig gelebt hatte. Der im Studium der Heilkunde schon weit über seine Semester vorgeschrittene Freund blickte mit tiefer Besorgnis in meine stieren Glutaugen,

*) Meine Mutter sagte als ich ihr den Vorgang erzählte: „Robert Blum im Herzen seines Volkes."

Digitized by Google

auf das bei dem kühl-regnerischen Wetter doppelt verdächtige brennende Rot meiner Wangen, führte mich am Arm, um mir den Heimweg zu erleichtern, und faßte dabei unauffällig mein Handgelenk, indem er gleichzeitig die Uhr zog, als wolle er berechnen, wann wir etwa in der Rößlimühle anlangen würden. „Ei, Du hast einen Sekundenzeiger an der Uhr, Theodor?" rief ich beinahe fröhlich. — „Ja, mein lieber Hans," gab er ernst zurück, „ich habe damit Deinen Pulsschlag gemessen, Du hast Fieber und mußt gleich ins Bett, wenn Du daheim bist." — „Ach, es ist sicher nur eine augenblickliche Erkältung von den Platzregengüssen, die uns durchnäßt haben, Theodor." — „Wir wollen es hoffen, mein Lieber," versetzte er bedrückt und führte mich, so schnell es nur ging, auf den geradesten, stark abkürzenden Feld- und Fußpfaden zur Rößlimühle zurück, wo ich tief erschöpft, fast ohnmächtig anlangte, und Theodor mich sogleich zu Bett brachte, nachdem er meine aufs Äußerste erschrockenen Lieben nach Kräften beruhigt hatte, so lange ich dabei war.

Unter vier Augen mag er dann aber wohl recht besorgt mit meiner Mutter gesprochen haben. Denn eine Stunde später stand unser homöopathischer Hausarzt an meinem Bette, der sehr ernst von mir ging. Am nächsten Tag verhehlte er mir selbst nicht, daß ich einen *schweren Unterleibstyphus* hätte. Die von München eingeschleppte Krankheit war also ausgebrochen.

Der Fall war in der Tat sehr schwer. Lange schwebte ich zwischen Leben und Tod, sehr nahe dem Rande des Grabes, ich fühlte es selbst, und dabei war meine innigste, aber unausgesprochene Sehnsucht die, meine Anna noch einmal zu sehen, ehe meine letzte Stunde schlüge. Tag und Nacht standen die Fenster meines abgelegenen Zimmers im zweiten Stockwerk offen, um immer frische Luft einzulassen. So hörte ich allezeit den unten durch den Hausgarten strömenden, dann tief abstürzenden Mühlbach ebenso lebhaft rauschen wie einst den Fabrikbach im lieben Hause Fischer. Die offenen Fenster hatte zudem ein Schwalbenpärchen sich zu nutze gemacht, an einem der Dachbalken der Holzdecke meines Zimmers ein Nestchen gebaut und flog nun, unter lautem Zwitschern, immer aus und ein; zu meiner großen Freude in den wenigen Stunden, da ich bei leidlich klarem Bewußtsein war.

Dann überwand meine kräftige Natur aber auch diese schwere Krankheit. Das Fieber verschwand, das klare Bewußtsein kehrte zurück und zugleich eine unbeschreibliche, nie zu befriedigende Eß-

Digitized by Google

lust. Denn der kluge Arzt gestattete wohlweislich nur kleinere Portionen auf einmal. An Fleisch durfte ich zuerst wieder rohen westfälischen Schinken gewiegt genießen, der für mich allein aus der Stadt geholt wurde, da die Meinen „das rohe Zeug" nicht mochten. Davon war mir mehrmals des Tags eine genau vorgeschriebene Gewichtsmenge, oder vielmehr Wenigkeit erlaubt, und meine gute Schwester wog das bischen immer erst gewissenhaft ab, ehe sie mirs überreichte. Immer aber glaubte ich mich von ihr benachteiligt und scheute selbst den schmählichen Vorwurf nicht, sie habe mir den Hauptteil weggegessen.

Nun konnte ich auch schon wieder aufstehen und etwas umhergehen, immer länger und weiter. Begreiflich, daß ich daher den Arzt danach drängte, mir nun auch bald den Besuch der jedenfalls bereits wieder begonnenen Collegien zu gestatten. Er aber verbot mir aufs strengste, in diesem Semester irgend ein Colleg meines Fachstudiums zu hören — wahrscheinlich, weil er dachte, ich würde dabei zu lange in der Universität sitzen und auch in häuslichem Fleiß zuviel tun. Dagegen erlaubte er mir, das wöchentlich nur vierstündige Colleg von Moritz Lazarus über Psychologie zu belegen und bei meinem ehemaligen Zeichenlehrer am Berner Gymnasium Frederic Kurz*) die Malerei zu erlernen. Vorher aber müsse ich unbedingt erst, zu meiner völligen Erholung, in Begleitung von Mutter und Schwester, einen längeren Aufenthalt im Berner Oberland nehmen, und zwar am besten in dem sehr geschützt und reizend liegenden Châlet du lac in Bönigen (bei Interlaken) am Brienzer See.

Da half kein Widerstreben. Der Arzt, dem meine Mutter unbedingt vertraute, und dem auch ich aufs dankbarste verpflichtet war, hatte gesprochen! So reisten wir Drei denn nach dem wirklich reizenden Châlet du lac in Bönigen, waren hier, in der frühen Jahreszeit natürlich meist die einzigen Gäste der Wirts-Familie Mühlemann und fühlten uns überaus wohl in der kräftigen Luft, der herrlichen Gegend und bei der trefflichen, außerordentlich billigen Verpflegung. Das kleine Hotel hatte am Seeufer ein eigenes Ruderboot liegen, das ich nach Belieben benutzen durfte. So ruderte ich denn die Meinen häufig in den See, über denselben nach dem malerischen Ringgenberg, oder seeaufwärts bis Iseltwald usw., wobei meine Kräfte sehr erstarkten.

*) S. o. S. 147.

Digitized by Google

Wir fuhren auch mit dem Dampfer zum Gießbach, — den wir bestiegen, — und nach Brienz, und machten tüchtige Spaziergänge. Unser großartigster Ausflug war der auf die Schynige Platte — mit Wagen bis Gsteig, die Mutter von da auf einem Tragsessel mit Trägern auf- und abwärts, die Schwester und ich zu Fuß. Ich hielt den etwa sechsstündigen Marsch vortrefflich aus. Zu meinem Geburtstag am 8. Juni luden wir Theodor Kocher nach Bönigen ein. Bei meinen Ruderfahrten hatte ich zuvor im Bödeli (Schwemmland) der Lütschine — die aus dem Lauterbrunner- und Grindelwaldtal herausströmt und bei Bönigen sich in den Brienzer See ergießt, — sehr hübsche, reinlich skelettierte Ziegen- etc. Schädel entdeckt, die zum Teil aus dem Triebkies des Schwemmbodens herausragten. Ich ruderte den Freund Kocher dorthin, grub ihn die schönsten Schädel aus und schenkte sie ihm. Viele Jahre lang hatte er sie dann in Bern in seinem Arbeitszimmer stehen, auch noch, als er schon Professor geworden.

Am meisten verkehrten wir alle mit der Nichte der Wirtsleute, Elise Rubin, einem jungen, blühenden, natürlichen und wohlunterrichteten Mädchen, das in der Hauptsache den Haushalt führte und die Aufwartung der Gäste besorgte. Man konnte in unbefangenster Weise mit ihr plaudern, und gern nahm sie, mitrudernd, an unsern Seefahrten teil. Später leitete sie den wesentlich vergrößerten Gasthof allein, auch jetzt noch.

An mein fernes Lieb dachte ich aber auch in dieser schönen stillen Seeeinsamkeit immer und wurde an sie eines Tages plötzlich noch ganz besonders lebhaft erinnert. Herr Mühlemann hatte nämlich, ehe er in Bönigen das Chalet du Lac erbauen ließ, das berühmte Hotel auf der Wengernalp (Berner Oberland, gegenüber der Jungfrau) besessen und geleitet und die dort oben gehaltenen „Fremdenbücher", in die sich seine dortigen Gäste und Touristen eingeschrieben hatten, mit nach Bönigen genommen. Er legte mir diese Bücher vor, weil darin nicht bloß viel berühmte Namen ständen, sondern auch manchmal recht nette Gedichte und Zeichnungen zu finden seien. Ich durchforschte diese Bücher mit großer Aufmerksamkeit und entdeckte bald darin einen Namen, der mir teurer und wichtiger war, als alle Berühmtheiten der Welt: „Anna Fischer". Mit ihren Gefährtinnen von der Pension in Lausanne*) und einigen Lehrerinnen hatte sie im Sommer 1857 die Wengernalp besucht.

*) S. o. S. 141.

Digitized by Google

Als ich diesen teuren Namen entdeckt, blätterte ich nicht weiter, sondern blickte in sinnender Rührung auf die lieben Schriftzüge.

Herr Mühlemann mochte zuvor mein lebhaftes Interesse an dem Bande behaglich aus der Entfernung beobachtet haben und glaubte nun auch mein lautlos-sinnendes Nachdenken richtig zu deuten. Er fragte mich nämlich, auf mich zutretend: „Aha, Sie haben gewiß den Prinzen von Wales entdeckt?" — „Was soll ich entdeckt haben? Den Prinzen von Wales?" rief ich, mehr erschrocken als erstaunt, und wandte rasch einige Blätter um, damit er keinesfalls herausfände, welcher Name mich so tief ergriffen hatte. — Er aber meinte, ich suche den von ihm genannten erlauchten Namen und rief eifrig: „Sehen Sie, Sie sind dicht dabei, schlagen Sie nur noch zwei weitere Blätter um, da finden Sie ihn." Und nun wies sein Finger auf eine Einzeichnung die lautete:

„Albert Edward, Prince of Wales"*)

Darunter das Datum des Besuchs des Prinzen auf der Wengernalp.

„Ja, das ist sehr interessant," sagte ich, ganz gegen meine wirkliche Meinung, nur um den Wirt noch besser von *meinem* Fund abzulenken.

„Das will ich meinen!" rief der Wirt ungewöhnlich heiter. „Hören Sie nur, wie das zuging." Nun erzählte er: an jenem Tage sei ein junger Mensch von 15 oder 16 Jahren zu Fuß und allein, nach eifrigem hastigem Steigen von Lauterbrunnen und Wengen herauf, beim Wengernalp-Hotel droben angekommen, ganz erschöpft, schweißtriefend und hochrot vor Hitze, habe anscheinend vergnügt das Aushängeschild am Hotel: „English spoken" gemustert und dann sogleich, noch vor der Hoteltüre, beim Wirt „eine Flasche Champagner auf Eis — aber sehr kalt" bestellt. Der Wirt lächelte bloß kopfschüttelnd und rief dann auf Englisch: „Was, Sie wollen jetzt Champagner auf Eis trinken, Sir?" — „Of course, natürlich will ich," rief der Jüngling erregt auf Deutsch — „hab' es ja schon gesagt, Sir, kann und werde ich auch sehr gut bezahlen Champagner auf Eis." — „Nun, Sir, ich will aber *nicht*! Es wäre eine Sünde und Schande von mir, Ihnen jetzt, wo Sie noch so furchtbar heiß vom Aufstieg sind, eiskalten Champagner vorzusetzen, nur um des schnöden Geldverdienstes willen!" rief Mühlemann auf Englisch. — „Was? Sie wollen meinem Wunsch und Befehl widersprechen, Sir, wissen Sie denn wer ich bin?" — „Ja wohl, Sir, ein junger

*) Der jetzige König von England, Eduard VII.

Digitized by Google

Mann, der noch nicht weiß, daß er sich in seinem erhitzten Zustand an eiskaltem Champagner den Tod trinken kann. Ich werde Ihnen sogleich ein Glas warme Milch geben lassen." — „O, warme Milch, Sir!" rief der Jüngling verächtlich. „Ich bin kein Baby, ich bin der Prinz von Wales!" — „Nun, wenn Sie gar der Prinz von Wales sind, Hoheit, so wächst meine Verantwortlichkeit noch bedeutend," rief der Wirt ernst. „Da bekommen Sie erst recht keinen Champagner, nur ein großes Glas meiner allerbesten warmen Milch."

In diesem Augenblick ließen sich im Rücken der erregten Sprecher laute, freudige Cheers vernehmen, aus dem Munde von etwa vier feinen älteren Engländern, die unbemerkt hinter die Sprecher getreten waren und ihr Gespräch mit angehört hatten. Es waren die Begleiter des Prinzen, die ihm jetzt sofort freimütig die Torheit seines Verlangens vorstellten, den wackeren selbstlosen Wirt aber mit Lobsprüchen überhäuften. Das kleine Ereignis wurde bald darauf in englischen Blättern ausführlich erzählt, und in noch größeren Scharen als sonst strömten in diesem und im nächsten Sommer die Engländer nach der Wengernalp, um sich das Musterbild eines Schweizer Wirtes anzusehen, der dem Prinzen von Wales statt des geforderten eiskalten Champagners warme Milch aufgedrungen hatte. Nur aus Rücksicht auf seine Gesundheit, die größere Schonung erheischte, hatte der treffliche Mann sein weltberühmtes Hotel auf der Wengernalp mit dem kleinen Chalet du lac in Wönigen vertauscht, das er in der kurzen Rast seiner Tage erst noch selbst berühmt machen mußte.

Ich kehrte aus dieser herrlichen Frühlingsfrische vollkommen genesen nach Bern zurück und betrieb hier nun aufs eifrigste die einzigen Studien, die mein Arzt mir während dieses Sommersemesters erlaubt hatte: Die Malerei bei Fred. Kurz und Psychologie bei Moritz Lazarus.

Bei Kurz malte ich auf dem Atelier etwa zwei Monate lang vier Stunden täglich am Morgen, mit unendlicher Freude. Er war in der Zeichnung ebenso streng-genau naturwahr wie in der Farbe, sein Malunterricht daher von größtem Wert, obwohl er mir nur einen lächerlich billigen Preis dafür berechnete. Er ließ mich auf dem Atelier nur wirkliche, mir auch obendrein bekannte Berner Landschaften kopieren, die er sorgfältig nach der Natur gemalt hatte: so den kleinen Hofwyler See mit dem Jurahintergrund; den schönen Wald in Reichenbach bei Bern, der sagen-

Digitized by Google

haften Todesstätte Rudolfs von Erlach, des Siegers von Laupen; die Schynige Platte, vom Brienzer See, etwa von Bönigen aus gesehen usw. Natürlich arbeitete ich an diesen mir beinahe heimatlich vertrauten Landschaften mit doppeltem Interesse. Dabei ließ mich Kurz, nachdem ich die Grundlagen der Farbenmischung und Pinselführung mir gut eingeprägt hatte und sie meist richtig betätigte, immer eine zeitlang allein schaffen, ohne mich zu beobachten und meine Arbeit zu beurteilen, um mich so zu eigenem Nachdenken, selbständigem Vollbringen und Urteil recht anzuregen. Diese Zeitabschnitte, da er mich meinen Pfad in der Malkunst allein suchen ließ — diese „Lehrpausen", könnte man vielleicht sagen — dauerten mitunter lange, zumal da er Wert darauf legte, daß ein Landschaftsbild alla prima ganz und mit allem Fleiß fertiggestellt, nicht erst untermalt, dann übermalt wurde usw. Er war also durchaus kein Anfänger jener Malweisheit der modernen Schule:

Zuerst kommt die Untermalung,
Dann kommt die Lasur,
Dann Farb' drauf in Häufen,
Dann wird's grad wie d'Natur.

Während der längeren „Lehrpausen" erzählte er mir nun wundervolle Dinge aus seiner „Indianerzeit". Er, der Sohn einer der besten Berner Familien, der Bruder des eidgenössischen Oberst Kurz, war nämlich nach seiner völligen Ausbildung als Maler, auch in Paris, etwa um 1845 von der unwiderstehlichen Sehnsucht ergriffen worden, ein Volk und Land im Urzustand kennen zu lernen und zu malen, und war deshalb unter die Indianer des fernen Westens Nordamerikas am Mississippi usw. gegangen, und hatte die Rothäute in allen ihren friedlichen und kriegerischen Beschäftigungen gemalt, ihr Land in allen Stimmungen der wilden Natur — sein großartigstes Bild war wohl ein Prairiebrand: im Vordergrund alle wilden Tiere der Steppe, in Todesnot friedlich vereint, nebeneinander flüchtend. Er war bei den Indianern als „weißer Bruder" immer und überall mit Freuden und rührender Gastfreundschaft aufgenommen worden. In der guten Jahreszeit, da sie Wildbeute, Baum- und Bodenfrucht reichlich hatten, ließ er sich das gefallen. Aber im Winter, wo die unbedachtsamen Kinder der Wildnis, die keine Vorräte sammelten, Not litten, da pachtete Kurz die der Wildnis zunächst gelegene Schenke, machte hier den Wirt der weißen Pelzjäger, Trapper, Winter-Waidgesellen und wandernden Händler

Digitized by Google

und ernährte seine roten Freunde von seinem guten Verdienst. Eine unendliche Fülle fesselndster Land- und Völkerschilderungen — sprechend lebendig durch die rings ausgebreiteten Gemälde —, heiterster, ernstester, spannendster und ergreifendster Erlebnisse, zog da bei seinen schlicht-treuherzigen Worten an mir vorüber, während er auf den von ihm selbst erbeuteten Fellen wilder Bestien auf dem Sofa ruhte und aus der reichverzierten indianischen Toupfeife rauchte, die der Stamm ihm zum Abschied geschenkt hatte. Denn er hatte das alte Schweizer Heimweh bekommen, nachdem die Kunde vom Schweizer Sonderbundskrieg Ende 1847 im fernen amerikanischen Westen an sein Ohr gedrungen war. Das alles war eine so wundervolle Zugabe zu seinen vorzüglichen Malstunden, wie sie wohl selten einem Kunstjünger zu teil wird.

Sowie ich nun im Atelier nach Ansicht meines Lehrers ausreichend nach Vorlagen gearbeitet hatte, führte er mich an eine hohe, von der Straße etwas abgelegene Stelle zwischen Bern und Wabern und hieß mich die Landschaft nach der Natur malen: die Berner Alpen und deren zackige Vorberge im Hintergrund, das Däl-Hölzli (Wald) im Mittelgrund, die wilde Aare und Buschwerk im Vordergrund. Und bei dieser ersten Naturstudie wich er nicht von meiner Seite, wenn er mir in meine Arbeit, nach seiner löblichen Art, auch selten dreinredete. Doch geschah das allerdings schon, nachdem ich rasch die Luft zu seiner Zufriedenheit vollendet hatte, und nun Alpen und Vorberge auf die Leinwand malte. Ich hatte damals noch merkwürdig scharfe Augen und sah in weitester Ferne noch deutliche Farbenunterschiede, wo Normalmenschen wohl nur einen einheitlichen Farbenton von Grau, Blau oder Weiß sehen. Da rief er verwundert aus: „Ja, was malen Sie denn da, wo sehen Sie denn all diese Einzelheiten?“ — „Dort in den fernen Alpen und den Vorbergen.“ — „Mit bloßem Auge, das ist ja fabelhaft!“ — „Natürlich mit bloßem Auge.“ — „Ja, so kriegen Sie aber perspektivisch keine Ferne in Ihrem Bilde heraus, oder müßten dann im Mittel- und Vordergrund jedes Zweiglein und Blättchen und jede Welle der Aare malen, und das würde nicht bloß ein halbes Jahr Zeit erfordern, sondern auch unschön wirken. Ich will Ihnen mal zeigen, wie ich die Alpen und Vorberge sehe und daher auch malen würde.“ Dabei ergriff er Palette und Pinsel und setzte durch einige Pinselstriche die von mir gemalten Alpen und Vorberge in die einem normalen Auge entsprechende gleichmäßigere und weniger aufdringliche Fernstimmung der Farbe, in Licht und Schatten. Ich

Digitized by Google

führte dann den übrigen Teil des Hintergrundes zu seiner Zufriedenheit in denselben Ferntönen aus.

Alle weiteren Bilder ließ er mich ganz allein und selbständig nach der Natur malen; wenn sie vollendet waren, sich vorlegen, und begab sich dann meist mit mir an die Stelle der Aufnahme, um hier, bezüglich der Wahl des Platzes sowohl als des Bildes eine meist recht beifällige Kritik zu üben.

Er war und blieb unvermählt, lebte in fröhlich-vornehmer Künstlereinsamkeit äußerst mäßig und bedürfnislos. Auf seinen Wildfellen ausgestreckt, mit friedlich-verklärtem Antlitz, die indianische Pfeife neben ihm liegend, fanden ihn seine nächsten Verwandten eines Morgens entseelt liegen. Ein Herzschlag hatte dem Leben des bis zum letzten Tage kräftig-rüstigen Mannes ein Ende gemacht.

Man kann sich denken, wie freudig mich der Unterricht dieses trefflichen Künstlers und Mannes beschäftigen, wie sehr mich mein stetes Fortschreiten in der herrlichen Kunst beglücken mußte, namentlich nach der kurz zuvor überstandenen schweren Krankheit. Aber so begeistert auch ich damals malen lernte und nach der Natur zu malen anfing, und so unendlich viel an edelster Erhebung und Lebensfreude ich der eigenen Kunstübung auch damals und in den 46 weiteren Jahren meines Lebens danke, noch gewaltiger ergriff mich damals doch das einzige Kolleg, das ich an der Berner Hochschule im Sommer 1861 hören durfte, die Vorlesungen von Moritz Lazarus über Psychologie, „das Leben der Seele". Namentlich wurden sie von größter Bedeutung sowohl für meinen späteren Anwaltsberuf, — besonders für mein Wirken als Verteidiger, — als für mein schriftstellerisches Schaffen.

Moritz Lazarus war damals erst 57 Jahr alt, stand also im Alter kräftigster Männlichkeit. Er war 1860 Professor der Philosophie in Bern geworden. In jeder der wenigen Wochenstunden seiner Vorlesungen bot er unserem andächtig lauschenden Ohr und freudig klopfendem Herzen eine Fülle tiefster Gedanken und Forschungen, einfachster und befriedigendster Lösungen schwierigster Seelenrätsel. Und das alles in formvollendeter, freier Rede, mit der schlichten Wärme eigener inniger Überzeugung, ohne jeden Schein und Dünkel unfehlbarer Lehrmeinung, ja ohne allen Streit mit den Widersachern seiner Ansicht, den Materialisten und Pessimisten,

Digitized by Google

da diese durch die sachlichen Ausführungen des Redners von selbst überwunden wurden. Eine hohe idealistische Weltanschauung, ein freudig-gläubiges Bekenntnis zu Gottes sittlicher Weltordnung sprach aus jeder seiner Beobachtungen und Untersuchungen bezüglich des Lebens der menschlichen Seele. Mein fester religiöser Unsterblichkeitsglaube fand hier die sicherste wissenschaftliche Begründung aus den Lebenserscheinungen und Lebensgesetzen der menschlichen Seele, im Gegensatz zu denen unseres Körpers — z. B. des raschen und immer neuen „Stoffwechsels" unseres Körpers, und dagegen des allezeit feststehenden, unendlichen Gedächtnis- und Erinnerungsvermögens unserer Seele, das plötzlich auch scheinbar längst tote Eindrücke unserer Jugend und Kindheit in leuchtender unmittelbarer Lebendigkeit uns wieder vor das Auge führt, wenn sie uns durch ein mächtiges Interesse unserer Seele plötzlich wieder wachgerufen, auferweckt werden.

Lazarus konnte zum Beweis hierfür einen seltsamen Vorgang aus dem Leben des berühmten englischen Goetheforschers George Lewes, nach dessen eigenen Aufzeichnungen, anführen. Lewes hatte als Jüngling den Krieg unter Wellington gegen Napoleon I. in Spanien mitgemacht und dabei so fließend Spanisch gelernt, daß er sein Tagebuch in dieser Sprache führte. Später hatte er keine Gelegenheit mehr, spanisch zu sprechen und zu schreiben, und vergaß daher die Sprache so vollständig, daß ihm sogar die eigenen spanischen Niederschriften seines einstigen Tagebuches nicht mehr verständlich waren. Manches Jahrzehnt nach seinem Kriegszug in Spanien vernimmt er da eines Abends an der Kasse des Drury-Lane-Theaters in London plötzlich einen erbitterten Wortstreit zwischen dem Kassierer und einem Fremden, der nur über wenige englische Worte verfügt, aber doch soviel zu erkennen gibt, daß er sich im Billetpreis vom Kassierer unverschämt überfordert glaube, und dazwischen in seiner Muttersprache auf „die landesübliche englische Gaunerei" weidlich schimpft. Durch diesen Vorgang fühlt sich George Lewes in seiner Nationalehre tief verletzt und zu der sofortigen Untersuchung und Entscheidung gedrungen, wer von den Streitenden im Recht sei. Der Fremde spricht offenbar spanisch. Natürlich kann er auch nur in spanischer Sprache belehrt und überzeugt werden, daß — wie Lewes rasch feststellt — keine Überforderung stattgefunden habe — und da kann nun Lewes urplötzlich wieder ganz fließend spanisch sprechen, so daß der Fremde ganz entzückt ist, namentlich als er hört, welch ein berühmter eng-

Digitized by Google

lischer Gelehrter ihm hier den Dolmetscher macht, und daß dieser Mann einst für die Freiheit Spaniens im Kampfe gegen Napoleon Blut und Leben eingesetzt habe.

Natürlich war dieser Vorgang nur ein Beispiel neben vielen anderen, die Lazarus uns darbot für die wunderbare Fähigkeit der menschlichen Seele, anscheinend längst vergessene und tote Erinnerungen wieder zu beleben, wenn ein starkes seelisches Interesse das Dunkel der Erinnerung plötzlich durchleuchtet. Und eifrig stenographierte ich jedes Wort des verehrten Lehrers in einem Heft, das ich noch jetzt manchmal mit Freuden nachlese.

In seinem Kolleg führte Moritz Lazarus naturgemäß allein das Wort. Eben darum aber genügte ihm nicht, uns nur hier über das Wesen und Leben der Seele zu belehren. Denn ihm lag viel daran, auch etwaige Fragen und Zweifel, die wir aus seinen Vorträgen unausgesprochen in unserer Seele noch mit uns herumtragen mochten, von unseren Lippen freimütig zu vernehmen und dann mit uns zu erörtern und zu lösen. Deshalb lud er uns alle ein, wöchentlich einmal eine „zwanglose psychologische Unterhaltung" mit ihm zu führen, und zwar des Abends bei einem Glase Bier unter den herrlichen alten Bäumen der „Engi" bei Bern — einer großen öffentlichen Anlage mit Restauration. Hier nahmen wir unsere „zwanglose psychologische Unterhaltung" mit dem verehrten Lehrer, ganz in seinem Sinne, jedesmal erst dann auf, wenn das letzte Alpenglühen der gewaltigen Berner Alpenkette am südöstlichen Himmelsrand verglommen war. Dieses unbeschreiblich großartige, ergreifende Naturschauspiel genoß er jedesmal mit uns vorher in schweigender, andächtiger Rührung.

Alsbald nachher aber begann die in gleichem Maße herzerquickende, ungemein lehrreiche und gehaltvolle, aber wirklich durchaus zwanglose „psychologische Unterhaltung". Die von irgend einer Seite angeregten Fragen oder Zweifel stellte er, scharf und klar gefaßt, immer erst zur allgemeinen freien Erörterung, ehe er schließlich seine eigene Meinung kund gab, die erfreulicherweise meist schon zuvor bei der Mehrheit seiner Gäste Ausdruck gefunden hatte — so gut hatten sich die meisten schon mit seinen Lehren und Ideen vertraut gemacht und auch seelisch in diese eingelebt.

Ich, mit meinen zwanzig Jahren einer der jüngsten in diesem Denkerkreise, beteiligte mich nur ganz bescheiden an der Aufwerfung von Fragen und deren Erörterung. Gleichwohl aber wandte mir der verehrte Lehrer hier wie im Kolleg ganz besonders seine Blicke,

Digitized by Google

hier wie überall sonst seine besondere Gunst, Liebe und Teilnahme zu. Denn er wußte, wie der gewaltsame Tod meines Vaters mir plötzlich die Kindheit verdunkelt, mich über meine Jahre hinausgereift hatte, und er ahnte, wie ernst ich während meiner kürzlich überstandenen schweren Krankheit, nahe am Rande des Grabes, über die letzten Rätsel der menschlichen Seele gegrübelt hatte! Das freudige Bekenntnis meiner idealistischen Weltanschauung, meines festen Unsterblichkeitsglaubens nahm er unter vier Augen mit wohlwollend-freundlichem Beifall von mir entgegen.

Er und ich hatten nach und von der Berner Hochschule großenteils denselben Weg, und es schien ihm nicht unlieb, so oft wir uns trafen, dieses gemeinsame Wegstück mit mir zurückzulegen; denn er forderte mich jedesmal dazu auf, wenn ich grüßend an ihm vorbeischreiten wollte. Er bewohnte mit seiner Gattin eine Anzahl der besten Zimmer mit herrlicher Alpenaussicht in dem großartigen neuen Hotel zum „Bernerhof", das auf der beherrschenden Höhe der „Bundesterrasse" neben dem Bundespalast (Parlamentsgebäude der Schweiz) liegt, und zahlte für sich und die Gattin hier jährlich 13 000 Franken Pension, d. h. etwa das Vierfache seines Professorengehaltes. Glücklicherweise erlaubten es ihm ja seine sonstigen Mittel. Ohne jeden Anflug von Protzentum, bekundete er das in liebenswürdigster Weise auch dadurch, daß er am Ende jeden Semesters seine sämtlichen Hörer zu einem feinen Diner, mit edlem Wein und Champagner, in den „Bernerhof" einlud, wo er für das Gedeck jedes seiner Gäste etwa den Betrag zahlen mußte, den dieser Gast zu Beginn des Semesters an Kollegiengeld bezahlt hatte. Wir Volkswirte unter Lazarus' Hörern nannten daher unsere an ihn gezahlten Kollegiengelder nicht mit Unrecht scherzweise „eigentlich nur Trinkgelder".

In höchst ergötzlicher Weise sollte ich selbst eines Tages bekunden, in welchem Maße meine Seele von den Vorträgen und Gedanken meines Lehrers Lazarus ergriffen war. Ich hatte mir in einer der großen Buchhandlungen der Stadt das zweibändige Werk von Lazarus „Leben der Seele"*) bestellt, und sowie ich's dort ausgeliefert erhielt, begann ich eifrig darin zu lesen, während ich in den Straßen weiter schritt, — das offene Buch, Band I S. 1 flg. in der Linken vor den Augen, den zweiten Band in der herabhängenden Rechten, — bis ich das nächste Ziel meiner Stadt-

*) Berlin, Verlag von Heinrich Schindler. 1856.

Digitized by Google

wanderung erreicht hatte, einen Laden, in dem ich mir neue Ölfarben und Pinsel für meine Malerei kaufen wollte. Diese Läden sind an den Hauptstraßen Berns auch am Tage meist ziemlich dunkel, da sie von den Bürgersteigen ab meist ziemlich tief in das Hausinnere eindringen, die Bürgersteige sämtlicher Hauptstraßen Berns aber bekanntlich, an beiden Seiten des breiten Fahrdammes, von steinernen „Lauben" (Arkaden) überragt sind, die schon die Bürgersteige beschatten und verdunkeln, geschweige denn die dahinter liegenden Kaufläden. So zündete denn mein Hoflieferant von Farben und Pinseln ein Licht an, während er das von mir Gewünschte herausfuchte, und ich las währenddessen immer im ersten Band von Lazarus „Leben der Seele" weiter. Dann steckte ich die erkauften Farben und Pinsel ein, zahlte, empfahl mich und las unter den Arkaden in dem Werke weiter, während ich nun die Straßen in umgekehrter Richtung durchmaß als zuvor. Dabei war ich sehr überrascht, zu bemerken, daß viele der mir Begegnenden lächelten oder lachten, wenn sie mich anblickten.

Da rief mir plötzlich ein Universitätsfreund zu: „Salz,*) hier brauchst Du den Diogenes nicht zu spielen. In Bern findest Du auch ohne Licht Menschen." Verwundert über diese Worte, musterte ich meine Hände und gewahrte in der Rechten das brennende Licht meines Farbenlieferanten, das ich in tiefen Gedanken über Lazarus „Leben der Seele" statt des zweiten Bandes dieses Werkes aus dem Laden versehentlich mitgenommen hatte. Natürlich löschte ich das Licht sofort aus, stopfte es in die Tasche des Überziehers und vollzog dann eilig den Umtausch in dem zuvor verlassenen Laden!

Ganze Druckbogen wären erforderlich, wollte ich schildern, wie unendlich viel ich Lazarus Vorträgen, zwanglosen Aussprachen und seinem Werke beim meinem späteren schriftstellerischen Schaffen und Anwaltsberuf, namentlich als Verteidiger, zu verdanken habe. Ich darf ohne Übertreibung versichern, daß ich bei mancher schweren Anklage auf Leben und Tod dem Angeklagten Leben und Freiheit, in sehr vielen anderen Fällen den guten Namen gerettet habe, indem ich die Leuchte der Wissenschaft meines verehrten Lehrers in den Schwurgerichtssaal hineintrug und an der Hand seiner einfachen, gemeinverständlichen und überzeugenden Lehren scheinbar unlösbare psychologische Rätsel löste, oder die psychologische Unmöglichkeit der

*) Mein Biername, s. o. S. 151.

Digitized by Google

von Belastungszeugen falsch beobachteten oder beurteilten Vorgänge klar und scharf bewies. Dabei war mir hocherfreulich, mit welch gespannter Aufmerksamkeit die Geschworenen, aber auch Richter und Staatsanwälte diesen psychologischen Entwickelungen lauschten und ihnen dann im Wahrspruch und Urteil fast stets beipflichteten.

Lazarus, den sein wertvoller Leipziger Grundbesitz bis zum Anfang des letzten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts jedesmal während der Leipziger Messen nach Leipzig führte — er besaß dort u. a. die „Europäische Börsenhalle" in „bester Meßlage" — war stets hocherfreut und wissenschaftlich äußerst befriedigt, von mir zu hören, wie viel ich seiner Lehre im praktischen Wirken und Schaffen zu danken hatte.

Weder mit meinen täglichen Malübungen noch mit meinen psychologischen Studien war aber der Arbeits- und Tatendrang meiner wiedergewonnenen Gesundheit und Kraft im Sommer 1861 erschöpft. So schrieb ich denn in jenen Tagen, namentlich in den meist daheim in der Rößlimühle verbrachten Abendstunden, die erste größere Dichtung: das Trauerspiel Samuel Henzi. Den geschichtlichen Stoff beherrschte ich schon seit Jahren vollständig, da ich schon 1858 begonnen hatte, ihn novellistisch zu behandeln. Das tragische Geschick des edeln Mannes, der 1749 versucht hatte, sein Bern zu einem wirklichen Freistaat zu machen, und dafür auf dem Richtblock büßte, hatte bereits Gotthold Ephraim Lessing zu dem Bruchstück eines Trauerspiels begeistert und ergriff mich um so mehr, als Henzis Streben und Tod mit dem meines Vaters Ähnlichkeit hatte. So vollendete ich denn nach festem Plan in begeisterter Unrast die fünf Akte meines Trauerspiels rasch nacheinander. An diesem Schaffen und seiner Vollendung hatte ich volles Genüge. Der Ehrgeiz, mein Werk gedruckt oder aufgeführt zu sehen, lag mir fern, obwohl es in Bern und Leipzig, — hier namentlich bei meinem Freunde, dem scharf kritisierenden Charakterdarsteller Volkmar Kühns — bei vielen Sachverständigen wohlwollendste Beurteilung fand. So ist es denn, ohne alles Leidgefühl meinerseits, bis heute „Manuskript" geblieben. Ihren einzigen Zweck, mich zu beschäftigen, zu begeistern und zu befriedigen, hatte die Dichtung ja doch reichlich erfüllt.

Mit dem Ende des Berner Sommersemesters 1861 und dem Beginn der Ferien dienten hierzu andere löbliche Mittel, die gar nicht der Einbildung, sondern der Wirklichkeit angehörten. Vor Allem planten Alexander Wyfard und ich, in fröhlicher

Digitized by Google

Erinnerung an unsere herrliche Wanderung nach Genf, 1859,*) eine gemeinsame kleine Reise ins Berner Oberland, und zwar zunächst die Besteigung des über 8000 Fuß hohen Riesen am Thunersee, dann die der Schynigen Platte, des Faulhorns usw. am Brienzer See, und andere gemeinsame Heldentaten. Auf das Gebot meiner guten Mutter mußte ich einige homöopathische Hausmittel mit einpacken und einen warmen Überzieher. Ich selbst hielt natürlich meine Malschachtel und außerdem noch eine große blecherne Kaffeemaschine mit Kaffee, Zucker und Spiritus für unentbehrlich, um unterwegs den Kaffee selbst für uns zu bereiten und dadurch an Geld zu sparen. Selbstverständlich fehlte auch der lange Bergstock mit Eisenspitze nicht. So war ich denn sehr schwer bepackt. Aber das störte die gute Laune nicht.

Fröhlich traten wir vom Dampfschifflandeplatz in Spiez am Thuner See aus eines Frühnachmittags unsere Wanderung nach dem Riesen an. Hinter dem reizenden Dorfe Wimmis am Fuße des Riesen begann der Aufstieg, gleich ziemlich steil. Wir waren erst etwa 150 Fuß gestiegen, als wir unter einer steilen Felswand eine Gruppe bestürzter Landleute um ein jammerndes Wesen dichtgedrängt auf dem Boden kniend fanden. Wir traten besorgt hinzu und erkannten in dem Gegenstand der gemeinsamen Sorge ein schwerverwundetes junges Schwein, das von dem Felsen abgestürzt war und sich wahrscheinlich das Rückgrat verletzt hatte. Um den Leuten unsern Anteil an ihrem Herzeleid zu beweisen, zog ich meine homöopathischen Hausmittel heraus und flößte dem Tier drei bis vier winzige Kügelchen Aconit in 360er Verdünnung ins Maul, was ungemein dankbar aufgenommen wurde, wenigstens von den Leuten; das Schwein äußerte über die Heilmittel Hahnemanns keine besondere Meinung. Wir zogen nun, heiter vor uns hinlachend, weiter aufwärts. Aber kaum waren wir auf dem Gipfel der dem armen Schwein so verhängnisvollen Felswand angelangt, als die biederen Alpenhirten in der Tiefe unter uns sich zu einem wilden Korps der Rache verwandelt zu haben schienen. Alle Flüche und Verwünschungen der Berner Mundart schallten zu uns herauf, auch Drohungen mit Landjägern (Polizei) und Steckbriefen, unterstützt durch hochgeschwungene Fäuste und Stöcke. Wir sollten das arme, nun tote „Säuli" vergiftet haben! Eine Verfolgung durch das aufgeregte Rachekorps war für uns nicht unbedenklich; so

*) s. o. S. 155 bis 170.

Digitized by Google

riefen wir denn hinab: das arme Tier sei infolge des Bruches seines Rückgrats verendet, und unsere Medizin ganz unschädlich gewesen. Zum Beweise dafür schluckten wir selbst vor den Augen unserer Ankläger eine starke Dosis Homöopathie hinab. Das beruhigte die Leute, und wir konnten unbehelligt weiter ziehen.

Ich machte nun Wysard den von ihm gern genehmigten Vorschlag, unsern Nachmittagskaffee im Freien zu bereiten, und wir wählten dazu einen vermeintlich windstillen Platz auf einer Felsplatte in einem Tannenwäldchen, dicht und hoch über einem vom Riesen und Wildstrubel herabströmenden, unter uns dahinbrausenden Wildbach (dem Staldenbach). Kaum hatte ich aber das Wasser in der großen Blechkanne über die Spiritusmaschine zum Sieden angesetzt und den Spiritus entzündet, als ein Sturmwind aus dem Strombett heranfegte, den ganzen Spiritusvorrat in wilde Flammen setzte, die Spiritusmaschine zerstörte und uns nur zur Rettung der Kaffeekanne noch knapp Zeit ließ. Alles Übrige von unserer herrlichen Kaffeemaschine ließen wir an der Stätte der Verheerung zurück und waren nur froh, daß wir unsern Kaffee nicht bei der nächsten Alphütte bereitet hatten, wie wir ursprünglich planten. Sonst stand diese jetzt wahrscheinlich schon in Brand, und wir wurden als Brandstifter in die Burgverließe des malerischen Schlosses Wimmis geschleppt!

Wir schritten nun, über unsere Abenteuer in heiterster Laune, rüstig unsern Fußpfad weiter, im Zickzack über Matten und durch Wald, trotz der drückendschwülen Luft. War doch der Himmel über uns tiefblau, also die herrlichste Alpenrundsicht droben auf dem Riesengipfel als reicher Lohn unserer Mühsal zu erwarten. Als wir aber nach gut zweistündigem Marsch bei den Hütten von Unterstalden auf das rechte Ufer des Staldenbaches übersetzten und in Windungen die Rasenhänge des Riesen steil hinanstiegen, gewahrten wir zu unserm Erstaunen, daß sich inzwischen über dem tief unter uns liegenden Simmental ein furchtbares Gewitter zusammengezogen hatte, während der Himmel über uns immer noch in wolkenlosem Dunkelblau sich wölbte. Das Gewitter zu unsern Füßen brach nun in aller Heftigkeit los, unheimlich zuckten die Blitze, auch aufwärts gegen uns in die blaue Luft. Es war ein wunderbares, großartiges Schauspiel.

Wir klommen aber eilig weiter, da nun auch die heitere Bläue über unsern Häuptern zu verschwinden und sich zu trüben begann. Nach gut einstündigem weiteren Steigen hatten wir die Staldenegg

Digitized by Google

erreicht, den scharfen Grat, der die uns gegenüber schmal wie ein Messerrücken aufragende steile Bettfluh mit dem Niesen verbindet, und wo sich die erste Aussicht auf die Alpen wie auf das reizende, nun schon fast 4500 Fuß unter uns liegende Gelände des Thuner Sees für uns eröffnen sollte. Aber nur dort unten lachte stellenweise noch etwas Sonnenschein. Die Alpen hatten ihre strahlenden Schneehäupter in dunkeldrohende Wolkenmassen gehüllt, und nun krachte auch über unsern Häuptern schon der erste Donnerschlag, ein grausiges Dröhnen, dessengleichen wir auf der Berner Hochebene noch nie gehört hatten, geschweige denn ich in der Leipziger Niederung. Bald darauf zuckte der erste Blitz in blendend-weißem Licht aus der schwarzen Wolkennacht über uns. Schwere Tropfen begannen zu fallen, und ein brausender Sturmwind drohte uns über die dachsteilen Felsenzinnen des Grates in die grausige Tiefe schleudern zu wollen. Das Wirtshaus unter der Niesenspitze war noch 1¼ Stunde entfernt. Also galt es für uns, schleunigst ein anderes Obdach in unserer, schon weit oberhalb der Baumwuchsgrenze belegenen Höhe zu finden!

Zu unserem Glücke standen nahe an unserm rauhen, schmalen und nun recht gefährlichen Hochgebirgspfad ein paar niedrige, einfache Sennhütten, in denen das Heu der Alpenmatten gesammelt wird, und gleich die erste dieser Hütten zeigte sich unverschlossen. Wir natürlich sofort hinein! Und wenige Sekunden später lagen wir in dem weichen duftigen Heu ausgestreckt, den Mantel über uns gebreitet, den Rucksack als Kopfkissen unter den Denkerhäuptern, und ließen in dieser angenehmen Lage das schauerlich-großartige Hochgewitter um uns toben und brausen. Mehr als einmal schien unsere Hütte in Brand zu stehen, so grell zuckten die Blitze. Fortwährend schwankte und bebte die Hütte unter den furchtbaren Stößen des Sturmwindes, von ihrer Steingrundmauer an bis zum Dach, als sei sie nur aus Schindeln oder gar nur aus Papier zusammengefügt. Von dem Dache hörten wir die dort aufklatschenden Regenströme wie Gießbäche niederrauschen.

Das alles dauerte eine gute halbe Stunde. Dann aber schien das Gewitter sich verzogen zu haben, und ich mahnte daher den Freund zum Aufbruch mit der guten Begründung, daß wir bei völliger Dunkelheit im Niesenwirtshaus ankommen würden, auf dem sehr schmalen und von hier an steilsten letzten Teil unseres Weges im Dunkel auch hinabstürzen könnten, wenn wir nicht sofort aufbrächen. Wyfard aber erklärte ganz bestimmt: er verlasse die

Digitized by Google

Hütte nicht, bis das Unwetter ganz vorüber sei, und werde lieber hier hungrig übernachten, als sich mutwillig in Todesgefahr zu begeben. Darauf erwiderte ich ihm eben so entschieden: Ich ginge jetzt und würde ihm droben im Riesengasthof Zimmer und Abendessen bestellen. „Also adieu, Alex.“ — „Adieu, Hans, aber Du wirst sehen, wie Dir's ergeht!“

Ich war noch nicht zweihundert Schritte von unserer Schutzhütte aufwärts gestiegen, als plötzlich gerade über mir ein furchtbarer Donnerschlag ertönte und gleichzeitig ein entsetzlicher Blitz dicht neben mir in einen höher ragenden Felsen fuhr, der teilweise zersplitterte. Hätte ich meinen Bergstock steil emporgerichtet gehabt, wie sonst beim Steigen, statt ihn zufällig gerade zu senken, so hätte mich der Blitzstrahl jedenfalls erschlagen. Indessen auch so war ich unter der Gewalt dieser elektrischen Entladung fast zusammengebrochen, etwa eine Minute lang betäubt, beinahe besinnungslos. Dann sprang ich in wilden Sätzen wieder der Schutzhütte zu und sank dort fast ohnmächtig ins Heu.

Wyfard sprach liebevoll und ermutigend zu mir und schon etwa eine Viertelstunde später drängte er selbst zum Aufbruch, da das Unwetter nun in der Tat ganz abgezogen sei. Hoffentlich fühle ich mich wieder stark genug, um unser Ziel noch zu erreichen. Ich bejahte, und es ging wirklich ganz gut. Wir mußten aber auch tüchtig ausschreiten, denn bei der starken Bewölkung des Himmels wurde es von Minute zu Minute dunkler. Als wir beim Riesenwirt endlich eintrafen, war sein Haus schon erleuchtet. Wir beide fragten sogleich, was es Warmes zu essen gebe und bestellten uns die beiden einzigen Schafkotelettes, die noch da waren, mit Herdäpfelröschti (Schmorkartoffeln). Dann ließen wir uns Zimmer zum Übernachten anweisen, legten rasch unsere Sachen dort ab und begaben uns nun ins Gastzimmer, um unsern nagenden Hunger zu stillen. Da unsere Koteletts noch nicht fertig waren, labten wir uns inzwischen an einem Glase kräftigen Rotweins.

Wir waren, wie uns der Wirt bedauernd sagte, die einzigen Gäste in dem Hause, und darüber waren wir durchaus nicht betrübt, namentlich in der sehnsüchtigen Erwartung der beiden einzigen Schafkotelettes, die der Riesenwirt noch zur Verfügung aller seiner Gäste hatte. Während wir aber noch warteten, wurde die Außentüre ungestüm aufgerissen und ein pudelnasser Engländer, begleitet von einem Bergführer, stürzte herein, ließ seine Sachen hier abstellen, riß sich den triefenden Havelock vom Leibe und

Digitized by Google

schüttelte dem Wirt und uns die darin geborgenen Wasserfluten ins Gesicht, winkte den unebenbürtigen Führer hinaus in die Führerstube und schrie dann den Wirt an: „Brandy, sugar and hot water! Rum, Zuckar und heiß Nasser!" Es war offenbar ein Gentleman in des Worts verwegenster Bedeutung. Den allerschmerzlichsten Beweis hierfür sollten wir alsbald nachher erhalten. Denn eben schlürfte die Blüte Großbritanniens gierig die ersten Tautropfen von Brandy, sugar and hot water, als der Kellner an ihm vorbeiwollte, um uns die ersehnten Koteletts zuzutragen. Der edle Sohn Albions aber vertrat ihm den Weg, riß die Schüssel mit den Kotelettes an sich und biß beide sofort tüchtig an, so daß niemand außer ihm mehr davon essen konnte, und ließ uns dann hochherzig die gerösteten Kartoffeln zukommen. Wahrscheinlich hatte er unterwegs vom Führer gehört, daß es Abends im Riesengasthof häufig an warmem Fleisch mangele. Wir stillten nun unsern Hunger mit Schmorkartoffeln und kaltem Schinken. Ich konnte mir aber doch nicht versagen, jener ungewöhnlich-großartigen Unverschämtheit ein Denkmal zu stiften, und schrieb daher am nächsten Frühmorgen ins Fremdenbuch des Riesengasthofs mit meiner Namensunterschrift:

Zwei Freunde gingen einst selband
Zum Riesen 'rauf spazieren,
Da hat ein Lord, von Wut entbrannt,
Ihre Kotelettes aufgezieren.

Nach einigen weiteren Strophen endete das lustige Liedchen also:

Drum trau Old-England nicht, so nett
Es Dir auch tut und edel,
Es läßt von Deinem Kotelett
Dir kaum des Knochens Wedel!

Viele Freunde, die nach mir den Riesen besuchten, erzählten mir lachend, wie sehr mein „Gedicht" im Riesenfremdenbuch sie belustigt habe. Auch ich war später noch oft wieder droben, das letzte mal, etwa 30 Jahre nach meinem ersten Besuch, mit lieben Freunden und Villennachbarn aus Leipzig-Plagwitz. Ich ließ mir das Fremdenbuch von 1861 wieder vorlegen, um ihnen meine damaligen Verse zu zeigen. Das Buch war vollständig, wohlerhalten, — nur mein „Gedicht" war herausgeschnitten, jedenfalls nicht von einem Autographensammler, denn mein Name stand noch unter der Papierlücke, sondern von einem edeln Freunde Großbritanniens,

Digitized by Google

der das gediegene Land und Volk nicht ſo mißgünſtig beurteilt ſehen wollte.

Am Morgen nach meiner erſten Rieſenbeſteigung, im Auguſt 1861, waren Wyſard und ich ſehr zeitig auf und klimmten noch vor dem Frühſtück auf den gleich über dem Gaſthof aufragenden Rieſengipfel. Hier hatten wir einen geradezu wunderbaren Anblick. Die ganze Kette der Berner Alpen ſpannte ſich unverhüllt, in majeſtätiſcher Erhabenheit vor unſern Blicken aus. Aber von dem felſigen Fußgeſtell dieſer Alpenrieſen an bis zu dem Felſengipfel des Rieſen, auf dem wir ſtanden, wogte und brandete ein ungeheures, weißgraues Nebelmeer, als habe das geſtrige Unwetter das ganze blühende Land unter uns verſchlungen. So etwa mochte zur Zeit der großen Sündflut dieſe Landſchaft ausgeſehen haben. Das gewaltige Schauſpiel war im höchſten Maße feſſelnd. Plötzlich aber zerriß im Südoſten das Nebelmeer, klaffte weit auseinander bis zum Tal und ließ dort im Frühſonnengold etwas Herrliches aufblitzen in weiter Ferne: einen dunkelblaugrünen Streifen Waſſer und ein reizvolles Ufergelände.

„Alex, weißt Du, was wir da einzig vom ganzen Talland jetzt ſchauen?“ rief ich begeiſtert, während er kopfſchüttelnd und zweifelnd mich anblickte. „Unſer nächſtes Reiſeziel: den Waſſerſpiegel des Brienzer Sees und zur Rechten davon Bönigen mit Umgegend. Durch ein Fernrohr könnte ich Dir das Châlet du lac zeigen.“ — „Der Himmel ſelbſt weiſt uns unſere Bahn!“ wollte ich noch hinzuſetzen, aber in dieſem Augenblick ſtürzten die bis zur Tiefe des fernen Talgrundes voneinander klaffenden Nebelwogen wieder gegeneinander, ſchloſſen ſich und gönnten uns abermals nur das Schauſpiel der Sündflut. „Na, da könnten wir ja nun wohl einmal nachſehen, ob in der Arche auf unſerm Berg Ararat noch etwas zu eſſen iſt,“ dachten wir nun beide, denn gleichzeitig wieſen unſere Finger nach beſagter Arche, während wir dazu bedeutſam nickten.

In dem kleinen Rieſengaſthof war das Frühſtück ſchon bereit, als wir zurückkehrten. Wir trafen dabei aber auch überraſchend liebenswürdige Geſellſchaft. Nicht etwa den Gentlerowdy (Feinlümmel) von geſtern Abend, der glücklicherweiſe ſchon abgeſchoben war, ſondern einen ſehr feinen Schweizer, der 35 Jahre alt ſein mochte, mit dem wir ſogleich in lebhaftes Geſpräch kamen, und der ſich dann bald als Herr von Rougemont uns nannte. Es war der Beſitzer des herrlichen Schloſſes Schadau beim Ausfluß der Aare

Digitized by Google

aus dem Thuner See dicht beim Dorf Scherzligen, unweit Thun. Sowie er unsere Namen vernommen, lud er uns freundlichst von heute Mittag an in die Schadau ein und bat uns, solange dort zu bleiben, als es uns gefallen würde. Ich lehnte dankend ab, da ich mich in Bönigen schon angesagt hatte und dort malen und bergsteigen wollte. Wyfard aber nahm die Einladung erfreut an und versprach, gegen Mittag mit dem Dampfschiff von Spiez in der Schadau einzutreffen.

Unser Abstieg vom Niesen und unser Marsch nach Spiez vollzog sich ohne Zwischenfall. Hier trennten wir uns. In Bönigen malte, ruderte und lief ich etwa acht Tage lang nach Herzenslust. Auch auf die Schynige Platte stieg ich wieder und hatte dabei ein merkwürdiges Abenteuer. Etwa eine halbe Stunde über dem Dörfchen Gsteigwyler vernahm ich nämlich plötzlich bei dem steilen Aufstieg im Walde über mir klägliche Hilferufe in hochdeutscher Sprache und sah, näher kommend, auf der Spitze eines dachsteilen hohen Felsens zur Linken des Bergpfades ein alterndes Menschenhaupt hervorragen. Der Mann hatte mich noch nicht bemerkt, hatte sich offenbar verstiegen und wagte sich allein nicht zurück. Damit er bei dem Laut meines Gegenrufs aber nicht etwa über die senkrechte Felswand sich hinausbiege, um zu sehen, wer ihm zu Hilfe eilen wolle, umging ich den Felsen, bis ich die mindest steile Senkung des Felsens gefunden, auf der der Unbekannte, durch einen Ziegenpfad verleitet, offenbar hinauf geklimmt war, und stieg nun selbst hier aufwärts, bis ich den hilflosen älteren Mann auf der Spitze des Felsens, ins Gras gesunken, erblickte. Dann erst rief ich ihm zu, ich eile zu seiner Hilfe herbei, sei in Bern aufgewachsen, deutscher Student, und im Bergsteigen geübt, auch mit Nagelschuhen und gutem Bergstock versehen. Es werde mir also mit Gottes Hilfe wohl gelingen, ihn ungefährdet hinabzubringen.

Der feine Herr dankte mir schon von weitem in tiefer Rührung und konnte die Tränen nicht zurückhalten, als ich ihm droben die Hand reichte und Mut und Vertrauen zusprach. Er war ein Geheimer russischer Staatsrat aus Petersburg, trug aber einen deutschen Namen, und war ganz überwältigt, als er vernahm, ich sei der älteste Sohn Robert Blums. Er wohnte in Interlaken und hatte die Schynige Platte besteigen wollen, was man ihm mit Recht als ganz gefahrlos bezeichnete. Bald hatte er sich soweit erholt, daß er den Abstieg wagen konnte. Nach meiner Anweisung mußte

Digitized by Google

er dabei die beiden Hände von hinten feſt auf meine Schultern legen, ſich bei jedem Schritt abwärts feſt auf mich ſtützen und jeden Schritt genau ſo ausführen, wie ich es, — dicht vor ihm und ganz langſam, immer nur zwei Fuß tief weiter hinabſchreitend, — zuvor getan. So gelangten wir wohlbehalten wieder auf den richtigen Weg am Fuße des Felſens, und hier erklärte ich mich bereit, ihn nach Interlaken zu begleiten, wenn er es irgend wünſchen ſollte; beſſer ſei es jedenfalls.

Er aber rief frohmütig: „Sie wollten ja doch auf die Schynige Platte und ich auch. Iſt es zu unbeſcheiden, wenn ich mich Ihnen dort hinauf als Begleiter aufdränge? Ich werde Sie weiter gar nicht bemühen. Aber Sie kennen den Weg genau und wahrſcheinlich auch jede Bergſpitze, jedes Tal" —

„Gewiß, Herr Geheimrat, es wird mir eine große Freude und Ehre ſein. Der Weg iſt ganz gefahrlos, kaum beſchwerlich. Bei den ſteileren Stellen laſſen wir uns alle Zeit. Und droben, gleich links hinter dem ſteilen Grad, den Sie ſchon von Interlaken aus ſahen, liegt die Sennhütte, die das Wirtshaus vorſtellt. Droben auf dem Grat ſchauen wir die ganze Alpenkette in ihrer Herrlichkeit. Von dort an führe ich Sie die paar Schritte zum Wirtshaus an meinem linken Arm, weil der tiefe Abgrund zur Rechten des Pfades dort leicht Schwindel erregt. Sie ſehen, ich ſage Ihnen die volle und ganze Wahrheit."

Er dankte mir lebhaft, ließ ſich auch in der Verwendung des Bergſtocks unterweiſen und fand nun „dieſes ihm bisher nur läſtige Möbel wirklich nützlich". Er ſchritt ja freilich kaum halb ſo ſchnell aufwärts als ich's zu tun gewöhnt war, aber wir hatten reichlich Zeit, und er erzählte mir dabei die intereſſanteſten Dinge aus der ruſſiſchen Hauptſtadt und vom ruſſiſchen Hofe, namentlich aus den letzten Jahren des Kaiſers Nikolaus I. zur Zeit des Krimkriegs. Auf meine Frage widerlegte er auch mit Entrüſtung und überzeugend das damals in der Schweiz und im Weſten Europas noch allgemein geglaubte Gerücht, Zar Nikolaus habe ſich ſelbſt entleibt. Er bewies mir durch dieſe Reden ein unſchätzbares Vertrauen. Denn nur gegen mein ſchlichtes Verſprechen, nichts von dem, was er mir über Rußland mitteile, in die Öffentlichkeit zu bringen, zeichnete er mir die politiſchen Zuſtände Rußlands in den höchſten Kreiſen mit einer Klarheit und Unbefangenheit, wie ich ſie erſt Jahrzehnte ſpäter in Bismarcks Geſandſchaftsberichten, Briefen und Reden, namentlich in ſeinen perſönlichen Mitteilungen an mich unter vier Augen in

Digitized by Google

Varzin und Friedrichsruh wiederfand. Nur beurteilte mein Geheimrat Rußland natürlich noch sympathischer als Bismarck. Jedenfalls aber erachtete ich das Vertrauen des Geheimrats für unendlich wertvoller als die geringen Dienste, die ich ihm bisher geleistet hatte und ferner noch leistete, bis ich ihn dann gegen Abend zur bestimmten Minute jenseits der Lütschinenbrücke bei Gsteig an das ihm von seinem Hotel in Interlaken dorthin gesandte Fuhrwerk brachte. Deshalb lehnte ich auch sein freundliches Anerbieten bei unserm gemeinsamen Mittagsmahl im Sennhüttengasthof der Schynigen Platte: „mir wenigstens meine Flasche Wein bezahlen zu dürfen" nachdrücklichst ab mit den Worten: „Herr Geheimrat, ein deutscher Verbindungsstudent läßt sich seinen Wein überhaupt nicht bezahlen" — dabei brach er in lautes Lachen aus, besonders als er gewahrte, mit welch tiefem Ernst ich *diese* Behauptung vortrug. Ich aber fuhr ebenso ernsthaft fort: „Da ich aber zu erkennen glaube, daß Ihnen dieser Grund meiner Ablehnung Ihres überaus gütigen Anerbietens noch nicht einmal genügt, so lassen Sie mich hinzusetzen, daß *ich Ihnen*, verehrter Herr Geheimrat, unendlich verpflichtet bin für Ihr mich hochbeglückendes Vertrauen, in keiner Weise aber Sie mir!"

„Potz Tausend!" rief er heiter, mir die Hand reichend. „Sie sind ja ein Redner, wie Ihr seliger Vater. Tant de bruit pour une bouteille! Versprechen Sie mir nur, sich gleich wählen zu lassen, wenn Sie in Deutschland wieder ein Parlament haben."

„Das will ich gern versuchen, Herr Geheimrat!" gelobte ich — und habe schon sechs Jahre später das auf der Schynigen Platte gegebene Versprechen eingelöst, sobald uns nur Bismarck wieder ein deutsches Parlament errungen, und ich das wahlfähige Alter erreicht hatte.

Nun *kehrte* ich zu den Meinen *in die Rößlimühle nach Bern zurück* und verlebte den größten übrigen Teil meiner Ferien bei ihnen. Doch bereits wenige Wochen ehe das Leipziger Wintersemester begann, noch Mitte September, verließ ich die Meinen und Bern, um der Einladung meines Waberner Pensionsfreundes *Hans Grether* in Lörrach (s. o. S. 125) und seiner lieben Eltern entsprechend, einige Wochen in ihrem Hause in Lörrach zuzubringen und dabei auch das unweite Rheinfelden und hier das Ziel meiner stillen Sehnsucht, das liebe Haus Fischer zu besuchen. Mit gepreßtem Herzen freilich träumte ich diesmal, — auch während der überaus genußreichen Wochen im Hause Grether,

Digitized by Google

— diesem ersehnten Besuch entgegen. Denn der einzige Fehler meines Freundes Oskar Fischer, des Bruders „meiner" Anna, hatte sich in der letzten Zeit noch bedeutend verschlimmert: seine Schreibfaulheit. Mehrfach blieben Briefe von mir an ihn ganz unbeantwortet; auf die wichtigsten, wie auf meine Anzeige von meiner schweren Krankheit und glücklichen Genesung, antwortete er nur ganz kurz und für meine lebhafte Empfindung viel zu kühl. Ich konnte mich des Argwohns nicht erwehren, daß das auf Weisung seiner Eltern, vielleicht sogar seiner Schwester geschehe, um meine Liebesflamme für immer auszulöschen! Ich faßte daher den Entschluß, bei meinem Besuch im Hause Fischer auch sehr zurückhaltend aufzutreten, so schwer mir das auch wurde, und führte den Entschluß in wahrhaft raffinierter Weise und Beharrlichkeit aus.

Ich zeigte diesen Besuch nämlich nicht vorher an, sondern mietete eines Abends im Gasthof zur „Krone" in Rheinfelden ein Zimmer für die Nacht und den folgenden Tag. Diesen benutzte ich zum Malen einer Skizze des Städtchens und Schwarzwaldhintergrundes vom Kapuzinerberg aus, gerade über der Fischerschen Besitzung. Sowie das Bild aber am Nachmittag halbwegs fertig geworden war, eilte ich mit dem Bild und meinem Malzeug zum nahen Hause Fischer, und ließ der Familie melden, ich sei diesmal nur des Malens halber nach Rheinfelden gekommen und könne daher nur einen kurzen, pflichtschuldigen Besuch machen.

Damit war aber meine Standhaftigkeit in kühler Zurückhaltung auch zu Ende. Denn nun sah ich nach drei langen Jahren stiller, heißer Sehnsucht meine Anna wieder, anmutiger und lieber als je zuvor! Kein Wort ihrer Eltern, Oskars und namentlich aus ihrem Munde gab meinem häßlichen Argwohn Nahrung, man habe mich hinwegschweigen wollen. Im Gegenteil, Alle wetteiferten in alter herzlicher Liebenswürdigkeit gegen mich, beglückwünschten mich zu meiner neuen „Malkunst" und lobten meine Farbenskizze von diesem Tage meines Erachtens über Gebühr. Dabei wurde freilich auch der Wunsch geäußert — ich glaube von Anna — bald einmal ein fertig durchgearbeitetes Bild von mir zu sehen, was ich freudigst versprach. Damit aber war der Hochgenuß dieses Stündleins für mich auch zu Ende. Denn nun ging die Saat meiner Torheit auf. Alle die lieben Menschen bedauerten aufrichtig, daß ich diesmal nur so kurze Zeit in dem mir altvertrauten Hause verweilen könne, aber natürlich könne man nicht in meine feste Zeitbestimmung eingreifen. Hoffentlich komme ich

Digitized by Google

bald für länger wieder. Aber für diesmal war ich entlassen. Schweren Herzens zog ich ab. Wenige Tage später war ich wieder in Leipzig. Der Oktober hatte schon begonnen.

Während meines stillen Brütens auf der langen Fahrt reifte mir der schöne Plan, zum 25. Oktober, „meiner" Anna Geburtstag, sie mit einem von mir sorgfältig gemalten, anmutigen Landschaftsbild zu überraschen.

Drittes Kapitel.

Drei Semester.

(Winter 1861—März 1865)

Bei meiner Rückkehr nach Leipzig in der ersten Oktoberwoche 1861 gab es freilich zunächst ganz andere Dinge zu tun, als zu malen. Zunächst galt es, ein Logis zu suchen. Dies fand ich schnell in der Kohlgartenstraße in Reudnitz, gegenüber dem baumreichen „Großen Kuchengarten" und unweit des neuen Heims meines alten lieben Freundes Karl Hersing,*) der im Sommer geheiratet hatte, — ich hatte ihm Jeremias Gotthelfs Werke von Bern aus als Hochzeitsgeschenk gesandt, aus denen ich dem jungen Paar häufig vorlas.

Außerdem wurden natürlich die ersten Tage nach meiner Rückkehr nach Leipzig ausschließlich in Anspruch genommen durch meine Besuche bei meinem Vormund Dr. Haubold und den alten Freunden des Vaters, durch meine erneute Inskription bei der Universität Leipzig und durch die Zusammenstellung meines Kollegienstundenplans für das bevorstehende Wintersemester. Besonderen Genuß versprach ich mir mit Recht von den neu belegten Kollegien bei Albrecht, Roscher und Treitschke. Auch meine liebe Studentenverbindung Wartburg, die zu meiner Freude jetzt schon stark dahin drängte, den Namen Burschenschaft und die Farben Schwarz-Rot-Gold anzunehmen, beschäftigte mich natürlich in diesen Tagen viel, ihr widmete ich wohl die ersten Abende ausschließlich.

*) S. o. S. 24.

Digitized by Google

Dann aber malte ich ebenso ausschließlich drei oder vier Tage lang an dem meiner lieben Anna bestimmten Bilde, bis es fertig war. Es war die Kopie einer sehr schönen, ganz neuen Landschaft von Hennings, — Eichen in norddeutscher, wasserreicher Haide, bei düsterem Abendhimmel, — aus der prächtigen Gemäldesammlung des Arztes Dr. Haubold, der mir das Kunstwerk freundlich zur Nachbildung überließ und den kunstvollen Gold-Rahmen zur Herstellung eines genau-gleichen zu seinem Rahmenmeister sandte. Ich selbst schraubte das Bild in der Versandkiste sachverständig fest und konnte es so zeitig absenden, daß es vor Annas Geburtstag in Rheinfelden eintraf, an Oskar adressiert und mit einem Brief an ihn begleitet.

In großer, fast fieberhafter Spannung und Erregung harrte ich der Antwort entgegen. Aber sie blieb manche Woche länger aus, als ich erwarten durfte, und kam dann ohne eine Zeile von Anna, von Oskar allein, und für mein heißes Gefühl viel zu kühl und nüchtern, wenn Oskar auch versicherte, daß seine Schwester sich über das Bild sehr gefreut habe und mir herzlich danken lasse. Im Innersten bewegt, gab ich ihm nach einigen Tagen Antwort, mußte jedoch abermals wochenlang auf die seine warten. Da ward mir die, schon während der bitteren Wochen des Harrens heraufziehende, fast herzbrechende Vermutung zur Gewißheit: meine Liebe werde wohl kaum jemals Erwiderung finden.

Dem alten Freund Oskar sprach ich offen brieflich aus, wie schwer mich mein Liebeskummer seit Monaten bedrücke, so daß mein Lebensmut, meine Gesundheit und meine Studien unter diesem Drucke erheblich litten, so daß mir wohl nichts übrig bleibe, als daß ich mit blutendem Herzen nun meiner seit acht Jahren als höchstes Lebensglück mir vorschwebenden Liebe entsagen müsse!

Nun kam keine Zeile mehr von Oskar oder von den Seinigen. Damit schien meiner treuen, reinen Jugendliebe unerbittlich ihr Todesurteil gesprochen! Aufs tiefste erschüttert, beugte ich mich der bittern Notwendigkeit und suchte die mir Liebste zu vergessen, indem ich mich mit rastlosem Fleiß meinen Studien, den öffentlichen Angelegenheiten meines deutschen Vaterlandes und ihrem Dienst sowohl in meiner Studentenverbindung in Leipzig, als in neuem schriftstellerischen und rednerischem Wirken zuwandte. Auf allen diesen Gebieten kamen die mächtigsten äußeren Anregungen der Bewältigung meines Liebeskummers zu Hülfe.

Digitized by Google

Zunächst und vor Allem geschah das im Laufe dieser drei Semester, — dank den herrlichen Vorlesungen meiner verehrten Lehrer, — durch meine immer eifrigere und freudigere Vertiefung in meine Studien und Wissenschaft, zu der ich außer der Staats- und Rechtswissenschaft auch Geschichte und Philosophie (namentlich Psychologie) allezeit treulich hinzurechnete. Die Vorträge meiner Lehrer wurden in dieser Zeit immer interessanter. Albrecht las deutsches Staatsrecht, Kirchenrecht, deutsches Privatrecht; Roscher Politik, politische Theorien, Finanzwirtschaft und praktische Nationalökonomie; Marezoll Kriminalrecht; Treitschke hauptsächlich Englische Geschichte und das Zeitalter Friedrichs des Großen. Dabei traten mir Albrecht und Roscher auch persönlich mit väterlicher Güte, Treitschke mit jugendlicher, herzlicher Begeisterung für die deutsche Einheit und Freiheit, der mein Vater sich geopfert hatte, traulich näher.

Wie innig mein persönliches Verhältnis zu Albrecht geworden war, offenbarte er mir bei jedem meiner häuslichen Besuche durch die rückhaltloseste Aussprache über alle öffentlichen Dinge, Zustände und Personen. Den neuen „reaktionären" preußischen Ministerpräsidenten v. Bismarck-Schönhausen nannte er z. B., — bis Bismarck plötzlich seine große nationale Politik und Staatskunst offenbarte, — „eine Bestie". Der sächsische Ministerpräsident v. Beust, dessen undeutsche Politik und das verfassungsbrüchige sächsische Staatsleben, kamen in seiner Beurteilung noch schlechter weg. Für die Sommerferien 1862 ließ sich Albrecht von mir sogar das Reiseziel bestimmen: das Châlet du lac in Bönigen am Brienzer See und verlebte hier mit Gattin und Neffen einige Wochen an meiner Seite, was noch eingehender geschildert werden soll.

Roscher zog mich in sein volkswirtschaftliches Seminar — oder wie sonst der Kreis seiner vertrautesten Schüler damals hieß — und übertrug mir hier das wichtigste volkswirtschaftlich-politische Referat jener Jahre: das über die Erneuerung und Reform des deutschen Zollvereins und den preußisch-französischen Handelsvertrag von 1861, und zwar ganz im Sinne der damals zuerst hervortretenden großen nationalen Politik Bismarcks.

Treitschke endlich fehlte nun bei keinem der festlichen Abende unserer „Wartburg", fand sich häufig auch zu unsern „Kneipabenden" am Sonnabend ein und setzte sich meist an meine Seite. Bald aber suchte er mich auch in meinem Arbeitszimmer auf und

Digitized by Google

ließ sich manche der Bücher, Broschüren und Handschriften mitgeben, die ich hier aus dem Nachlaß meines Vaters verwahrte. Auch meine Malereien, die fertigen wie die später entstehenden, betrachtete und beurteilte er immer mit großem Interesse und Wohlwollen. Namentlich erfreute ihn ein großes Bild, — eine Kopie der herrlichen Landschaft „Buchen am Brienzer See". Das Original hatte der Weimarer Meister Karl Hummel geschaffen. Ich kopierte es in halber Größe im Spätherbst und Winter 1861 in den wenigen Tageslichtstunden, die meine Kollegien mir übrig ließen, im städtischen Kunstmuseum zu Leipzig, der Universität gerade gegenüber, zum nächsten Geburtstag meiner lieben Mutter, also für den 13. Februar 1862, brachte es auch vorher fertig. Schön eingerahmt, ging es rechtzeitig nach Bern und erregte hier bei den Meinen, bei den alten Freunden und bei meinem Malerlehrer Kurz große Freude.

Ganz ungewöhnlich fesselnd und anregend gestaltete sich auch das Verbindungsleben der „Wartburg" in diesen drei Semestern vom Herbst 1861 bis zum Frühling 1863. Denn schon im Herbst 1861 erreichte die „Wartburg" das längst sehnsüchtig erstrebte Ziel, sich „Burschenschaft Wartburg" nennen und die „deutschen" Farben Schwarz-Rot-Gold annehmen zu dürfen. In den gleichzeitig eröffneten Leipziger Burschenschaften „Arminia" und „Dresdensia" trat sie in freundliche Beziehungen — namentlich zu gemeinsamem Schutz und Trutz gegen die Korps —; die Glieder der drei Burschenschaften nannten sich untereinander alle „Du". Eine nähere Verbindung der drei Leipziger Burschenschaften miteinander zur gemeinsamen Pflege „burschenschaftlicher Ideen", d. h. aller Bestrebungen jener Tage für die deutsche Einheit und Freiheit, war uns aber strengstens verboten.

Dieses Verbot versagte indes nur jede politische Verbindung der Leipziger Burschenschaften untereinander. Die Verbindung der Leipziger Burschenschaft Wartburg mit anderen, außersächsischen deutschen Burschenschaften war nicht ausdrücklich verboten, also nach unserm Dafürhalten erlaubt. Eine derartige Kühnheit traute der sächsische Staatslenker Herr v. Beust den biederen Musensöhnen der Landesuniversität Leipzig offenbar gar nicht zu. Aber gar mächtig regte sich damals der nationale Gedanke im deutschen Volke, auch in der Studentenschaft, namentlich in der Burschenschaft aller deutschen Hochschulen, seitdem 1858 der Prinzregent, nunmehrige König Wilhelm von Preußen, die „liberale

Digitized by Google

Aera" in Preußen heraufgeführt hatte; seitdem dann weiter die undeutsche Vormacht Österreichs infolge der Niederlagen im italienischen Feldzug von 1859 in Deutschland gebrochen war; dann von 1860 an „der deutsche Nationalverein" immer lauter und nachdrücklicher die deutsche Einheit unter der Vormacht Preußens forderte, außer ihm bald auch „die deutschen Abgeordnetentage", „Juristentage", „volkswirtschaftlichen Kongresse", ja jeder Turn-, Schützen- und Gesangverein bei festlicher Zusammenkunft.

In demselben Sinne und mit demselben nationalen Ziele hatte sich von 1858 an unter den deutschen Burschenschaften das sog. „norddeutsche Kartell" gebildet, dem im Winter 1861/62 die Leipziger Burschenschaft Warburg beitrat, wie schon früher erwähnt wurde.

Die Bedenken gegen diesen Beitritt zerstreute ich in aller Liebe und Freundschaft zu den davor warnenden Rednern, mit flammender Begeisterung, indem ich ausführte: jeder Deutsche und namentlich jeder Burschenschafter habe die heiligste Verpflichtung, mit aller Kraft nach der Einheit seines Vaterlandes unter der deutschen Vormacht Preußen zu streben, und Gut, Freiheit und Leben an dieses hohe Ziel zu setzen. Kein Scheingesetz und keine Strafdrohung dürfe ihn daran hindern. Aber auch in seinem Gewissen und nach dem wirklichen deutschen und sächsischen Verfassungsrecht sei jeder Deutsche und Sachse in dem Streben nach diesem höchsten Ziele vorwurfsfrei und tadellos, da nach den unwiderleglichen, herzbewegenden Vorträgen unserer verehrten Lehrer Albrecht und Treitschke die Karlsbader Beschlüsse von 1819, die „Reaktivierung" des deutschen Bundestages im Jahre 1850, die Vormacht Österreichs in Deutschland und die sächsische Verfassung von 1850, nebst allen seither im deutschen Bunde und in Sachsen erlassenen Gesetzen, in Wahrheit gar nicht zu Recht bestünden, sondern vielmehr die deutsche Reichsverfassung von 1849 das wahre und wirkliche Staatsgrundgesetz Deutschlands sei, das die deutsche Einheit genau in derselben Form begründen wollte, wie das geheime „innerste Statut" des „norddeutschen Kartells": als deutschen Bundesstaat unter preußischer Führung!

Die kurze Rede machte den tiefsten Eindruck. Einige der besten Juristen und Redner der Verbindung, wie Schreber, traten mir bei, so daß auch die Bedenken der ersten Redner verstummten, und wir alle das „innerste Statut" des Norddeutschen Kartells annahmen.

Digitized by Google

Von da an wurde unser burschenschaftliches Leben in der Wartburg noch unvergleichlich viel großartiger und anregender, als es bisher gewesen! Denn jeder von uns hielt fortan für Pflicht, das Gelübde, das wir für ein einiges deutsches Vaterland abgelegt und in unserm innersten Statut geborgen hatten, bei jeder passenden Gelegenheit öffentlich in Wort und Schrift zu betätigen. Das kam namentlich mir zu, da ich von 1862 ab zum höchsten Amt der Verbindung, zum Sprecheramt emporstieg. Meine liebsten Lehrer Albrecht und Treitschke, die streng vertraulich das wesentlichste vom Norddeutschen Kartell und vom Anschluß der Wartburg an dieses erfuhren, beglückwünschten mich und meine Verbindungsbrüder herzlich zu diesem Entschluß und wandten mir und ihnen ihre Güte und Liebe fortan in noch erhöhtem Maße zu. Ebenso mir Ernst Keil aus demselben Grunde.

Die großartigste und erhebendste Wirkung unsres Anschlusses an das Norddeutsche Kartell war aber die, daß wir Leipziger Wartburger in unserm regen persönlichen und schriftlichen Verkehr mit den Kartellgenossen in ganz Deutschland gleichsam die deutsche Einheit in unsern Reihen bereits vollendet sahen und daraus eine genaue Vorstellung von dem beglückenden Bewußtsein gewannen, die unseres gesamten Volkes harrte, wenn auch alle anderen Volkskreise als ein einig Volk von Brüdern sich fühlen und aneinanderschließen würden.

Als „Sprecher" der Burschenschaft Wartburg pflückte ich abermals den Hauptanteil an dem Glücke dieser herzbewegenden Einigkeit. Ich wurde als Vertreter meiner Burschenschaft schon im Winter 1861/62 nach Jena, Halle und Berlin zu Festlichkeiten unserer dortigen Kartellburschenschaft gesandt und empfing dort überall die tiefsten Eindrücke, knüpfte überall Lebensfreundschaften mit lieben, im öffentlichen und gelehrten Leben Deutschlands später sehr bedeutenden Verbindungsbrüdern.

Für die Osterferien 1862 lud mich mein besonders vertrauter Wartburgbruder Arthur Pfeilschmidt (jetzt Anwalt in Dresden), als Gast in das freundliche Pfarrhaus seiner Eltern bei der Annenkirche in der Altstadt Dresden, und da erging wir uns freudig in der malerischen Stadt und deren Umgebung, bis in die Lößnitz und Sächsische Schweiz. In Dresden wurden auch die alten Freunde des Vaters, Prof. Wigard und Advokat Schaffrath fleißig besucht, obgleich beide mir wenig sympathisch waren.

Digitized by Google

Am weitesten in das deutsche Vaterland hinein, zu den zahlreichsten Kartellburschenschaften und zu den erhebendsten seelischen und vaterländischen Genüssen, führte mich aber die Reise, die ich zu Pfingsten 1862 als „Delegierter" und auf Kosten meiner Wartburg an den Kartellburschentag in Freiburg in Baden unternahm. Gern machte ich unterwegs, meiner Weisung gemäß, bei den Kartellbrüdern in Marburg, Gießen und Heidelberg Halt und hielt überall begeisterte, mit stürmischem Beifall aufgenommene Reden, namentlich auch in Freiburg selbst und bei unsern zahlreichen Ausflügen in die wundervolle Umgebung.

Von Freiburg aus unternahm ich mit den beiden Berliner Delegierten eine kurze Reise an den Brienzer See, schaute aus dem Eisenbahnzug von Basel bis Pratteln in tiefem Liebes- und Heimweh die Gegend von Rheinfelden und verweilte in Bern auf der Hin- und Rückreise einige Tage bei meinen teuren Angehörigen in Bern, mit dem bestimmten Versprechen, in den großen Sommerferien wiederzukehren, da mein verehrter Lehrer Albrecht mit den Seinen in meiner Begleitung am Brienzer See im Châlet du lac in Bönigen Aufenthalt nehmen wolle.

Das geschah denn auch. Zu Beginn meiner großen Ferien traf ich wieder bei den Meinen in Bern ein. Ich hatte Albrecht empfohlen, in Bern, der herrlichen Aussicht halber, im „Bernerhof" Wohnung zu nehmen, mir seine Ankunft anzuzeigen und dann unter meiner Führung die reizvolle Stadt meiner Jugendtage zu durchwandern. Mit der wundervollen Alpenaussicht von der „kleinen Schanze", nahe dem Bernerhof, würden wir den Anfang machen. Ich saß mit meinem Malerlehrer Kurz eines Abends auf einer Bank der kleinen Schanze, den breiten Strohhut auf dem Haupte, der mein Gesicht gut beschattete. Und wir beide genossen schweigend die Herrlichkeit des heraufziehenden Alpenglühens. Da rief plötzlich eine mir wohlbekannte Frauenstimme hinter mir: „Enstchen, nu nenne mir mal rasch alle die schönen Gipfel dieser Alpenkette." — „Ja, Puttchen, da mußt Du warten, bis mein Blum an unsrer Seite ist. Du hattest solche Eile nach Bern zu kommen, daß ich ihm gar nicht erst schreiben konnte." — „Da bin ich schon, Herr Professor," rief ich emporspringend und hell auflachend. Denn Albrecht und Gattin hatten hinter mir gestanden, ihnen zur Seite ihr mir bis dahin unbekannter Neffe, mit dem ich bald auch recht vertraut werden sollte. Der gute Meister Kurz empfahl sich, trotz all unsrer Bitten, zu bleiben. Und

Digitized by Google

ich machte nun hellfreudig den Cicerone, zunächst hier auf der kleinen Schanze, bis das Alpenglühen verblichen war, und am nächsten Tag in dem schönen Bern und dessen Umgebung. Am dritten Tag fuhren wir gemeinsam nach Bönigen. Meine Begleiter, — namentlich „Puttchen", die viel jünger und lebhafter war, als ihr Gemahl — waren entzückt von all den Herrlichkeiten der Natur, die ich ihnen in Bern und unterwegs zeigte, und sehr zufrieden mit unsrer Aufnahme im Châlet du lac. Und ich verlebte an ihrer Seite höchst genußreiche Tage am Brienzer See.

Albrecht, geboren am 4. März 1800, war im Sommer 1862 noch ein sehr rüstiger, unermüdlicher Fußgänger, beteiligte sich also immer an unsern köstlichen Ausflügen auf beiden Seeufern, gegen Lauterbrunnen und Interlaken, ließ sich aber auch recht gern in einem Ruder- oder Segelboot, das sein Neffe und ich bedienten, an der Seite seiner Gattin auf dem See schaukeln. Die großartigste Tagespartie, die wir gemeinsam unternahmen, war eine Besteigung der Schynigen Platte. Auch da hinauf stieg Albrecht zu Fuß, ließ dagegen die Gattin zu Pferd reiten. Albrecht und ich waren ihr an der steilsten Stelle des Aufstieges, auf dem Zickzackweg von der Breitlauenen-Alp bis zum Grat, weit voraus. Da droben am Grat schaute man zum ersten Mal und ganz plötzlich die ganze Herrlichkeit der majestätischen Berner Alpenkette. Als Albrecht den Grat erklommen, war er überwältigt von dem großartigen Anblick. Aber nur mit der geliebten Gattin, nur an ihrer Seite, wollte er diesen unvergleichlichen Genuß auskosten. Deshalb spähte er nur nach ihr, und als er sie noch tief unter uns auf behutsam emporklimmendem Bergroß entdeckt hatte, rief er jubelnd hinab: „Puttchen, Puttchen, komm rasch herauf. So was hast Du noch gar nicht gesehen!" Das erkannte „Puttchen" denn auch begeistert an, als sie den Grat erreicht hatte.

Die lieben guten Leute konnten sich bei dieser Gelegenheit, ja tagtäglich während der Dauer unsres gemeinsamen Aufenthaltes am Brienzer See nicht erschöpfen in Dankesbezeugungen gegen mich, „daß ich ihnen dieses Eldorado gewiesen und hier auf Schritt und Tritt ihren Führer mache". Ich lehnte den Dank stets ab, da mir das Verweilen in Bönigen und alle Ausflüge in der Umgegend erst durch ihre Mitanwesenheit und Begleitung so genußreich wurden wie nie zuvor. Das war nur lautere Wahrheit. Denn Albrecht gab mir hier den besten Beweis seiner wahrhaft väterlichen Huld, indem er mir sein ganzes großes Leben eingehend und rückhaltlos

Digitized by Google

darlegte, besonders seine Jugend- und Studienzeit, die manchen gemeinsamen Zug und Seelenkampf mit meiner eigenen aufwies, namentlich in seinem langen Schwanken, ob er sich der Rechtswissenschaft, Philosophie oder Geschichte vorwiegend zuwenden sollte. So brachten mir diese überaus fesselnden vertraulichen Gespräche auch eine gewisse seelische Beruhigung.

Den übrigen Teil meiner Sommerferien verlebte ich fast immer in Bern bei den Meinigen, im trauten Verkehr mit den alten Freunden und Lehrern. Nur einmal folgte ich für etwa eine Woche einer freundlichen Einladung meines alten lieben Berner Klassengenossen, des Mediziners Peter Schüpbach, in sein elterliches schönes Anwesen, das Heilbad Rüttihubel zwischen Bern und Thun, wo man Stockhornkette, Niesen, Voralpen und Alpen prächtig sieht, und verlebte dort sehr genußreiche Tage.

Meine Hauptarbeit in Bern während der Sommerferien war ein großes Gemälde, die Kopie des berühmten Bildes des Züricher Malers Rudolf Koller „Kuh und Kalb im Gebirge verirrt, bei heraufziehendem Gewitter" im Berner Kunstmuseum. Ich malte es in halber Größe und hatte meine Kopie als Geschenk für Ernst Keil in Leipzig bestimmt, der mir seit 1860 immer näher getreten war, mir für meine gelegentliche Mitarbeit an der „Gartenlaube" sehr hohe Honorare zahlte und mich durch Empfehlungen an andere Blätter und deren Leiter sehr gefördert und zu Dank verpflichtet hatte. Seit Ostern 1862 hatte ich in Leipzig auch meine Wohnung ganz in der Nähe seines Eckhauses an der Dresdener Straße, in der daran anstoßenden Blumengasse genommen und verkehrte sehr viel in Keils lieber Familie. Mein Malerlehrer Kurz erschien häufig im Berner Museum, während ich dort malte, und beurteilte meine Arbeit günstig. Theodor Kocher kam, so lange ich die Vorlage in halber Größe aus freier Hand und bloß nach dem Augenmaß nachzeichnete, tagtäglich, und stellte mit einem Millimetermaßstab die geringste Abweichung meiner Zeichnung von der Vorlage, namentlich in der Zeichnung der Tierkörper fest. So wurde denn meine Nachbildung in Linien, Formen und Farbe in der Tat sehr treu und fand in Bern und Leipzig viel Beifall. Ach, ich wäre damit am liebsten nach Rheinfelden gefahren und hätte es dort verschenkt, nicht in Leipzig! Aber das war unmöglich! Und noch ehe ich von Bern abreiste, hatte Ernst Keil mich von neuem herzlich verpflichtet.

Digitized by Google

Während meiner Sommerferien in Bern hatte er mir nämlich die größte und interessanteste meiner bisherigen Arbeiten für die Gartenlaube aufgetragen. Im Sommer 1860 war der treue Gesinnungs- und Kampfgenosse meines Vaters im Frankfurter Parlament, Heinrich Simon aus Breslau, in Murg am Walensee in der Schweiz, wo er ein Bergwerk im Betrieb hatte, beim Baden im Walensee, vom Hitzschlag getroffen, ertrunken. Seine Familie und zahlreiche deutsche Verbannungsgenossen hatten ihm nun am Waldessaum etwas oberhalb Murg ein schönes Denkmal errichtet, das mein einstiger Waberner Pensionsfreund Luigi Chialiva*) entworfen, modelliert und ausgeführt hatte. Die Einweihung dieses Denkmals sollte zu einem Stelldichein für alle deutschen und schweizer Freunde und Gesinnungsgenossen des Gefeierten werden, und Ernst Keil hatte mir die Schilderung der denkwürdigen Enthüllungsfeier und die bildliche Darstellung des Denkmals in jener großartigen Landschaft für die Gartenlaube übertragen. Schon die Reise an den Walensee über Zürich, das Malen des Denkmals mit dem Örtchen Murg in der Tiefe, dem blaugrünen See und der zackigen Bergkette der hohen Churfirsten im Hintergrunde, brachte mir wonnige Stunden. Aber die erhebendsten doch die Feier selbst. Denn da lernte ich den alten zähen Mitkämpfer meines Vaters Dr. Johann Jacoby aus Königsberg und den schweizer Dichter Gottfried Keller persönlich kennen, Ludwig Bamberger (damals noch in Paris, später mein Zollparlamentskollege) schloß sich mir, trotz des Unterschiedes der Jahre, damals schon freundschaftlich an. Und noch viele andere bedeutende Männer lernte ich bei jener Feier kennen oder sah sie dort wieder. Ich stenographierte alle Reden und überreichte Ernst Keil in Leipzig persönlich meinen Bericht, meine Zeichnung und das für ihn in Bern gemalte Bild, an dem er große Freude hatte. Bericht und Zeichnung erschienen in der nächsten Nummer der Gartenlaube.

Das Wintersemester 1862/1863 wurde schon hierdurch für mich sehr freundlich eingeleitet. Aber es sollte mir fast von Woche zu Woche neue freudige Erhebungen bringen. Meine einzige Schwester Ida kam nach Leipzig, um die Vaterstadt und die alten Freunde wiederzusehen und die geselligen Winterfreuden der großen Stadt zu genießen. Auch Bruder Richard hörte in diesem Winter, nachdem er seine Studien am Polytechnikum in Zürich

*) S. o. S. 121.

Digitized by Google

beendet hatte, an der Universität Leipzig einige Vorlesungen. Um mit meinen Geschwistern bei derselben Familie wohnen zu können, mietete ich vom 1. Oktober 1862 an für sie und mich Zimmer bei der Familie Leo in der Hainstraße No. 3, 4 Treppen, nahe dem Markte.

Zum Schillerfest, am 10. November 1862, wurden Schillers „Räuber" nach der ersten Handschrift des Dichters im Stadttheater aufgeführt, und ich hatte den von der besten Schauspielerin vorgetragenen Prolog verfaßt, der den Freiheitsdrang des jungen Schiller so begeistert schilderte, daß die „Kreuzzeitung" einen wütenden Artikel über diesen Prolog brachte, da ihr schon der Name Blum höchst widerwärtig war. Zu dieser Aufführung waren Franz und Agnes Wallner (s. o. S. 177 flg.) von Berlin gekommen.

Nur eine Woche später hatte ich wieder eine schöne Aufgabe zu erfüllen. Am 17. November 1862 vollendeten sich nämlich 25 Jahre, seitdem „die Göttinger Sieben" 1837 in der tiefen Nacht des deutschen Bundestages als hellleuchtendes Siebengestirn aufgestiegen waren, indem sie in Göttingen lieber Amt und Lehrstuhl entsagt hatten, als daß sie den Verfassungsbruch des Königs Ernst August von Hannover anders nennen wollten, denn einen gemeinen Rechtsbruch und Gewaltstreich. Unter diesen sieben Helden — neben Dahlmann, Ewald, Weber, Gebrüder Grimm, Gervinus — war auch unser Albrecht gewesen. Die Leipziger Burschenschaften hatten daher beschlossen, Albrecht am 17. November 1862 durch eine festliche Abordnung einen Lorbeerkranz nach einer Ansprache überreichen zu lassen. Ich war zum Führer und Sprecher dieser Abordnung erwählt worden und erfüllte die ehrenvolle, mich sehr beglückende Aufgabe zur Zufriedenheit Aller. Albrecht selbst dankte mir, „seinem lieben jungen Freund", tiefgerührt; den ihm von mir überreichten Lorbeerkranz aber legte er auf das Haupt der sein Studierzimmer schmückenden Marmorbüste Dahlmanns, indem er, grundbescheiden wie immer, sagte: „Der Kranz komme ihm nicht zu, sondern Dahlmann, da dieser ihm und den andern Genossen damals Führer gewesen." Die Zeitungen berichteten über diese huldigende Gedenkfeier, namentlich über meine Rede, so ausführlich als möglich.

Um dieselbe Zeit etwa fand in Leipzig eine große Versammlung des Deutschen Nationalvereins statt, zu der die Hauptführer und -Redner des Vereins aus ganz Deutsch-

Digitized by Google

land herbeiströmten. Obwohl ich der Versammlung nur beiwohnte, um die Verhandlungen — als einziger anwesender Stenograph — der Presse mitzuteilen, ließen sich doch die Führer alle den Sohn Robert Blums vorstellen, und sie alle waren fünf Jahre später meine Reichstagskollegen. Schulze-Delitzsch, der ungemein rasch sprach, hielt die Hauptrede, die ich wörtlich stenographierte und sofort in gewöhnliche Schrift übertrug, da Schulze mir den Wunsch ausgesprochen hatte, meine Wiedergabe seiner Rede erst zu lesen, ehe sie in Druck ginge. Ich überreichte ihm also meine Übertragung während einer geselligen Pause. Beim Lesen drehte er mir hartnäckig das Hinterhaupt zu, das er immer mal heftig schüttelte, so daß ich glaubte, er sei sehr unzufrieden mit mir. Dann aber trat er mit den beschriebenen Blättern freudestrahlend auf mich zu, drückte mir die Hand und rief: „Nein, wie ist das von einem so jungen Mann möglich! So wörtlich genau wie Sie kann nur noch Michaelis, der Präsident des stenographischen Bureaus des preußischen Abgeordnetenhauses, meine Reden stenographieren! Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Kunst!"

Auch unser Verbindungsleben wurde in diesem Winter sehr rege und interessant dadurch, daß wir Wartburger uns mit einer neugegründeten Burschenschaft, die aus lauter vormaligen Meißener Fürstenschülern bestand, unter dem gemeinsamen neuen Namen „Burschenschaft Germania" vereinigten, und nun jedes Glied der bis dahin getrennten Verbindungen sein bestes tat, um die neue Burschenschaft zu fördern. Unsre „Kneipe" und Versammlungsräume wurden aus der „Wartburg" im fernen Schrötergäßchen nach der Hainstraße Nr. 5 in Winters Parterre und Keller „Zum Joachimstal" verlegt, also nur zwei Häuser von meiner Wohnung, was mir ungemein viel Zeit sparte, und zwar nicht etwa zu Gunsten der „Kneipe", sondern zu Gunsten meiner Arbeit, da ich nun immer bis zum unmittelbaren Beginn der Verbindungssitzungen in meinem Studierzimmer bleiben konnte und nur noch ein paar Schritte bis zur „Kneipe" hatte. Hier schufen wir uns auch eine kleine Theaterbühne, auf der wir, unter Leitung meines Freundes Volkmar Kühns, (s. o. S. 173), ganz köstliche Sachen aufführten: so die Handwerkerscenen in Shakespeares „Sommernachtstraum", namentlich aber eine von zwei Burschenbrüdern und mir „gedichtete" „Puppenkomödie", deren Text hinter der Scene von einem von uns vorgetragen wurde, während die Darsteller als Drahtpuppen an langen Drähten und mit den lächerlich-steifen Bewe-

Digitized by Google

gungen solcher Puppen auf der Bühne hin- und herhüpften. Diese Schnurre behandelte in humoristisch-satirischer Form die neuesten Ereignisse des deutschen, sächsischen und Leipziger öffentlichen Lebens, des Leipziger Studentenlebens und unserer Burschenschaft insbesondere. Auch die damals neuentdeckte Trichine spielte als etwa meterlanger Lindwurm eine grausige Rolle.

Natürlich führte ich meine Schwester auch fleißig in das öffentliche Theater, und ihr Vormund Dr. Haubold — ich war am 8. Juni 1862 „mündig" geworden — wetteiferte mit den andern alten Freunden unseres Vaters darin, ihr und mir in seinem Hause oder in der Gesellschaft „Tunnel" usw. frohe Abende — im „Tunnel" mit Tanzvergnügen — zu bereiten! In solchen Stunden allgemeiner Fröhlichkeit um mich drückte mich mein stiller Liebeskummer freilich besonders schmerzlich.

Da trat aber urplötzlich eine herrliche Wendung ein, durch einen Brief, in welchem der gute Oskar mir erklärte, warum er auf meinen letzten Brief so lange habe schweigen müssen. Er war infolge eines Unfalls sehr lange Zeit schwer krank und zum Schreiben unfähig gewesen. Nun lud er mich, zugleich im Namen der Seinigen, freundlich ein, recht bald, jedenfalls aber in den nächsten Osterferien (1863) nach Rheinfelden zu kommen.

Als dieser wichtige Brief in meine Hände gelangte, fehlten nur noch wenige Wochen an diesen glückverheißenden Osterferien. Ich antwortete daher mit heißem Dank sofort, ich nähme die Einladung freudigst an und würde Oskar den Tag meiner Ankunft so zeitig mitteilen, als dies möglich sei. Anfang März ließ sich der Reiseplan entwerfen. Am zehnten konnte ich, — bis Basel in Begleitung von Schwester Ida, — die Reise antreten. Aber ich mußte in Köln mit den Schwestern des Vaters und in Darmstadt mit dessen einstigem Freunde, Advokat Reh, Vermögensangelegenheiten der Blumstiftung (s. o. S. 187) besprechen und ordnen, und konnte daher nicht vor dem 17. März in Rheinfelden eintreffen. Das meldete ich Oskar in wenigen herzlichen Worten. Dann trat ich am zehnten die Reise an und gelangte am Abend bis Herford in Westfalen, wo ich mich mit meinem lieben Kurt Demme aus Bern traf, der im benachbarten Salzufeln der erste Gehülfe in einer Apotheke war. Wir erlebten einen wonnigen Abend.

Andern Tages traf ich in Köln ein und konnte dort auch viel Freude stiften, da ich die Lebens- und Geschäftssorgen meiner Tanten

Digitized by Google

durch erhebliche Zuwendungen aus der Blumstiftung zu bannen vermochte. Seitdem ich mündig geworden, hatte ich nämlich bei Dr. Haubold in Leipzig darauf gedrungen, daß die Kapitalien der Blumstiftung zu besserem Zinsfuß angelegt würden. Auch die gute greise Mutter des Vaters sah ich in Köln zum letzten mal wieder, im behäbigen Bürgerspital, und sorgte aufs beste für ihr Wohlbefinden durch Zuschüsse. Ihre Gesundheit war aber schon damals tief erschüttert, und wenige Jahre später starb sie an Entkräftung. Sie konnte zuletzt keine Speise mehr aufnehmen. Ein ultramontaner Lump behauptete dann, als ich im Herbst 1867 in den Reichstag gewählt wurde, in einem Mainzer Pfaffenblatt: ich hätte sie verhungern lassen. In jenen dunkeln Kreisen heiligt ja der Zweck die Mittel.

Am 17. März traf ich endlich in Rheinfelden ein und wurde von Allen aufs herzlichste empfangen. Jede Stunde, die ich nun in dem alten lieben Kreise verkehren durfte, bewies mir herzbewegend, daß sie alle mir aufrichtig wohlwollten und immer so gefühlt und gedacht hatten. Mit großem Interesse hörten sie allem zu, was ich ihnen auf ihr Ersuchen über mein Tun, Arbeiten, Schaffen und Wirken seit meinem letzten Besuch hier (im Sommer 1861) erzählte. Und schon am 23. März verlobte ich mich im Stillen mit meiner Anna. Ganz „im Stillen" blieb dieses Verlöbnis, auch im Kreise von Annas Familie. Anna und ich nannten uns „Sie" wie bisher, Anfangs auch in unserem Briefwechsel, der alsbald sehr rege wurde, als ich am 24. März nach Bern und am Ende der Osterferien nach Leipzig reiste. Auch erfuhren natürlich die Meinen, die nächsten Freunde und mein alter Lehrer Edinger von mir, wie es stand; ebenso von Anna ihre nächsten Angehörigen und Freundinnen. Allen andern aber galt ich nach wie vor nur als der gute Freund Oskars und seiner Familie. Edinger meinte in seiner köstlichen burschikosen Weise: „Ein Verlöbnis mit fortdauerndem „Sie" und ohne die landessittliche tägliche Kußportion ist ein Unding!" Wir habens aber trotzdem ganz gut ausgehalten. Und die Meinigen waren überglücklich auch über unser stillverschwiegenes Glück. Von Bern brachte ich meiner Anna „als Osterei" ein ovales Bildchen mit, das ich nach einem Original von A. Knip aus Dr. med. Haubolds Galerie in Leipzig gemalt hatte: Rehwild und Fasanen auf einer steilen hohen Felsenkuppe in einer Landschaft wie die bei Heidelberg gegen die Neckarebene.

Digitized by Google

Nach Rheinfelden zurückgekehrt, malte ich dann in wenigen Tagen das ganze reizende Städtchen mit der uralten gedeckten Brücke, der Rheininsel und dem wilden Rheinstrom vom deutschen Ufer aus, wobei Anna mit Oskar wiederholt meinem „Schaffen" zusah. Das künftig nach dieser nur skizzenhaften Naturstudie auszuführende Bild war Anna bestimmt. Wie man sehen wird, sollte ich unter sehr eigentümlichen Umständen gerade ein Jahr später dieses Bild malen. Auch die edle Tanzkunst konnte ich jetzt an der Seite meiner Anna wieder üben, namentlich auf einem Tanzabend im schönen gastlichen Hause des der Familie Fischer befreundeten Salinenbesitzers Glenck in Schweizerhalle am Rhein bei Pratteln (Baselland). Die Fahrt dorthin und zurück in dem trefflichen Fuhrwerk der Familie Fischer, in Begleitung Annas und Papas, war zudem auch sehr poetisch. Hinwärts an einem herrlichen Frühlingsabend durch die reizvolle Landschaft, und zurück bei Mondschein. Nicht lange nachher schieden wir dann, im stillen Herzen aufs tiefste beglückt, voneinander, zumal Jedes vom Andern allwöchentlich einen großen Brief erhalten sollte.

Viertes Kapitel.

Examen und öffentliche Verlobung.

(Vom Frühjahr 1863 bis zum Sommer 1864)

Über ein Jahr lang, von Ende April 1863 bis Anfang Juni 1864, sollte ich meine Anna nicht wiedersehen. Der Briefwechsel mit ihr war in dieser langen Zeit meine größte Freude, mein höchstes Glück. Jeden meiner Briefe an sie trug ich selbst auf den Thüringer Bahnhof zu dem Schnellzug, der Nachts elf Uhr von Leipzig abging. Unendlich mannigfaltig und unbeschreiblich erhebend für ein junges warmes deutsches Herz war aber auch der Stoff, den jene dreizehn Monate meinen Briefen boten.

Man denke nur an die gewaltigen Ereignisse unseres deutschen öffentlichen Lebens in jener Zeitspanne und an den gänzlichen

Digitized by Google

Umschwung der öffentlichen Meinung — auch der meinigen — in der Beurteilung der Politik Bismarcks und des unvergleichlich großen Staatsmannes selbst.

Ganz so abfällig wie Bismarcks fortschrittliche und altliberale Opposition im preußischen Abgeordnetenhause und mein verehrter Lehrer Albrecht, beurteilten wir Leipziger Germanen alle Anfangs Bismarcks innere preußische Politik, namentlich sein hartnäckiges Festhalten an der von der ungeheuren Mehrheit der preußischen Volksvertretung verworfenen Heeresreform. Dieser innere preußische Konflikt und Verfassungsstreit erzeugte in den Reihen der Gegner Bismarcks die höchste Erbitterung, als Bismarck im Juni 1863 die bekannten Verfügungen zur Knebelung der ihm feindlichen Presse erließ. Ich war damals in Kartellangelegenheiten gerade in Berlin und jubelnder Zeuge der allgemeinen Entrüstung und Empörung über „diesen neuesten Rechtsbruch Bismarcks". Besonders beglückt war ich auch, daß ich gerade damals in Berlin die persönliche Bekanntschaft zweier Hauptführer der Fortschrittspartei, des greisen Waldeck und des „roten" Becker (Dortmund) machen durfte, die beide vier Jahre später meine Reichstagskollegen wurden.

Doch schon eben damals führte Bismarcks auswärtige und deutsche Politik eine ihm immer günstigere und gerechtere Wandlung meines Urteils herbei. Zunächst seine Politik gegenüber dem frechen und rohen Aufstand, der in Russisch-Polen im Frühjahr 1863 ausgebrochen war, von Österreich und Frankreich offen unterstützt, von England aus Russenhaß phrasenhaft begönnert und beschönigt wurde, und der jederzeit die preußischen Polen gleichfalls zur Empörung treiben konnte. Ich war durchaus kein Polenschwärmer wie mein guter seliger Vater gewesen. Nicht vergebens hatte ich gleich zu Beginn meiner Universitätsstudien Treitschkes Vorlesung über das Ordensland Preußen gehört, höchst zeitgemäß enthüllte er aber auch eben jetzt im Frühjahr 1863 in seinem Kolleg über die Jahre 1848 bis 1850, das ich begeistert hörte, und von dem noch die Rede sein wird, jede polnische Niedertracht jener Jahre. Und der heillose polnische Aufrührer Mieroslawski, den die Berliner Märzrevolutionäre 1848 aus dem Zuchthaus in Spandau befreit und im Triumphe durch die Straßen gefahren hatten, der dann der Oberanführer der badischen Revolutionstruppen 1849 gewesen, er hatte auch jetzt von Paris aus den russisch-polnischen Aufstand in Szene gesetzt. Das alles, und namentlich auch die Unterstützung dieses Aufstandes durch die frei-

Digitized by Google

heits- und deutschfeindliche Regierung Österreichs, die meinen Vater ermordet hatte, genügte mir vollkommen, um Bismarcks Politik in dieser Frage zu begreifen und von Herzen zu billigen, auch das Bündnis mit Rußland, das er geschlossen haben sollte und wirklich geschlossen hatte.

Aber noch viel freudiger jubelte mein Herz Bismarck und seiner Politik zu in der deutschen Frage. Er machte durch Nichtbeteiligung Preußens den „Deutschen Fürstentag" zu schanden und ergebnislos, den Österreich in trautem Einvernehmen mit unserem sächsischen Staatslenker Freiherrn v. Beust im August 1863 nach Frankfurt a. M. einberief, um die fremdherrliche Vormacht Österreichs in Deutschland zu verewigen, Preußen zu vergewaltigen und die immer mächtiger anschwellende deutsche Einheitsbewegung zu ersticken. Ja, der verschrieene „Junker" Bismarck gab in dem preußischen Rundschreiben vom 22. September 1863 zuerst die Losung eines deutschen Parlamentes aus!

Vollends begeistert aber folgte ich Bismarcks großer, kerndeutscher Politik Schritt für Schritt in der dänischen Frage, in seinem immer klarer und erfolgreicher zu Tage tretenden Streben, die Elbherzogtümer Schleswig-Holstein vom Dänenjoche zu lösen. Liegen doch alle die glänzenden Waffentaten des deutsch-dänischen Krieges — außer der Erstürmung der Insel Alsen (am 28. Juni 1864) — in der Zeitspanne meines Briefwechsels mit meiner stillverlobten Braut, d. h. bis Anfang Juni 1864. Gleich meinem verehrten Lehrer Treitschke, hatte ich nie für den Augustenburger geschwärmt, wie Millionen freisinniger und guter Deutscher, und die Angliederung Schleswig-Holsteins an Preußen immer, für die Elbherzogtümer sowohl als für ganz Deutschland, als die beste Lösung der dänisch-schleswig-holsteinischen Frage gehalten.

Eine Fülle der interessantesten persönlichen politischen Erlebnisse vom Mai 1863 bis Juni 1864 bestärkte mich in derselben nationalen, realpolitischen Richtung und Ansicht und verlieh meinem Briefwechsel mit meiner Anna weiteren anziehenden Stoff.

Dahin gehören vor Allem Treitschkes Vorlesungen über die Jahre 1848 bis 1850 im Sommersemester 1863. Sie waren auf alle Hörer vom gewaltigsten Eindruck. Der größte Hörsaal der Leipziger Hochschule, den Treitschke gewählt hatte, faßte bei weitem nicht alle, die sich zu diesen Vorlesungen

Digitized by Google

drängten, obwohl im Saal auch alle Stehplätze dicht von Hörern angefüllt waren. Aber sogar die Türen mußten während der Vorlesung geöffnet bleiben, denn draußen auf dem breiten Kreuzgang standen noch Dutzende, und selbst auf dem breiten Bürgersteig des Augustusplatzes vor den geöffneten Fenstern des Hörsaales, der im Parterre der Hochschule sich befand, lauschten abermals Dutzende den bis dort hinaus dringenden lauten Worten des geliebten Lehrers. Ich hatte meinen festen Platz auf einer der ersten Bänke vor dem Katheder und stenographierte Treitschkes freigesprochenen Vortrag Wort für Wort, sandte meiner Braut die Übertragung der ersten beiden Vorträge in Kurrentschrift und nach Treitschkes Tod seinen Hinterlassenen das ganze sorgfältig aufbewahrte und gebundene Kollegienheft.

Auch eine Menge älterer Herren besuchten diese Vorträge, selbst Zeitungsberichterstatter, und bald verrieten deren Berichte, daß nicht bloß wir Studenten in diesen Vorträgen ein politisches Ereignis ersten Ranges erblickten. Die nationalen Blätter Leipzigs, Sachsens, ja Ganzdeutschlands jubelten darüber, die „großdeutsch"-österreichfreundlichen und sächsisch-offiziösen dagegen wurden immer gehässiger und giftiger gegen Treitschke. Und als unser verehrter Lehrer nun vollends in dieser Presse fast des Hochverrats gegen Sachsen und die „Bundespräsidialmacht" Österreich geziehen und die sächsische Regierung zum Verbot seiner Vorträge aufgefordert wurde, da stellten wir Germanen im Stillen rasch die Urheber dieser Preßblüten fest, gönnten ihnen vor dem Beginn der nächsten Vorlesung hochsinnig an einer unserer belegten Bänke die Eckplätze nächst der offenen Tür, und sowie sie diese eingenommen hatten, erhob ich mich, drehte mich vom noch leeren Katheder ab gegen die hunderte von Studenten und erhob die Rechte. „Spione 'raus, Österreichischer Bewunderungsmoraſt 'raus!" riefen auf dieses verabredete Zeichen meine Burschenbrüder und fegten die kläglichen Denunzianten wie faule Spreu aus Bank und Saal, daß sie bis an die gegenüberliegende Wand des breiten hohen Kreuzganges flogen. „Hurrah, Spione 'raus, Bravo Germania, bravo!" riefen die Hunderte im Saal, und die Hinausgeschmissenen drückten sich eiligst und kehrten niemals wieder. Auch das Universitätsgericht konnte ihnen nicht helfen und uns Frevler nicht strafen, denn unser Ministerpräsident v. Beust wollte sich bei dem für Anfang August bevorstehenden dritten gesamtdeutschen Turnfest in Leipzig populär machen, und dafür wäre die Begönnerung dieser

Digitized by Google

Spione und die Bestrafung ihrer Hinauswerfer eine sehr üble Vorbereitung gewesen.

Unserm Treitschke aber ließ dieselbe hochweise Regierung keinen Zweifel, wie sie über ihn denke. Dieses Kolleg sollte sein letztes in Leipzig sein! Am Ende des Sommersemesters 1863 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Freiburg (Baden) und als er, der Form halber, diese Tatsache dem Dresdener Kultusministerium mitteilte, um diesem die übliche Gelegenheit zu bieten, den Scheidenden durch eine mindestens gleich günstige Beförderung an der bisherigen Wirkungsstätte festzuhalten, da lautete die amtliche Antwort etwa — wie er mir sagte: — „Man könne ihm zu dem Ruf nach Freiburg nur Glück wünschen, denn in Leipzig hätte man ihn wegen seiner mangelnden Objektivität doch nie aufrücken lassen können." So beurteilte die kleinliche sächsische Staatsweisheit jener Tage den Mann, der später, als Nachfolger Leopold v. Rankes, der „Historiograph des preußischen Staates", werden sollte!

Ehe Treitschke aber von Leipzig schied, — von mir nahm er besonders herzlichen Abschied und blieb mit mir im Briefwechsel, — machte er sich der gesamten Deutschen Volksseele schon damals teuer und unvergeßlich durch die gewaltige Rede, die er am 5. August 1863 „zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht" beim dritten deutschen Turnfest in Leipzig im Freien vor reichlich 20,000 begeisterten Hörern hielt. Wir Germanen gehörten als Turngenossen zu diesen und feierten dann den geliebten Lehrer in wehmütiger Scheidestimmung noch besonders als Ehrengast bei unserem Festkommers. Herr von Beust aber hat bei diesem Feste seine deutsche „Popularität", trotz all seiner schönen Phrasen, um keinen Schritt weiter gebracht.

Ich dagegen dankte dieser löblichen, wenn auch naturgemäß erfolglosen Absicht des Ministers eine große Errungenschaft. Gleich in meinem ersten Leipziger Semester, Frühjahr 1860, hatte ich, auf den Rat meiner väterlichen Freunde, mir ein lebensgroßes Ölbild des Vaters zeigen und aufrollen lassen, das auf dem oberen Rathausboden, ohne Rahmen, zusammengerollt und verschnürt, recht übel verwahrt lag, wie die Löcher und Beulen in der Leinwand bewiesen. Das Bild hatte der „Blumverein" in Leipzig, der die Unterstützung der Hinterlassenen gestorbener oder geflüchteter Freiheitskämpfer bezweckte, 1849 vom Maler Müller in Leipzig sich malen lassen, der Robert Blum im August 1848 in Leipzig gezeichnet hatte. Bei Ausführung des Ölbildes erschien

Digitized by Google

meine Mutter faſt täglich im Atelier des Künſtlers, um ihr Urteil abzugeben, etwaige Änderungen anzuregen. So wurde denn die Geſtalt, namentlich der kraftvolle Kopf, ſprechend ähnlich. Als mein Schweſterlein im Blumverein 1849 vor das fertige Bild geführt wurde, rief ſie ergriffen, die Händchen ausſtreckend: „Ach, Vater, Vater!“ Sie glaubte, ihn lebendig wieder zu haben. Nach der Dresdener Mairevolution von 1849 war der „Blumverein“ als ſtaatsgefährlich aufgelöſt, das Bild des Vaters — jedenfalls auch als ſtaatsgefährlich — „konfisziert“ und der wertvolle ſchwere Goldrahmen verſteigert, das Bild ſelbſt aber der langſamen Zerſtörung im Oberboden des Leipziger Rathauſes überliefert worden.

Alle meine Verſuche, dieſes wertvolle Bild mir und meiner Familie zu erwerben und zu erhalten, waren bisher vergeblich geweſen. Gegen Ende 1862 oder Anfang 1863, als das ſächſiſche Gebirgsſtädtchen Geyer von einer furchtbaren Feuersbrunſt verheert worden war, hatte Ernſt Keil den köſtlichen Einfall, mir 50 Taler in die Hand zu drücken und zu ſagen: „Laufen Sie damit gleich zum Kreisdirektor v. Burgsdorff, ſagen Sie ihm, Sie wollten die 50 Taler den Abgebrannten von Geyer ſchenken, bäten ſich dafür aber das konfiszierte Bild Ihres Vaters auf dem Rathausboden aus.“ Ich folgte natürlich, herzlich dankend, ſofort dem mir ſehr einleuchtenden Rat. Aber als ich dem Herrn Kreisdirektor die entſprechende Eröffnung gemacht hatte, ſagte er nur: „Jawohl, das wäre ein hübſcher Handel!“ — Schneidig erwiderte ich ihm ſofort: „Herr Kreisdirektor, ich bedaure ſagen zu müſſen, daß leider von einem Handel hier nicht die Rede ſein kann, weil wir uns eben leider nicht als gleichberechtigte Paciscenten gegenüberſtehen, ſondern Sie allein berechtigt ſind, Ja oder Nein zu ſagen!“ — „Na, un kommen Sie mir gar noch mit dem Römiſchen Recht!“ rief er milder, faſt heiter. „Aber Sie irren ſich. Ich habe für oder gegen Aushändigung des Bildes an Sie gar nichts zu ſagen. Darüber hat ganz allein der Herr Miniſter Freiherr v. Beuſt zu entſcheiden.“

Warte, Anton, dachte ich mir, und lauerte geduldig auf eine Gelegenheit, wo auch der in Sachſen allmächtige Freiherr v. Beuſt meine Bitte nicht würde abſchlagen können. Und ſowie ich hörte, Beuſt wolle zum Deutſchen Turntag nach Leipzig kommen, um ſich da populär zu machen, führte ich meinen Plan aus und bat um Aushändigung des Bildes an mich in einer Eingabe an Beuſt, deren Konzept ich noch beſitze und die nicht ohne Ironie die Gefahr-

Digitized by Google

losigkeit der Erfüllung meiner Bitte für mein teures sächsisches Heimatland darlegte. Überraschend schnell kam die mein Ersuchen gewährende amtliche Antwort. Ich mußte aber, ehe das Bild mir ausgehändigt wurde, vor dem Präsidenten des Leipziger Bezirksgerichts (jetzt Landgerichts) Dr. Rothe in einem „Revers" mich verpflichten, „mit dem Bilde niemals politische Agitationen zu treiben!" So sehr fürchteten die Dresdener Machthaber noch jetzt die Volkstümlichkeit des seit 15 Jahren toten Robert Blum. Ich habe das Versprechen treulich gehalten, das Bild von dem trefflichen Leipziger „Kunstdoktor" Maler Ferd. Schiertz sofort von Beulen und Rissen heilen, es dann in dunklen breiten Holzrahmen fassen und seither stets in meinem Arbeitszimmer aufhängen lassen bis auf diesen Tag.

Fast unmittelbar an das deutsche Turnfest in Leipzig schloß sich, gleichfalls im August 1863 die Jahresversammlung des norddeutschen Burschenschaftskartells in Leipzig unter meinem Präsidium, wobei wir wieder erhebende Tage der Verbrüderung im gesamtdeutschen Sinne feierten. Noch ergreifender war dann im Oktober 1863 das 50jährige Jubiläum der Völkerschlacht bei Leipzig (17/19 Oktober 1813). Unvergeßlich ist mir namentlich der Anblick Fritz Reuters, der mit Recht besonders gefeiert wurde.

Eines der interessantesten meiner politischen Erlebnisse in diesem Jahre fällt schon auf den 23. Mai 1863, den Tag, da Ferdinand Lassalle in Leipzig den „Allgemeinen Arbeiterverein", den Vorläufer der deutschen Sozialdemokratie, gründete. Dieses, nach Lassalles Meinung, weltgeschichtliche Ereignis fand in Pantheon in Leipzig statt, einem von nur um ein weniges erhöhten Seitengallerien umgebenen Parterre-Tanzsaal der Dresdener Vorstadt Leipzigs. In der Mitte des Tanzsaals hatte sich Lassalle mit seiner noch recht kleinen Gemeinde niedergelassen. Ich saß innerhalb der Brüstung einer der Gallerien.*) Meine rote Studentenmütze, und für diejenigen, die mich persönlich kennen mochten, auch der Name Blum, machte mich den versammelten „Genossen" unverdächtig. Namentlich ahnte keiner von ihnen, daß ich es wagen könne, etwa über die Verhandlungen der Versammlung an irgend eine Zeitung Bericht zu erstatten, was so zu sagen bei Todesstrafe verboten war; und in meinem dunkeln

*) Nur in geringer Höhe über dem Saale.

Digitized by Google

Winkel schien das auch ganz unmöglich, wenn ich wirklich so ruchloser Absicht fähig wäre. Vom Saale her war nur mein Oberkörper bis zur Brust sichtbar. Ich aber stenographierte auf meinem Schoß, von Allen ungesehen, während ich scheinbar untätig den Verhandlungen lauschte, jedes Wort, buchte jede — zuvor, wie immer, vor dem Spiegel einstudierte — Bewegung und Attitüde Lassalles und die ganze Komödie dieser Vereinsgründung.

Lassalle spielte zuerst den Lebensmüden, den übersättigten Genußmenschen, den Erholungsbedürftigen, der, nach seinen eigenen Worten, nur noch die Sehnsucht habe: „Am Golf von Neapel mit dem Rücken im Sande, mit den Füßen im Meer zu liegen.“ Durch diese fast weinerliche Schachmattigkeit hatte er den in ihrem Selbstbewußtsein ohnehin schon zum Zerplatzen angeschwellten Nullen Dammer, Vahlteich und Fritzsche, die sich „Führer“ der neuen Arbeiterpartei nannten, ein solches Hochgefühl ihrer Bedeutung verliehen, daß eine dieser Nullen — ich weiß nicht mehr, auf welche von ihnen die Wahl fiel — als eben erwählter „Präsident“ auf dem durch Lassalles Verzicht und Erholungsbedürfnis vermeintlich ohnehin erledigten Präsidentenstuhl sich niederließ — und Lassalle, unter Zustimmung der ganzen Versammlung, eilig glückliche Reise wünschte. Da schob Lassalle aber die erwählte Null plötzlich kräftig aus dem Stuhl bei Seite, verkündete sich selbst als Präsidenten des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ und führte in dieser Eigenschaft die Verhandlungen bis zu Ende. Ich eilte nun sofort nach Hause, übertrug meinen stenographischen Bericht in Kurrentschrift und warf ihn in den Nachts elf Uhr von Leipzig nach Frankfurt abgehenden Postschnellzug der Thüringischen Eisenbahn. Am nächsten Tage erschien mein Bericht in der Frankfurter Zeitung — deren Besitzer Leopold Sonnemann ich in Frankfurt persönlich kennen gelernt hatte, und die scharf gegen die Sozialdemokratie Partei nahm — und lief durch die ganze deutsche Presse. Wer ihn verfaßt, konnte niemand sagen. Lassalle aber tobte über die Unfähigkeit seiner Leipziger Vereinspolizei, die nicht einmal zu verhindern vermocht habe, daß ein heilloser Berichterstatter die Wahrheit aus dem „Pantheon“, — zu Deutsch dem Versammlungsort aller Götter! — offenbarte.

Man kann sich denken, daß alle diese öffentlich-politischen Vorgänge dem Briefwechsel mit meiner stillen Braut ungewöhnlich reichen und interessanten Stoff boten. Aber auch mein persönliches Leben in diesen dreizehn Monaten lieferte sehr

Digitized by Google

viel Erzählenswertes für meine Anna. So mein Wirken in der Burschenschaft, das trauliche Verhältnis zu lieben tüchtigen Freunden und meinen verehrten Lehrern, dann, namentlich vom Herbst und Winter 1863 auf 1864 an meine immer eifrigere und fleißigere Vorbereitung auf mein Universitätsexamen als Rechtskandidat (Referendar) und baccalaureus juris, der Vorstufe für den Doktor. Ich zog mich zu dieser Zeit auch aus dem Burschenleben sehr zurück, um ganz meinen Studien zu leben. Doch fand ich in dem, wie man sah, für mich sehr bewegten Sommer 1863, noch Zeit, meiner Anna zwei Ölbilder zu ihrem Geburtstag zu malen, nach meinen Ölstudien am Brienzer- und Walensee 1862. Zu Weihnachten 1863 sandte ich ihr ein kleines treues Abbild der Rößlimühle im Sulgenbach (Bern), wo meine Lieben immer noch wohnten. In den Osterferien 1864 aber kopierte ich für sie in halber Größe auf dem städtischen Museum in Leipzig das riesige und gewaltige Bild von Alexander Calame „Sonnenaufgang am Monte Rosa", mit dem ich sie bei meiner Rückkehr nach Rheinfelden Anfang Juni 1864 überraschte. Unter sehr eigentümlichen Umständen hatte ich ihr zuvor schon, in den ersten Frühlingstagen 1864 das Bild von Rheinfelden gemalt, dessen Skizze sie im Frühjahr 1863 nach der Natur hatte entstehen sehen.

Zum deutschen Turnfest in Leipzig im August 1863 hatte nämlich ein in Leipzig lebender Schriftsteller und „Archivrat" eine „Festzeitung" von 6 bis 8 Nummern herausgegeben, für die er mich, gegen die Zusage sofortiger Honorierung, zu einem Beitrag aufgefordert hatte. Ich hatte ihm einen schwungvollen Artikel über die nationale Bedeutung der altgriechischen festlichen Ringwettkämpfe und der schweizerischen Turnfeste geliefert, der durch mehrere Nummern ging, und den er für das beste an der ganzen Festzeitung erklärte. Aber Honorar erhielt ich nicht. Selbst meine Mahnbriefe blieben unbeantwortet. Da erkundigte ich mich bei Ernst Keil und Prof. Bock über den Herrn und erfuhr das Übelste. Namentlich stellten sie fest, daß der jetzige Herr Archivrat um das Jahr 1850 in Preußen ein unbescholtenes Mädchen veranlaßt habe, sich mit ihm deutschkatholisch trauen zu lassen, unter der Vorspiegelung, daß seine religiöse Überzeugung keine andere Trauung zulasse, in Wahrheit aber, weil er wußte, daß eine solche Trauung nach preußischem Recht ungültig sei. Nachdem er dann mit der Betörten eine Tochter gezeugt, hatte er sie verstoßen und sitzen lassen! Das und meine Meinung über einen Menschen, der solcher Handlung

Digitized by Google

fähig sei, schrieb ich ihm nun kerndeutsch und wies jeden Pfennig aus solcher Hand zurück.

Sofort lief er aufs Universitätsgericht und verlangte meine Bestrafung. Ich trat den Beweis der Wahrheit an, der vollständig gelang. Das hochwohlweise Universitätsgericht aber war der Meinung, ein deutscher Student dürfe auch über erwiesene Niedertracht keine abfällige Meinung äußern, wenn dadurch ein Gentleman unliebsam berührt werde, der sich des Titels „Archivrat" erfreue, und verurteilte mich zu acht Tagen Karzer. Ich saß die Strafe in den letzten Tagen vor Beginn der Osterferien 1864 ab. Prof. Bock hatte mir ein ärztlich-professorliches Zeugnis ausgestellt: daß ich zur Erhaltung meines jungen Lebens täglich unbedingt zwei Stunden spazieren gehen müsse. Auf diesen Spaziergängen begleitete mich immer meine liebe schwarze Pudelin Mohr, die zuvor, von einem Verbindungsbruder geleitet, im Hof zu meinem vergitterten Karzerfenster hinaufgeheult hatte. Da mir außerdem Selbstverköstigung und ein gutes Lager vergönnt war, so drückte die Strafe nicht zu hart. Während des Tageslichtes malte ich nun im Karzer das Rheinfelder Bild für meine Anna.

Der Karzerdiener Strauß, dessen Gunst ich während dieser acht Tage anheimgegeben war, betrachtete mit größtem Erstaunen mein Tun und Können. So was war ihm offenbar bei seinen bisherigen Gefangenen noch nicht vorgekommen. Ganz unverzagt fragte er mich, ob ich nicht auch ihn malen wolle, und was das kosten würde? Ich erwiderte: ich würde es umsonst tun, nur müsse ich erst dies Landschaftsbild vollenden. Einstweilen aber wolle ich ihn rasch einmal zeichnen, denn damit müsse jedes Bild angefangen werden, wie er sehe. Er war mit der flüchtigen Skizze sehr zufrieden und fragte nur alle Tage mal — „so beiläufig", wie er sich gebildet ausdrückte, — wann ich denn sein Bild anfangen wolle? „Wenn die Landschaft fertig ist," erwiderte ich hartnäckig. Bei Sonnenuntergang meines letzten Hafttages wurde diese fertig, und nun klagte Strauß: „Morchen frih gomm' Sie nn frei, da muß ich Sie loslassen, und nu hamm Se mei scheenes Bordrä noch nich emal angefangen!" — „Ich male Sie gewiß noch fertig, ehe ich fortgehe", tröstete ich ihn.

Am nächsten Morgen riß er meine Zellentür weit auf, rief: „Nu sin Se frei, Herr Blum!" und winkte den auf mein Ersuchen bestellten Dienstmann zum allmähligen Hinabtragen meiner Sachen in die Zelle. Mit unwilligem Erstaunen gewahrte er, daß ich diesem

Digitized by Google

zunächst meine Malsachen samt der Staffelei auflud und nur mein nasses fertiges Bild zurückbehielt, um dieses eigenhändig in die Freiheit zu tragen. Sowie der Mann hinaus war, rief der Karzervogt empört: „Nu awer, Herr Blum, da genn' Se mich ja gar nich mehr malen, wenn Se das Alles fordschiggen dhun?" — „Seien Sie nur ruhig, Herr Strauß, ich habe Sie ja schon gemalt. Ich zeige Ihnen das Bild, sowie der Dienstmann meine letzten Sachen abgetragen hat." Das war bald geschehen. Inzwischen hatte ich des Frohnvogts gesamte Rechnung samt dem üblichen Trinkgeld bezahlt und führte ihn nun an die breite nordöstliche Karzerwand und rief, auf diese deutend: „Sehen Sie, da ist Ihr Bild, Herr Strauß, adieu, bleiben Sie recht gesund und munter!" Und weg war ich. Er aber schaute ingrimmig auf sein „schoenes Bordrä" an der Wand. Denn hier hatte ich seine unverkennbaren Gesichtszüge und seinen Kopf einem schönen Vogel Strauß in der Wüste Sahara aufgesetzt. Das Bildchen war dort oben noch viele Jahre lang zu sehen.

Nach Mitte Mai 1864 stieg ich dann ins Universitäts- (Referendar- und Bakkalaureats-)examen und bestand es mit der Zensur „Gut" (No. 3). Nur die schriftliche lateinische Exegese einer (natürlich gleichfalls lateinischen) Pandektenstelle drückte meine Gesamtzensur auf die dritte Stelle hinunter, und ich fühlte mich selbst tiefbedrückt. Aber mein verehrter Lehrer Albrecht schrieb mir: „Lieber Herr Blum. Daß Ihr Examen nicht glänzend ausgefallen ist, hat mich keinen Augenblick an Ihnen und Ihrer Fähigkeit, dereinst Ihren Beruf, welcher es auch seyn mag, zu erfüllen, irre gemacht. Von jeher habe ich die Examina für einen Nothehelf und sehr unsichern Prüfstein der inneren Tüchtigkeit gehalten und wenn auch die Nummer 3 Sie im ersten Augenblick etwas niedergeschlagen haben mag, so werden nicht blos Sie selbst sich dadurch für die Dauer nicht entmuthigen lassen, sondern auch ich denke deswegen nicht schlechter von Ihnen, als vorher."

Am 3. Juni 1864 ging das Examen zu Ende. Sofort telegraphierte ich nach Rheinfelden: „Gut bestanden, reise heute Abend, bin morgen Nachmittag" (folgte Stundenzahl) „dort." Meine Germanen waren schmerzlich enttäuscht, ihr „altes Haus" schon abends halb elf Uhr von dem schönen „Examenfäßchen" scheiden zu sehen. Aber es half nichts, die Liebe zog mich zu mächtig hinweg.

Digitized by Google

Das Wiedersehen in Rheinfelden war wundervoll. Am 5. Juni schon hielt ich bei Papa um die Hand seiner Tochter feierlich an und erhielt Jawort und Segen von ihm. Am 8. Juni, meinem 25. Geburtstag, wurde unsre Verlobung öffentlich bekannt gemacht. Meinen Lieblingslehrern Treitschke und Albrecht schrieb ich bei Einsendung der Verlobungskarten größere Briefe und erhielt von ihnen reizende Antworten. Treitschke schrieb aus Freiburg am 15. Juni den auf S. 240 mitgeteilten Brief, Albrecht aus Leipzig am „19. Juny":

„Lieber Herr Blum.

„Es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie Ihrer Verlobungskarte, die wir gestern empfingen, einen Brief vorausſandten, der uns in den verborgenen Gang Ihres innern Lebens während der letzten Jahre einen Blick thun läßt. Daß die Kämpfe, die Sie zu bestehen gehabt haben, nun zu einer so vollständigen Erfüllung Ihrer lange gehegten Wünsche geführt haben, daran nehmen wir den herzlichsten Antheil und bringen Ihnen für das neue Leben, welches nunmehr für Sie beginnt, von Herzen unsere Glückwünsche dar. Das Bild Ihrer Braut, welches gleich bey dem ersten Anblick die günstigsten Schlüsse auf ihr Wesen erweckt, hat meine Frau sofort mit besonderer Freude ihrem Album einverleibt. — Obgleich Ihr Brief keine bestimmte Andeutung enthält, ob und wann wir Sie wieder hier sehen werden, so glaube ich doch nach dem, was Sie mir früher über Ihren Lebensplan mitgetheilt haben, mit Bestimmtheit darauf rechnen zu können. Dann mögen Sie sich eines freundlichen Empfanges versichert halten sowohl von meiner Frau als von Ihrem ergebensten

Albrecht."

Natürlich mußte ich meine liebe Braut auch den Meinigen und den alten Freunden und Erziehern in Bern vorstellen, und da wir beide dorthin nicht allein reisen durften, so kam meine gute Mutter nach Rheinfelden und begleitete uns nach Bern, wo wir in der trauten Rößlimühle wohnten. Meine Anna wurde in Bern von allen, bei denen wir „Verlobungsbesuche" machten, so herzlich begrüßt, als sei sie ihnen schon seit Jahren bekannt und lieb. Sehr drollig war dabei eine Begegnung mit meinem alten steifen und pedantischen Gymnasiallehrer Fiesinger.*) Ihm

*) S. o. S. 143 flg.

Digitized by Google

hatte ich auch eine Verlobungskarte geschickt und noch in Rheinfelden einen kurzen Glückwunsch von ihm erhalten. Als Anna und ich nun eines Morgens in Bern von der Rößlimühle her der Heiliggeistkirche zuschritten, um in deren Nähe wieder Verlobungsbesuche zu machen, kreuzte Fiesinger, der auch dort herum wohnte, unsern Weg, erkannte mich und blickte mit einem Strahl von Herzensfreude, den ich nie zuvor an ihm bemerkt, auf mich, namentlich aber auf meine Begleiterin, die ich ihm vorstellte. Er drückte uns warm die Hand und sagte dann zu mir, mit freudigstem Blick auf meine Braut: „Lieber Blum, ich habe Ihnen schon gratuliert, aber nun gratuliere ich Ihnen noch viel mehr."

Nachdem wir dann wieder eine glückliche Woche in Rheinfelden verlebt, reisten wir mit Mama Fischer in die bayrische Rheinpfalz, nach Godramstein bei Landau, um uns hier Mamas Mutter und nächsten Verwandtenkreis als Brautpaar vorzustellen. Wir fuhren durch Baden, nicht durch das französische Elsaß, und benützten einen mehrstündigen Aufenthalt in Freiburg, um Treitschke zuvor von unserer Ankunft zu benachrichtigen und einzuladen, unser Mittagsgast in einem der großen Gasthöfe gegenüber dem Freiburger Bahnhof zu sein. Zu unserer Freude hatte er angenommen und machte uns die Stunden unsres Beisammenseins in Freiburg unvergeßlich.

Sein Brief lautete:

„Freiburg 15/6 64.

„Geehrtester Herr,

„als ich neulich Ihre Verlobungsanzeige auf meinem Tische fand, hatte ich die Absicht Ihnen brieflich Glück zu wünschen. Doch sagte mir eine innere Stimme, daß Sie Sich vermuthlich in der Nähe der badischen Grenze aufhalten und bald selber hier erscheinen würden. Sie hat nicht getrogen. Es soll mich herzlich freuen Sie hier zu begrüßen. Ich wohne auf der noch ungetauften neuen Straße zwischen Viehmarkt und Dreisamstraße" (Faulerstraße) „und werde am Montag früh sicher zu Hause sein. Ihr Verbindungsbruder Herr Böttcher*), der seinen Glückwunsch mit dem meinen vereinigt, wird leider am Montag abwesend sein. Meine Wohnung sieht zwar jetzt weniger gelehrt aus als in Leipzig, doch

*) s. o. S. 174 Note.

Digitized by Google

will ich den Damen nicht zumuthen sich dorthin zu bemühen; ich werde sie sehr gern in Ihrem Gasthofe aufsuchen.

„Auf Wiedersehen. Herzlich

der Ihrige

Treitschke."

Am nämlichen Tage noch erreichten wir Landau, wo uns Großmutters Wagen nach deren Landsitz in Godramstein, — ein Stündchen von Landau gegen das Haardtgebirge und Annweiler zu, heute Eisenbahnstation — abholte. Die Großmutter, Witwe Walter, war eine prächtige Frau von damals 70 Jahren, aber noch sehr rüstig und lebhaft, eine geborene Maréchal aus der Champagne, und sprach noch jetzt nur ein allerliebstes gebrochenes Pfälzisch-Deutsch, obschon sie mit ihrem Gatten schon seit 1815 in Landau und Umgegend gewohnt hatte. Er hatte in Landau eine schwunghafte Tabakfabrik gegründet, und Großmutter hatte diese nach seinem frühen Tode (1858) mit großem Geschick und Glück fortgeführt und nach Godramstein verlegt, wo sie sich ein anmutiges Heim geschaffen hatte. Namentlich der große Garten hinter den längs der Dorfstraße gelegenen Gebäuden des großen Anwesens war entzückend. Außerdem hatte sie in bester Lage nach und nach ein zusammenhängendes Weingut von fünfzig Morgen erworben. Mich empfing sie gleich von Anfang an mit wahrhaft mütterlicher Herzlichkeit und ebenso die ganze dortige Familie.

Unser wochenlang dauernder Aufenthalt in der herrlichen Rheinpfalz war wundervoll. Täglich Ausflüge zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen in die überall reizende Landschaft; Besichtigung der zahlreichen Schloßruinen der Gegend: des Trifels, in dem einst Richard Löwenherz gefangen war, der Magdeburg, auf der mein Vater an der Spitze der Linken des Frankfurter Parlaments zu Pfingsten 1848 eine Rede gehalten hatte, usw. Auch Jagden gab es, einmal eine von zwei Tagen auf Rehwild im rauhen Gebirge, mit Übernachten in einer Forsthütte des Hochwaldes auf dem bloßen Fußboden. Alle Hunde der großen Jagdgesellschaft aber witterten in mir den Besitzer meiner Leipziger Pudelhündin Mohr und deckten mich mit ihren von allen Seiten über meinen Körper ausgestreckten Köpfen zu.

Nun galt es aber doch, von der Pfalz, von all den lieben neuen Angehörigen und auch von der teuren Braut zu scheiden! Denn

Digitized by Google

die sächsischen Gerichtsferien waren nicht mehr fern (Beginn 21. Juli), und vorher mußte ich mich noch ordentlich in die Anwaltspraxis meines Exvormundes Dr. Haubold einarbeiten, um ihn während der Gerichtsferien gut vertreten zu können. So nahm ich denn schweren Abschied und reiste nach Leipzig zurück.

Fünftes Kapitel.

Das erste Jahr im praktischen Anwaltsdienst, Doktorexamen, Hochzeit.

(Sommer 1864 bis Sommer 1865.)

Das Prozeßverfahren des Königreichs Sachsen war zu der Zeit, als ich im Sommer 1864 den praktischen Dienst als „Rechtskandidat" (Referendar) im Anwaltsbüreau des Dr. Haubold in Leipzig begann, im Zivilprozeß durchaus schriftlich, im Strafprozeß fast ganz schriftlich. Zu den gerichtlichen Terminen gab man sich im Zivilprozeß für die Partei blos an, ohne mündlichen Vortrag. Zu zündender gerichtlicher Beredsamkeit hatte man also gar keine Gelegenheit. Dagegen hatte Sachsen schon 1861 das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch eingeführt und vom 1. Januar 1865 an trat auch das sehr gute neue Sächsische Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft, dessen Bestimmungen ich natürlich genau kannte, während Dr. Haubold Handelsrecht und Bürgerliches Gesetzbuch sich nur sehr flüchtig angesehen hatte. Er überließ mir daher gleich von Anfang an die gesamte Arbeit seiner, ohnehin nicht mehr bedeutenden Zivil- und Strafprozeßpraxis und behielt sich nur die Notariats- und Verwaltungspraxis (die Vermietung und Verwaltung großer Häuser usw. von Klienten) vor. Als Notar des großen Bankhauses H. C. Plaut, das damals im ersten Stock der Katharinenstraße No. 13 in Leipzig, unterhalb des Bureaus und der Wohnung des Dr. Haubold, seine Geschäftsräume hatte, und anderer Bankhäuser, hatte er beträchtliche Einnahmen.

Digitized by Google

Mich dagegen förderte die fast selbständige und verantwortliche Stellung in Dr. Haubolds Zivil- und Strafprozeßpraxis außerordentlich in meinem Wissen und der praktischen Anwendung desselben, und je mehr ich leistete, um so bescheidener fand ich das Honorar von 15 Rl. (45 Mark monatlich), das Dr. Haubold mir zahlte. Fast alle Rechtskandidaten erhielten damals in Sachsen Honorar oder Gehalt. Die Vergütung meiner Arbeit auf Dr. Haubolds Bureau sollte indessen schnell in einfacher Weise eine ganz wesentliche Aufbesserung erfahren. Sehr bald nämlich, nachdem ich die neuen Anbringen der alten Klienten Dr. Haubolds persönlich aufnahm und die ganze Entwickelung und Folge ihrer Prozesse mit ihnen allein durchsprach, erschienen neue Klienten mit dem Verlangen, daß ich persönlich ihre Sachen übernehmen und führen solle. Das erste dieser Verlangen schon teilte ich natürlich, ehe ich mit dem Klienten weiter verhandelte, sofort Dr. Haubold in dessen Privatzimmer mit. Er aber rief heiter: „Dagegen habe ich gar nichts, lieber Hans, daß Du hier in meinem Bureau anfängst, eine eigene Praxis zu begründen. Da Du noch nicht Advokat bist, so müssen Deine Klienten natürlich mir pro forma Prozeßvollmacht erteilen, und ich erteile Dir dann Substitutions- (Vertretungs-) Vollmacht, und mache natürlich zur Bedingung, daß keiner meiner alten Klienten zu Deinem Klientenkreis gezählt wird. Die Einnahmen aus Deiner eigenen Praxis teilen wir so, daß Dir daraus zwei Drittel zufließen, mir ein Drittel, so lange Du auf meinem Bureau arbeitest."

Mit alledem erklärte ich mich vollständig einverstanden, ich konnte dabei ja nur gewinnen und Dr. Haubold auch, und ich hatte bald eine ganz erfreuliche eigene Klientel, so daß ich Dr. Haubold monatlich erhebliche Überschüsse über meinen Gehalt herauszahlte, auch als er diesen von 1865 an auf monatlich 25 Tlr. (75 Mk.) erhöhte. Mein erster eigener Klient war ein Leipziger Schneider T., der mir alle seine fälligen Rechnungen zur Einziehung überwies „und sich sehr gut dabei stand", wie er selbst sagte. Ganz merkwürdige Klienten und Rechtssachen führte mir aber schon die Leipziger Herbstmesse 1864 und meine Kenntnis des Griechischen zu. Ein in Leipzig ansässiger griechischer Fellhändler, der mir schon früher sein schätzbares Vertrauen zugewendet, und dem ich zu seinem Entzücken einmal ein paar Verse Homers aufgeschrieben hatte, um zu sehen, ob er sie verstehe, brachte mir da nämlich einen Landsmann aus Ochrida in Makedonien zugeschleppt, der eine sehr große For-

Digitized by Google

derung für „Persianer"-Lammfelle einzuklagen hatte, aber kein Wort Deutsch sprach. Mit der Versicherung, daß er selbst gerade dringend zu tun habe und ich ja ausgezeichnet Griechisch könne, verließ uns dann mein älterer griechischer Klient und ließ seinen Landsmann allein bei mir zurück. Da dessen Sache auch Eile hatte, so schrieb ich dem Mann die zu meiner Instruktion nötigen Fragen in altgriechischer Sprache auf, die er gut zu lesen und verstehen vermochte, so daß er meist „Málista", „ganz richtig, so ist es", antwortete. So verbreitete sich mein Ruf, ein ausgezeichneter Grieche zu sein über den ganzen Brühl,*) und ich hatte dieses griechische Frage- und Antwortspiel, zur höchsten Belustigung unserer Schreiber, noch öfter durchzumachen.

Natürlich nahm mich die neue Tätigkeit im praktischen Anwaltsdienst auch geistig sehr in Anspruch. In interessanten Prozeßakten arbeitete ich häufig noch Abends daheim, namentlich wenn es galt, bestrittene wissenschaftliche Fragen an der Hand aller Quellen, Kommentare und Urteilssammlungen zu lösen. Doch versäumte ich kaum einen Verbindungsabend meiner lieben Burschenschaft, hielt ihr auch einmal einen sehr sorgfältig ausgearbeiteten Vortrag über das Englische Schwurgericht, hauptsächlich auf Grund der Forschungen von Rudolf Gneist. Meine übrige freie Zeit verwandte ich natürlich hauptsächlich auf den Briefwechsel mit meiner lieben Braut und den Meinen in Bern und auf die Erweiterung und Vertiefung meines juristischen und geschichtlichen Wissens, um im Sommer 1865 mein Examen als „Doktor beider Rechte" (des römischen und kanonischen) gut bestehen zu können. Der fortdauernde rege Verkehr mit Professor Albrecht, der mich öfters zum Abendrod einlud, und bei dem ich zu meiner großen Freude Gustav Freytag kennen lernte, war hierfür natürlich auch wichtig, nicht minder mein steter reger Briefwechsel mit Heinrich von Treitschke. Als gegen Ende 1864 Treitschkes berühmtes Werk „Geschichte und politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten Deutschen Geschichte" in Leipzig bei S. Hirzel erschien, hatte er die große Freundlichkeit, mir ein Exemplar des Werkes zugehen zu lassen.

Das Gustav Freytag gewidmete Werk war ein feurig-begeisternder, aber auch ernst mahnender und strafender Weckruf an alle guten Deutschen zu nationaler Pflichterfüllung, dringend notwendig und

*) Hauptstraße des Meßtreibens der Pelzhändler in Leipzig

Digitized by Google

mächtig zündend in der düsteren Nebel- und Gewitterstimmung der öffentlichen Meinung jener Tage. Bismarck hatte durch den Wiener Vorfrieden vom 1. August und Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 die Elbherzogtümer vom Dänenjoch befreit, die vorläufig im Gemeinbesitz von Preußen und Österreich sich befanden. Diesen rechtmäßigen Besitz nannte der „Deutsche Nationalverein" am 31. Oktober „Gewalt und Willkür", den Wiener Frieden „für das „Volk" ungültig und unverbindlich" und bezeichnete als „die Aufgabe der Vereinsgenossen, den Herzogtümern Schleswig-Holstein im Kampfe gegen jede Vergewaltigung zur Seite zu stehen". Sachsen ließ seine unter dem Vorwand der Bundesexekution gegen Dänemark in Holstein eingerückten Truppen nach Abschluß des Wiener Friedens ruhig hier stehen, und Herr v. Beust weigerte sich, trotz wiederholter Drohungen Bismarcks mit Waffengewalt, den Abzug zu verfügen, bis der Bund ihn am 5. Dezember beschloß. Natürlich gehorsamte da Herr v. Beust, ließ sich und den sächsischen Partikularismus nun aber erst recht als treueste Stütze wahrer deutscher Gesinnung und Freiheit preisen.

In der bitteren Erregung über diese Torheiten und Niederträchtigkeiten las ich das köstliche Werk meines verehrten Geschichtslehrers natürlich mit doppelter Begeisterung und nahm es mit nach Rheinfelden, als ich Mitte Dezember 1864 dorthin reiste, um das Weihnachtsfest im Hause der Braut zu verleben. Ich wollte ihr und den Ihrigen aus dem Werke einiges vorlesen, dagegen Gustav Freytags ganzen, soeben erschienenen Roman „Die verlorene Handschrift", den ich meiner Anna mitbrachte.

Unser Wiedersehen war natürlich wonnig, und zu meiner großen Freude genehmigten die lieben Eltern meiner Braut, daß ich mit meinem herzlichen Dank an Treitschke für sein schönes Werk die Einladung verbinde, er möge doch ja das Weihnachtsfest mit uns in Rheinfelden verleben. Ich tat das sofort, er antwortete aber:

„Freiburg, 20./12. 64.

„Geehrtester Herr,

Leider muß ich Ihnen mittheilen, daß ich auf die Weihnachtsfeier in Rheinfelden zu verzichten gezwungen bin. Es hilft Nichts, ich muß hier still sitzen und arbeiten und zu Neujahr in das Carlsruher Archiv gehen; das Eine ist so unerläßlich wie das Andere. An meinem Gemüthe braucht Ihre Braut darum nicht zu verzweifeln;

Digitized by Google

ich besitze von diesem Artikel einen nur allzu großen Vorrath, er wird mir oft unbequem. Nehmen Sie vielen Dank für Ihren Brief und meine besten Wünsche für die Festtage. Sollten Sie auf der Rückreise Freiburg berühren, so würde ich mich freuen, Sie zu sehen. Nur schreiben Sie mir dann ja recht zeitig, da ich vielleicht zu Anfang Januars (wann? kann ich noch nicht sagen) von Freytag nach Carlsruhe citirt werde. Ich beneide Sie, den neuesten Ausbruch des k. sächs. Mittelstaatswahnsinns mit angesehen haben. Doch das ist nicht zum Lachen. Ich finde es schrecklich, wie sehr der edle Charakter der Deutschen in der Kleinstaaterei verloren hat. Wir behaupten eine Nation zu sein und sind unser 35.

Mit herzlichem Gruß

der Ihrige

Treitschke."

Trotz des kalten Winterwetters machten wir Brautleute und Oscar häufig größere Spaziergänge in der schönen Umgegend von Rheinfelden, des Abends aber las ich immer der ganzen Familie vor, einige weniger politische Abschnitte aus Treitschkes Werk, wie die über Milton und Byron, und Freytags ganze „Verlorene Handschrift", die uns sehr viel Genuß bereitete. Nur an einem milderen Abend, da das Wasser eines großen Teiches vor Rheinfelden nicht gefroren war, ging ich mit dem Hausarzt der Familie, Dr. Wieland, mit dem Oskar und ich auf Du standen, auf die Wildentenjagd an jenem Teiche. Wir gaben unsre Schüsse hinter dem Uferschilf liegend ab, erbeuteten aber keine der getroffenen Enten, da sie sofort untertauchten und wir keinen Hund zum Apportieren mithatten. Dagegen schoß ich am gegenüberliegenden Ufer einen Fischreiher, den ich triumphierend nach Hause schleppte und ausstopfen ließ. Die Meinen brachten Weihnachten in Berlin zu. Natürlich schrieben und beschenkten wir uns herzlich. Gegen Neujahr aber kamen sie nach Rheinfelden und hörten hier die ganze Vorlesung der „Verlorenen Handschrift" von Gustav Freytag mit an.

Bald nach Anfang Januar 1865 mußte wieder von Rheinfelden geschieden sein, ich in mein „juristisches Tretrad" in Leipzig und meine vorbereitenden Studien zum Doktorexamen zurück. Zunächst aber suchte ich meine aus Treitschkes Werk gewonnenen oder befestigten geschichtlichen und politischen Kenntnisse und Überzeugungen volkstümlich zu verwerten. Er hatte mich, namentlich durch seine große, bedeutende Abhandlung „Bundesstaat und Ein-

Digitized by Google

heitsstaat", zum glühenden Unitarier gemacht. Mit ihm glaubte ich nicht, daß es jemals möglich sein werde, die deutsche Einheit in der Form eines Bundesstaates zu begründen, wie dies in der Reichsverfassung von 1849 versucht worden war, weil die dazu unbedingt erforderliche bundesgenössische Gesinnung und Bundestreue in den deutschen Mittelstaaten und vielen deutschen Kleinfürstentümern durchaus zu fehlen schien. Vielmehr hielt Treitschke damals, und ich mit ihm, die künftige deutsche Einheit nur möglich in Gestalt und Form eines deutschen Einheitsstaates unter dem erblichen Kaisertum der Hohenzollern, der Könige von Preußen. Diese Gedanken und Überzeugungen entwickelte ich in den ersten Monaten des Jahres 1865 an mehreren Abenden in einem unentgeltlichen öffentlichen Vortrag „Über die künftige Einheit Deutschlands" in dem großen, aus der Stadtkasse Leipzigs mit jährlich 500 Talern dotierten, Leipziger Arbeiterbildungsverein, dessen Vorsitzender der damals noch gut deutsch und monarchisch gesinnte Drechsler August Bebel war. Die schlichten Leute lauschten mit größter Spannung und Begeisterung und riefen und klatschten am Schlusse stürmisch Beifall. Da erhob sich Bebel und sprach warm: „Der begeisterte Beifall aller Hörer habe mir schon bewiesen, wie sehr meine Worte gezündet hätten und wie großen Dank Alle mir schuldeten. Er persönlich aber fühle sich gedrungen, zu bekennen, daß bezüglich der für jeden Deutschen wichtigsten Frage, der Frage der Verfassung des künftigen einigen Deutschlands, noch niemand ihm selbst so aus der Seele gesprochen habe, wie ich!"

Wenige Monate darauf war Herr Bebel ganz in die Fänge des in Leipzig eingenisteten Wilhelm Liebknecht geraten und wurde von diesem recht bald zum vaterlandslosen, revolutionären Kommunisten umgekrempelt. Ich konnte diese Wandlung früher als die meisten andern an manchen persönlichen Wahrnehmungen verfolgen und feststellen, zumal ich auch Liebknechts Vorleben und Gesinnung aus Carl Vogts mündlichen Mitteilungen und einigen Broschüren Vogts viel genauer kannte, als Herrn Liebknecht lieb war. Doch fürerst kümmerte mich „die Schwefelbande" Carl Marx, Liebknecht und Genossen, wie sie von Carl Vogt und allen schon im verflossenen Jahrzehnt genannt wurde, nicht weiter. Ich versenkte mich nun in meinen freien Stunden fast ausschließlich in die Vorbereitung auf mein Doktoreramen, namentlich in die Ausarbeitung meiner Doktordissertation.

Digitized by Google

Ich hatte hierfür einen scheinbar ungemein harmlosen und einfachen Stoff gewählt, die Beantwortung der Frage: „Gibt es ein gemeindeutsches Preßrecht (Preßgesetz)?" In Wahrheit aber galt meine Untersuchung den Fragen: 1. Hat es bis 1848 ein allgemeines deutsches Preßrecht gegeben, waren namentlich die sog. Karlsbader Beschlüsse von 1819, welche die Presse knebelten, rechtsgültig? — 2. Sind die deutsche Reichsverfassung und deutschen „Grundrechte" 1849 rechtsgültig zu stande gekommen? — 3. Besteht der 1850 „reaktivierte" deutsche Bundestag und seine seitherige Gesetzgebung zu Recht? — Ich verneinte nun an der Hand der geschichtlich-juristischen Quellen aufs entschiedenste die Fragen 1 und 3, also die Rechtsgültigkeit der Karlsbader Beschlüsse von 1819, der Wiedereinsetzung des Bundestages 1850 und dessen gesamter seitheriger Tätigkeit und Gesetzgebung und bejahte nur die noch jetzt fortbestehende Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung von 1849 und der deutschen „Grundrechte", so daß die in den Grundrechten verkündete vollständige Freiheit der Presse das einzige wirkliche gemeindeutsche Preßrecht bilde.

Natürlich wäre meine Dissertation schon des Titels wegen von dem „Ordinarius" der Juristenfakultät Wächter schroff zurückgewiesen worden, wenn ich im Titel gesagt hätte, was ich beweisen wollte: daß Beust's goldiger Bundestag und die ganze reaktionäre Bundesgesetzgebung seit 1850 nicht zu Recht bestehe, wohl aber die der damaligen Sächsischen Regierung in den Tod verhaßte deutsche Reichsverfassung von 1849 mit den Grundrechten. Unter dem harmlosen Aushängeschild „Gibt es ein gemeindeutsches Preßrecht?" aber wurde diese böse Dissertation nicht nur angenommen, sondern auch als eine die Zensur „cum laude" verdienende wissenschaftliche Arbeit anerkannt. Denn jede meiner Beweisführungen war mit den Worten der bedeutendsten deutschen Staatsrechts- und Geschichtslehrer belegt. Und auch an der Universität Leipzig war mein verehrter Lehrer Albrecht ganz meiner Meinung, verkündete diese offen im Kolleg und daheim, und die regierungs- und bundestagsfreundlichen Herren Professoren mochten erraten, daß Albrecht an der Beweisführung meiner Dissertation seine helle Freude hatte und mir bezüglich der besten Quellen auch manchen schätzbaren Wink gegeben hatte.

Aber der alte regierungstreue Pandektist Wächter ärgerte sich fürchterlich über meine „cum laude" censierte Dissertation. Denn als mir später einmal die der Universität überreichte Reinschrift

Digitized by Google

wieder zu Gesicht kam, entdeckte ich an allen ihm mißliebigen Stellen handschriftliche Beweise seiner Entrüstung. Namentlich hatte er an den weißen Rand der Stelle, wo ich beklagte, daß Preußen sich im Vertrag von Olmütz (29. November 1850) „so schmachvoll" vor Österreich gedemütigt habe, in majestätischer Größe mit Bleistift geschrieben: „Ausdruck!!" Der gute Mann hatte keine Ahnung davon, daß auch der erlauchte Begründer des deutschen Reiches, Kaiser Wilhelm I. bis an das Ende seiner Tage die Demütigung Preußens in Olmütz als bittere Schmach empfand.

Einmal wandte ich mich bei der Arbeit an dieser Dissertation auch an meinen verehrten Lehrer Treitschke um Rat und lud ihn zugleich zu meiner Hochzeit ein, die alsbald nach meiner Doktorprüfung und dem Beginn der sächsischen Gerichtsferien stattfinden sollte. Darauf antwortete er mir:

„Freiburg 20/5 65

„Geehrter Herr,

„Sie brauchen rasche Antwort, und auch ich will das Meinige thun, um Sie bald aus der Misère der Examina zu erretten; dafür begnügen Sie sich mit zwei Zeilen. Mit der unglücklichen Karlsbader Angelegenheit werden Sie, wie mir scheint, als Jurist nicht Viel anfangen können. Die officiellen Bundestagsprotocolle vom Sept. 1819 constatiren, daß die Carlsbader Beschlüsse einstimmig angenommen wurden; keine Regierung hat amtlich gegen diese Versicherung protestirt. Dies muß dem Juristen genügen.*) Daß diese Versicherung eine Lüge ist, charakterisirt eben nur den sittlichen Charakter des Bundestags. Näheres finden Sie bei Aegidi**), aus dem Jahre 1819, Hambg. 1859, der auch weitere Literatur angibt. —

„Daß Herr Duncker für eine erbärmliche Sache auch erbärmliche Gründe vorbringt***), ist ganz in der Ordnung. Er hat ganz Recht: eine veränderte Parteistellung in Preußen wird allerdings die Folge der Annexion sein; und Gott gebe, daß ich den Tag noch erlebe, wo die Larve des Patriotismus den schlechten Deutschen vom Gesichte gerissen wird, die mit allen Mitteln gewissenloser Demagogie die Macht ihres preußischen und deutschen Vaterlandes zu untergraben trachten. —

*) Durchaus nicht, wie Albrecht beweist.
**) Damals Professor in Bonn, später mein Duzfreund.
***) Für die Herrschaft des Augustenburgers.

Digitized by Google

„Seit gestern beginne ich auch an dem Letzten zu zweifeln, was dem Augustenburger zur Seite steht, an dem positiven Rechte. Heffter, Einer der wenigen braven Männer unter den preußischen Kronsyndiken, versichert in seinem Gutachten, das Geld, womit der alte Augustenburger sein Erbfolgerecht sich abkaufen ließ, sei mit Zustimmung aller Familienglieder zu einem Fideicommisse des herzoglichen Hauses verwendet worden. Wie der Erbprinz sich nachher noch rechtlich und sittlich befugt halten konnte sein Erbrecht zu behaupten, mag Gott und Herr Samwer*) wissen. Bestätigt sich diese Tatsache, so muß die liberale Presse, wenn sie noch einen Funken von Wahrheitsliebe besitzt, den Augustenburger fallen lassen. Freilich ob dies Minimum von Ehrlichkeit bei den partikularistischen Liberalen vorhanden ist, scheint mir sehr zweifelhaft seit sie mit den Herren Beust, Schmerling, Pfordten auf so vertrautem Fuße stehen. —

„Nehmen Sie meine besten Wünsche zu Ihrem Examen und zur Hochzeit. Ob ich zur letzteren werde kommen können, steht noch dahin; ich lebe von nächstem Monat an halb hier, halb in Carlsruhe.

„Mit herzlichem Gruß

Ihr

Treitschke."

Nachdem meine Dissertation genehmigt war, fand im Juli 1865 die Anberaumung der mündlichen Doktor-Prüfung statt, die mir nur als Formalität erschien, und die ich „cum laude" bestand. Nur eine der dabei an mich gerichteten mündlichen Fragen erschien mir auffallend und außergewöhnlich. Der Strafrechtslehrer Prof. Heinze fragte mich nämlich: „Können Sie uns sagen, wie die englische Jury" (Geschworenengericht) „zur Zeit Wilhelms des Eroberers beschaffen war?" Ich lächelte bei der Frage mit höflicher Verneigung des Kopfes, denn mir blitzte der Gedanke auf, Prof. Heinze habe von meinem Vortrag über das englische Schwurgericht, den ich meiner alten Burschenschaft gehalten, vernommen, und wolle sehen, wie tief ich in den Gegenstand eingedrungen sei. Ich vermochte aber seine Frage vollständig befriedigend zu beantworten.

*) Einer der „Minister" des Augustenburgers.

Digitized by Google

So war ich denn nun Doktor beider Rechte, und damit die letzte Klippe glücklich umschifft, die mich noch vom Hafen der Ehe trennte. Denn das Leipziger Bürgerrecht, das zu den in der Schweiz von mir verlangten Ausweispapieren gehörte, hatte ich schon vorher erworben, auch die Befreiung vom Dienst in der Leipziger Kommunalgarde (Bürgerwehr) erlangt auf Grund einer köstlichen schriftlichen Erklärung Dr. Haubolds: daß er mich sofort entlassen müsse, wenn ich zu dem zeitraubenden Dienst in der Kommunalgarde gezwungen würde, und ich dann erwerbslos sei. Aber nun stellte sich heraus, daß meiner Eheschließung erst noch das Aufgebotsverfahren an drei Orten vorausgehen müsse: in meinem Wohnort Leipzig, dem Wohnort meiner Braut in Rheinfelden und in Stein (Kanton Aargau, gegenüber von Säckingen), wo mein Schwiegervater für sich und die Seinen das Schweizer Bürgerrecht erworben hatte. Meine liebe Braut war also ganz entschieden „von Stein", als ich sie heiratete. Hatte nun aber Dr. Haubold dem biederen Rat der Stadt Leipzig vorgegaukelt, ich würde brotlos, wenn ich in der Kommunalgarde dienen müßte, so trug ich nicht das geringste Bedenken, ihm zu sagen, das Schweizer Aufgebotsverfahren erfordere unbedingt meine persönliche Vorstellung in Rheinfelden und Stein, wozu er bedeutsam nickte, als wolle er sagen: er traue den Schweizern alles zu, und so durfte ich denn schon bald nach meinem Doktorexamen in die Schweiz zur Braut reisen.

Das Wiedersehen war natürlich selig. Bald aber nahmen die Vorbereitungen zur Hochzeit, die auf den 8. August festgesetzt wurde, uns alle vorwiegend in Anspruch, immerhin behielt ich soviel freie Zeit, um eine große Landschaft von Rheinfelden und Umgebung, einschließlich unsrer Häuser, vom Olsberger Waldberg aus zu malen, die wir noch heute besitzen, auch ein kleines Bild der Kapelle, in der die reformierte Gemeinde damals Gottesdienst hielt, und wir getraut wurden. Nach Stein mußte ich zur Bestellung des Aufgebots wirklich persönlich fahren. Oskar spannte zwei prächtige junge Rosse ein, die Papa 1865 in Ungarn selbst gekauft hatte, und die durchmaßen den reichlich dreistündigen Weg von Rheinfelden bis Stein, unter Oskars trefflicher Lenkung, in einer knappen Stunde. Aber während ich dann dort mit dem alten freundlichen und redseligen katholischen Pfarrer, — Stein hatte damals nur eine katholische Gemeinde, — einem Schüler und Anhänger Wessenbergs, über das Aufgebot verhandelte, ließ

Digitized by Google

Oskar leider den mutigen jungen Tieren Hafer geben, und als wir dann heimfuhren, rasten sie in wildester Jagd dahin und brachten uns an mancher Stelle der Straße zwischen Stein und Mumpf, die damals geländerlos in steiler Höhe häufig bis gerade über den Rhein heranführte, in äußerste Lebensgefahr. Wir kamen aber doch wohlbehalten heim.

Meine Lieben aus Bern hatten versprochen, zur Hochzeit vollzählig zu kommen. Bruder Richard freilich war schon seit 1863 in den Dienst unsrer Vettern Anton und Josef Lederle — der Männer unsrer Cousinen Marie und Clara Schmidt — in Newyork, getreten, die für die Vereinigten Staaten nach und nach alle Leuchttürme und Tageszeichen von Wilmington in Südkarolina an bis nach Boston hinauf gebaut haben. Er konnte also nicht zu meiner Hochzeit kommen, wohl aber Bruder Alfred, der eben das Reifeexamen für das Polytechnikum in Zürich bestanden hatte.

Meine Mutter, Tante Emilie und Schwester Ida wollten bald nach meiner Hochzeit Bern verlassen und dauernd nach Leipzig übersiedeln, hier auch womöglich im nämlichen Hause ein Logis mieten, wie wir jungen Eheleute. Auch Dr. Haubold und Frau und Dr. Finkler hatten die Einladung zur Hochzeit bestimmt angenommen. Von meinen Berner Freunden konnte außer meinem alten teuren Kurt Demme, leider nur der junge Pfarrvikar Fr. Trechsel (s. o. S. 151) an der Hochzeit teilnehmen. Pfarrer Widmann von Liestal, der alte Freund des Hauses Fischer, sollte uns in der reformierten Kapelle in Rheinfelden trauen.

So kam denn der große Glückstag, der 8. August 1865 heran, unser Hochzeitstag, warm und sonnig, wie sichs im gesegnetsten Weinjahr des Jahrhunderts gebührte. Unsere Spaliertrauben waren schon soweit vorgerückt, daß ein Teil derselben den Hochzeitsgästen zum Nachtisch gereicht werden konnte. Die Meinen, Dr. Haubold und Frau, Dr. Finkler, K. Demme, Fr. Trechsel waren alle erschienen. Auch aus Rheinfelden einige gute Freunde. Meine teure Anna sah im vollen Brautschmuck ergreifend lieblich aus. Schwester Ida sagte noch nach Jahrzehnten, sie habe nie eine schönere Braut gesehen. Und ich sang beim Erscheinen meines Romans „Herzog Bernhard" (1885) im Eingang dem alten lieben Rheinfelden aus vollem Herzen zu:

Digitized by Google

Des Heimwehs leise Klagen
Ziehn mich zu Dir zurück,
Hier fand in Jugendtagen
Ich erster Liebe Glück.

Von Deinen Glocken rauschte
Mir Heilgruß zu so traut,
Als ich die Ringe tauschte
Am Altar mit der Braut.

Die Traurede Pfarrer Widmanus drang jedem zu Herzen. Sowie wir die Kirche als Neuvermählte verließen, krachten nach Landessitte die Böllerschüsse von der Höhe des „Kapuzinerberges" über unserm Grundstück. Dann folgte die fröhliche Festtafel im größten Gemach unsres uralten Hauses, und gegen Abend drückten wir uns leise, um unsre Hochzeitsreise anzutreten, die an diesem Tage noch bis Neuhausen, gegenüber dem Rheinfall von Schaffhausen führte, am folgenden bis Konstanz, am dritten bis Ragaz. Hier verweilten wir zwei Tage, oft in Gesellschaft eines lieben älteren Berner Freundes Dr. Jäger, und liefen zu Fuß durch die Taminaschlucht nach Bad Pfäfers und zurück. Die Wirtschafterin in unserm Ragazer Hotel war eine Tochter meines einstigen Waberner Institutsdirektors Soldan (s. o. S. 102).

Von Ragaz fuhren wir mit der Bahn noch bis Chur, die damals in Chur aufhörte, und bestiegen hier am nächsten Frühmorgen die Post, die über den Julier nach unserm eigentlichen Reiseziele St. Moritz (Dorf) in Graubünden führte. Hier verweilten wir reichlich zehn Tage und machten zu Fuß oder zu Wagen viele Ausflüge in die reizende Umgebung, bis über Samaden gegen den Bernina-Paß hin. Auch malte ich zwei Bilder: den Piz Languard mit dem See von St. Moritz, und die Kette des Piz de la Margna mit dem Silser See. Der gute reformierte Pfarrer Brodbeck von Rheinfelden, der damals in St. Moritz eine Badekur machte, leistete meiner kleinen Frau während dieser im Ganzen kurzen Malstunden Gesellschaft, namentlich indem er sie zu meinen von unserm Hotel in St. Moritz-Dorf ziemlich entfernten Malstellen geleitete.

Einmal hatte ich aber bei dieser Malerei auch eine Art von zweitem Doktoreramen zu bestehen. Damals weidete, von ihren italienischen Hirten begleitet und behütet, den Sommer hindurch

Digitized by Google

eine sehr große Zahl von Bergamasker Schafen auf den Alpenweiden um St. Moritz. Und damit nicht eine einzige Seele dieser Hirten in dem streng protestantischen Graubünden der alleinseligmachenden Kirche verloren gehe, waren auch immer katholische Priester aus Bergamo usw. zur Stelle, die als geistliche Oberhirten unter den Hirten ihres Amtes walteten und in einer kleinen Kapelle hoch im Gebirge Messe lasen, Beichte hörten usw. Dieser geistliche Dienst bot offenbar nicht viel Annehmlichkeiten, und so wechselten seine Träger häufig. Eines Tages fragte mich beim Malen ein junger katholischer Priester italienisch nach dem Weg zur Bergkapelle, den ich kannte. Ich antwortete halb italienisch, halb lateinisch. Und als er hörte, daß ich lateinisch spreche, blieb er erstaunt stehen und fragte, ob in der Schweiz die Maler lateinisch lernten. Ich sagte ihm, ich sei ein Deutscher, male nur zum Vergnügen, und sei Doktor juris utriusque (beider Rechte), juris romani et canonici (des römischen und Kirchenrechts). Da waren wir denn bald im tiefsten kanonischen Recht drin, und es schien mir, er bekomme von mir mehr zu hören, als er bis dahin wußte. Denn er rief jetzt italienisch ganz entzückt: „Ach, tausend Dank und Sie sind gewiß ein guter Katholik?" „Nein, ein guter Protestant." „O," rief er, „Protestant, dann adio!" — „Adio!" — „Cum laude" wie der alte Wächter, hätte der mir entschieden nicht gegeben!

Die Heimreise machten wir bis Chur in Gesellschaft des Pfarrers Brodbeck von Rheinfelden. In Rheinfelden blieben wir dann nur noch kurze Zeit, da die sächsischen Gerichtsferien abliefen, auch die Meinen schon in Leipzig waren und unsrer dort jedenfalls sehnsüchtig harrten, um tunlichst im nämlichen Hause mit uns ihr Logis zu mieten. So schied denn nun meine liebe Frau dauernd aus dem Elternhause, um ihr Heim in weiter Ferne an meiner Seite zu gründen.

In Leipzig hatten wir rasch eine uns passende Wohnung gefunden, dicht bei dem prächtigen Rosental, das halbe erste Stockwerk im linken Eckhause der neuen Färberstraße und Auenstraße. Mutter, Tante Emilie und Schwester Ida bezogen im nämlichen Hause das halbe dritte Stockwerk über uns. Aus allen Fenstern blickten wir auf die uralten Eichen und Buchen des Rosentals jenseits des Elsterflusses, der hier etwas munterer abwärts strömt, als es sonst seine Art ist.

Wir hatten auch sehr nette Hausgenossenschaft. Denn im

Digitized by Google

ersten Stockwerk wohnte außer uns der berühmte Leipziger Professor Dr. Carus.

Rührend war, mit wieviel herzlicher Freundlichkeit und Liebe meines Vaters und meine alten Freunde meine junge Frau begrüßten und aufnahmen, namentlich Albrechts und Freytags. Albrecht und Freytag luden uns öfters zum Abend ein und dann las uns Albrecht mit herzlichster Behaglichkeit „Aus unsern vier Wänden" (von Rudolf Reichenau) vor, und Freytag in seiner heimatlichen schlesischen Mundart das einaktige Lustspiel: „Dreiunddreißig Minuten in Grünberg".

Der erste Logiergast in unserm jungen Heim — wir hatten noch nicht mal Vorhänge aufgemacht — war mein alter Berner Klassengenosse und Freund Theodor Kocher (s. o. S. 151), der vor dem Abschluß seiner Studien noch die größten medizinischen Autoritäten der Berliner Hochschule hören wollte.

Digitized by Google

Viertes Buch.

Häuslichkeit, Beruf, Abgeordnetentätigkeit. Im Kriege.

Von Herbst 1865 bis 1870.

Erstes Kapitel.

Von Herbst 1865 bis zu meiner Wahl in den Norddeutschen Reichstag.

(September 1867.)

Bald nach Kochers Abreise sollten wir einen ganz merkwürdigen Logierbesuch erhalten. Eines Morgens erschien nämlich im Anwaltsbüreau Dr. Haubolds im Schreiberzimmer, in dem auch mein Arbeitspult stand, eine fremde Dame mit einem Hündchen, fragte nach mir und erklärte, sie wünsche von mir ihr Testament aufgesetzt zu haben. Sie sprach unverkennbar österreichisches Deutsch. Ich entgegnete ihr also: ein fertiges Testament könne ich nicht machen, da ich nicht Notar sei, nur Dr. Haubold, und in Österreich, von wo sie offenbar her sei, werde ein in Leipzig errichtetes Notariatstestament auch keine Gültigkeit haben.

„Aber ich bin doch Ihre Tante Mion von Karlsbad, Herr Dr. Blum" entgegnete sie. Ich zuckte die Achseln und sagte: „Verehrte Frau, wir haben in Karlsbad nur die Tante Kati, die Stiefschwester meines längst, schon vor meiner Geburt verstorbenen

Digitized by Google

Onkels Schmidt, des einstigen Gatten der ältesten — um zehn Jahre älteren — Schwester meiner Mutter, Lotti (Charlotte) Schmidt, die mit ihren Töchtern Marie und Clara, jetzt an die Brüder Anton und Josef Lederle in Detroit und New-York verheiratet, 1850 nach Nordamerika auswanderte."

Bei diesen Worten war ihr Antlitz immer strahlender geworden, und nun rief sie: „Schaun's, wie g'nau Sie das allens wisse, da werde Sie auch a schöns und guats Testament mache! Denn freilich bin ich die Tante Kati. Aber ich heiße Mion, Witwe Mion, denn mein Seliger war halt a Kapellmeister bei die österreichischen Truppen in der Lombardei 1859. Und Ihre Cousinen, die Marie und Klara Schmidt oder Lederle, wie sie jetzt heiße, sollen alles habe und erbe, was ich mal hinterlasse."

„Gut, liebe Tante Kati Mion," rief ich nun, ihr herzlich die Hand drückend, „dieses Testament hoffe ich so aufsetzen und Ihnen in Reinschrift mitgeben zu können, daß Sie es in Karlsbad, nachdem Sie's einem dortigen Anwalt gezeigt haben, hinterlegen können und es dann Gültigkeit hat. Aber das Weitere können wir hier nicht verhandeln, kommen Sie also mit mir in mein Heim zu meiner jungen lieben Frau und seien Sie unser Gast, bis Sie Ihr Testament mit nach Karlsbad nehmen können."

Das war der guten Tante alles recht und meiner guten Frau auch, die rasch noch eine süße Platte zum Mittagbrod besorgen ließ. Ganz bedenklich aber blickte meine Frau drein, als sie gewahrte, daß die Tante — und obendrein Witwe eines österreichischen Militär-Kapellmeisters! — ihren teuren Schoßhund immer mal vom eigenen Teller fressen ließ! Mir versetzte dieser Anblick nur das Zwerchfell in wohltätige Schwingungen. Dann entwarf ich das Testament der Tante, schrieb es nach dem Nachmittagsbureaudienst abends ins Reine und gab es ihr bei der Abreise am nächsten Morgen mit, Honorar ablehnend. Denn ich freute mich zu sehr für meine fernen lieben Cousinen. Das von mir verfaßte Testament behauptete später seine volle Gültigkeit und vermehrte das Vermögen meiner Cousinen bedeutend, gerade als sie es brauchen konnten.

In meinen freien Abendstunden las ich den Meinen Allen Shakespeare und Jean Paul vor.

Juristisch arbeitete ich im Herbst und Winter 1865 fleißig daheim zur Vorbereitung auf das — damals in Dresden vor dem Sächsischen Justizministerium abzulegende — „Staatsexamen"

Digitized by Google

(jetzt Assessor- oder Richtereramen), das ich Ende Januar 1866 auch bestand. Ich hatte damit das Recht erworben, nach weiterem praktischen Dienst im Anwaltsbureau, etwa Ende März 1869 selbständiger sächsischer Advokat (Rechtsanwalt) zu werden.

Weit mehr aber als durch diese juristischen Studien und Erfolge wurde meine Seele und mein lebhaftestes Interesse damals in Anspruch genommen durch die neuesten politischen Ereignisse in Deutschland.

Denn ganz unabwendbar sah ich schon damals den deutschen Krieg heraufziehen, der 1866 ausbrach. Österreich, im Bunde mit Sachsen, Hannover, Hessen, Nassau, Bayern, Württemberg schürte unablässig diesen Feuerbrand, da die preußische Landtagsmehrheit und der deutsche Nationalverein Bismarcks nationale Politik immer noch nicht begriffen hatten, und Österreich sowie dessen Verbündete daher meinten, Preußen werde in dem ihm aufgezwungenen Kriege eine lächerlich-schwache und vereinsamte Rolle spielen. Auch Bismarcks letzter Versuch, „durch Verklebung der Risse im Bau", durch den Vertrag von Gastein (14. August 1865) den Krieg abzuwenden, mußte fehlschlagen. Denn von Tag zu Tag wuchs sowohl in Schleswig-Holstein als in ganz Deutschland die Feindseligkeit Österreichs und seiner Verbündeten gegen Preußen.

In diesen Monaten bangster, aber gottvertrauender vaterländischer Erwartung war mir die Freude beschieden, in den kleinen vertrauten Kreis der „verschworenen Preußenfreunde in Leipzig", wie Treitschke ihn nannte, der selbst ihm angehört hatte, als Mitglied aufgenommen zu werden, in „den Kitzing". So hieß der zwanglose Verein, der an bestimmten Wochenabenden bei Kitzing (später Kitzing & Helbig) in der Petersstraße an einem großen runden Tisch gutes Kulmbacher Bier trank, in der Hauptsache aber die wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes erörterte. Auch der badische Minister (frühere Direktor der Leipziger Allg. D. Kreditanstalt) Karl Mathy hatte dem „Kitzing" angehört. Jetzt saß ich hier an der Seite von Gustav Freytag, des Historikers Prof. Woldemar Wenck, des Orthopäden Dr. Schildbach (meines Duzfreundes), des Kreditanstaltdirektors Wachsmuth (Sohn des Historikers), Dr. Max Jordan (späteren Direktors der Berliner Nationalgalerie), Dr. Moritz Busch, und vieler anderer bedeutender Männer. Aber selbst in diesem Kreise „verschworener Preußenfreunde" war Bismarcks Politik

Digitized by Google

wiederholt Gegenstand lebhafter Meinungsverschiedenheit. Und als einmal die Mehrheit gegen irgend eine Maßregel des großen Staatsmannes Partei zu nehmen schien, rief Moritz Busch entrüstet: „Wer jetzt nicht mit Bismarck geht, der ist in meinen Augen ein gottverdammter Verräter!" riß Hut und Überrock vom Nagel an der Wand und stürzte davon, um nicht wiederzukehren.

Als der Krieg von 1866 dann wirklich ausbrach, bildete sich auch in Leipzig, wie überall in Nord-Deutschland, ein nationalliberaler Verein, unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Professors Dr. Karl Biedermann, dem ich lange zuvor schon persönlich näher getreten war. Auch ich wurde in den Vorstand des neuen Vereins gewählt und zum Schriftführer ernannt.

Alle Warnungen und Proteste der deutschgesinnten Kreise Sachsens, auch der städtischen Behörden von Leipzig, gegen Beusts undeutsche Politik und namentlich gegen die Beteiligung Sachsens an einem Kriege gegen Preußen, waren natürlich vergeblich geblieben. „Leipziger Pfeffersäcke" nannten „die guten Sachsen" die Urheber dieser Kundgebungen höhnisch. Sachsen stimmte am 14. Juni 1866 in der letzten Sitzung des fluchbeladenen Bundestages mit Österreich und der Mehrheit, die den Krieg an Preußen erklärte. Aber die Strafe folgte auf dem Fuße. Denn am 15. Juni schon rückten die Preußen in Sachsen ein und besetzten das ganze Land in wenigen Tagen ohne Schwertstreich, da die tapferen sächsischen Truppen an der Seite der Österreicher in Böhmen fechten sollten. Am 3. Juli schon fiel die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz. Unsere Truppen zogen mit den Österreichern bis gegen Wien rückwärts. Ganz Sachsen stand unter preußischer Regierung und Verwaltung, und monatlang war sein künftiges Schicksal höchst ungewiß, bestanden die ernstesten Zweifel, ob es jemals wieder seine Selbständigkeit erlangen und nicht einfach in Preußen werde einverleibt werden, zumal da die verflossenen sächsischen Machthaber — im Gegensatz zu Bayern, Baden, Württemberg, selbst Österreich, — nicht die geringste Neigung kund gaben, mit dem siegreichen Preußen in Friedensverhandlungen zu treten. Hinterhaltige Tücke war auch jetzt noch Herrn v. Beust's ganze Staatskunst. Hatte er doch seinem Schwiegersohn, dem sächsischen Amtshauptmann (später Finanzminister) v. Könneritz, die fabelhaftesten Lügendepeschen über österreichisch-sächsische Siege zur Massenverbreitung in Sachsen zugesandt.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen war begreiflich, daß die Landesversammlung der nationalliberalen Vereine Sachsens in Leipzig am 26. August auf Antrag des Leipziger Advokaten Rudolf Schmidt, trotz der warnenden Abmahnung Biedermanns, den Beschluß faßte: Die einfachste Lösung der Friedensfrage sei für Sachsen dessen Einverleibung in Preußen. Mir war der Antrag sehr sympathisch.*) Mein alter „gut sächsisch" gesinnter Freund Louis Thomas aber (bis zu seinem Tode 1907 Professor der Medizin in Freiburg (Baden), Großh. Geh. Hofrat), dem ich jeden Morgen etwa am Großen Blumenberg begegnete, da unsre Geschäftswege sich hier kreuzten, rief mir beim Vorbeischreiten lange Zeit entrüstet nur zu: „Landesverräter!" Ich lachte ihm jedesmal seelenvergnügt in das liebe Antlitz.

Auch andere humorvolle Scenen bescherte mir der schwere Krieg. So wurde gerade in den Tagen der Entscheidungsschlacht von Königgrätz ein prächtiges Konzert in der Nikolaikirche in Leipzig gegeben, das meine liebe Frau als große Musikfreundin unbedingt an meiner Seite hören wollte und auch hörte. Ich aber klappte bei jeder neuen Konzertnummer eine neue Zeitung auf, um mit den großen Tagesereignissen Fühlung zu behalten, und lief davon, sowie ich mit den Zeitungen fertig war, um mir neue zu kaufen. Diese „Musikbarbarei" ist noch heute bei meiner Frau unvergessen. Dann hatte ich beim Einmarsch der Preußen in Leipzig, wohl am 17. Juni, meiner lieben Frau gleich meine „Sehnsucht" nach preußischer Einquartierung in unserm Heim ausgesprochen, während sie sich von diesem Sehnsuchtsgefühl ganz frei erklärte. Meine Sehnsucht aber wuchs stetig, nachdem die ersten drei oder vier preußischen Besatzungen Leipzigs immer wieder nach Böhmen abgezogen und durch andere ersetzt waren, ohne meinem Heim einen einzigen Mann ins Quartier zu legen. Nun endlich aber sollte dieser edle Wunsch über alle Maßen der Hoffnung und des Verlangens erfüllt werden!

Denn eines schönen Frühmorgens meldeten sich bei uns zwei preußische Pickelhauben aus der Gegend des Oderbruches mit Quartierzetteln, stellten sich als unfreiwillige Landwehrleute und als Familienväter vor und wiesen mit großem Nachdruck auf die Bestimmungen des Quartierzettels, wieviel Brod, Fleisch und Zigarren jeder von ihnen täglich im Mindestmaß zu empfangen habe.

*) S. o. S. 247.

Digitized by Google

Unvorbereitet wie wir uns hatten, setzten wir sie an unsern Frühstücks- und Mittagstisch und freuten uns sehr ihres schmatzenden Behagens an unserer gutbürgerlichen Küche. Besondern Jubel aber erweckten bei ihnen meine Zigarren, von denen ich jedem der Quartiergäste gleich bei ihrer Ankunft die vorgeschriebene Tagesportion, ich glaube sechs Stück für jeden, zusteckte. Ich rauchte allerdings nur ein bis zwei Stück im Tag und gönnte mir deshalb die Ausgabe von 8 oder 10 Pfg. pro Stück. Aber jeden Tag nun 96 oder 120 Pfg. für die Zigarren meiner Einquartierung auszugeben, erschien mir doch sündhaft, trotz meiner Schwärmerei für Preußen und Bismarck. Ich kaufte mir also noch am nämlichen Tage bei meinem Lieferanten Weber am Markt ganz rauchbare Dreipfennigzigarren und steckte diese meinen Quartiergästen am nächsten Morgen in der vorgeschriebenen Menge zu. Am Abend dieses Tages sagte mir aber der eine von ihnen sehr ernst: „Herr Doktor, eine Frage." — „Nun, was beliebt?" — „Gestern gaben Sie uns Zigarren, die Havanna-Deckblatt und Kuba-Einlage hatten, und heute nur welche mit Pfälzer Deckblatt und Brasil-Einlage. Warum das?" Ich war aufs höchste überrascht über die Sachkenntnis des Mannes, sagte aber schnell gefaßt: „Einfach darum, weil ich diese geringeren Zigarren selbst für gewöhnlich rauche. Gestern bei Ihrer Ankunft hatte ich aber keine davon zu Hause, sondern nur noch ein Dutzend feine, die mir ein Freund geschenkt hatte." Alsbald klärte sich auch die riesige Tabakkenntnis des biederen Landwehrmannes auf. Er hielt daheim außer einer kleinen Schenke auch einen Zigarrenladen. Sein Kamerad, ein Oderfischer, hatte keinen Unterschied an den gestrigen und heutigen Zigarren bemerkt, sie schmeckten ihm „gleich fein". Natürlich kriegte auch der Sachverständige fortan nur die billigere Sorte weiter.

Aber wie überaus wohl auch er sich bei uns fühlte, davon sollten wir einen ganz wunderbaren Beweis erhalten. Nach etwa einer Woche zog nämlich die preußische Einquartierung aus unserm Hause und den Nachbarhäusern ab, — mit Ausnahme unserer beiden Quartiergäste, die reichlich vierzehn Tage bei uns verweilten, bis ihr Bataillon aus der Stadt abmarschierte. Manche Woche später erhielt ich vom Rat der Stadt Leipzig ein amtliches Schreiben, in dem mir „die Quartiergelder für die bei mir" während der im Schreiben genau benannten Zeit „einquartiert gewesenen preußischen Soldaten" an Ratsstelle zur Verfügung gestellt wurden. Ich war überrascht, daß die meinen Hausstand betreffende Einquartier-

Digitized by Google

ungszeit in dem Schreiben nur zur Hälfte berechnet war, gerade nur solange als einige meiner Hausgenossen und Nachbarn damals preußische Einquartierung gehabt hatten. Bei der Auszahlung der Quartiergelder auf dem Rathause rügte ich den Irrtum und bat um Nachzahlung, überließ dem Beamten auch den beim Einzug meiner preußischen Gäste von ihnen abgegebenen Quartierschein. Nach wenigen Tagen schon erhielt ich auf dem Rathaus mündlich die erstaunlichste Aufklärung. Meine Quartiergäste waren genau zur nämlichen Stunde wie ihre andern in der Färberstraße untergebrachten Kameraden umquartiert worden, und zwar meine beiden Leute zu einer Witwe auf dem Johannisplatz, drei oder vier Treppen hoch, hatten aber hier über „das traurige Quartier und Essen" kräftig gewettert, dann erklärt, „sie wollten der armen guten Frau nicht zur Last fallen, sondern in ihr altes Quartier zurückkehren, wo man sich freuen werde, sie wiederzusehen. Das Quartiergeld solle die Witwe später nur erheben, da sie während der auf sie fallenden Einquartierungszeit doch nichts vermieten dürfe". Und in der Tat hatte die Witwe „ihr" Quartiergeld „mit dem besten Gewissen", wie sie sagte, bereits erhoben. Der Beamte, der mir dieses Ergebnis seiner Erörterungen vortrug, war ganz entrüstet über den mir gespielten Streich und erklärte sich bereit, „in meinem Interesse" die Staatsanwaltschaft gegen die Witwe und das preußische Kriegsgericht gegen meine Quartiergäste in schwungvolle Tätigkeit zu setzen. Ich beschwor ihn aber eindringlich, das zu unterlassen. Die Witwe habe jedenfalls im guten Glauben gehandelt, und ich würde mich schämen, ihr das bischen Quartiergeld streitig zu machen. Und meine Landwehrleute hätten es eben bei mir behaglicher gefunden, als bei ihr, und das sei mir schmeichelhaft, zumal ich mich solange vergeblich nach preußischer Einquartierung gesehnt habe. Nun hätte ich mein vollgerüttelt Teil davon erhalten. Da lachte der Beamte kräftig, und damit hatte die Sache „ihr Bewenden".

Von den Schrecknissen des Krieges hatten wir in Leipzig lange Zeit keine unmittelbaren, handgreiflichen Beweise. Plötzlich aber waren sie da, in der unheimlichsten, fürchterlichsten Gestalt: die vom Kriegsschauplatz eingeschleppte Cholera brach in Leipzig aus. Während der Leipziger Herbstmesse von 1866 stieg die Zahl der an Cholera Gestorbenen auf über achtzig an einem Tage! Und dabei hatte die Stadt damals nur etwas über 80,000 Einwohner. Eines der edelsten Opfer aber sollte die furcht-

Digitized by Google

bare Seuche auch von unserem Herzen reißen: die von uns hochverehrte Gattin meines treuen Lehrers Albrecht, die in der ersten Oktoberwoche plötzlich starb. Wir hatten ihr noch kurz vorher wundervolle Rheinfelder Pfirsiche, von dem Spalierbaum vor den Fenstern des einstigen Zimmers meiner lieben Frau gesandt, die einzelne Frucht bis zu 22 Lot schwer. Sie hatte sich aber keineswegs an unsern Früchten die tötliche Krankheit zugezogen, sondern durch irgend eine Infektion oder Begegnung, wie hunderte anderer Bewohner Leipzigs, die damals der tückischen Seuche erlagen.

Doch die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse und nationalen Errungenschaften jener Tage trugen über solches Herzeleid leichter hinweg, als sonst, namentlich dienten sie dem ehrwürdigen Vorkämpfer der deutschen Einheit Albrecht zum Troste. Am Tage von Königgrätz, am 3. Juli, hatte König Wilhelm und sein Bismarck auch im Innern Preußens einen entscheidenden Sieg erfochten: die an diesem Tage vollzogenen Neuwahlen zum Abgeordnetenhause ergaben seit Jahren zum ersten Male wieder eine regierungstreue Mehrheit. Am 26. Juli war der Vorfriede von Nikolsburg mit Österreich zustande gekommen, der Österreich zwang, für immer dem unnatürlichen Anspruch zu entsagen, in deutsche Angelegenheiten mitbestimmend, ja gebietend und vorherrschend einzugreifen. Preußen sollte freilich nur in Norddeutschland, nördlich der Mainlinie, die Führung übernehmen, Süddeutschland einstweilen nicht in den neuen Bund aufnehmen, sondern sich selbst überlassen, auch das Königreich Sachsen unversehrt in seinem Landesumfang erhalten.

Am 4. August kehrte König Wilhelm mit Bismarck aus Böhmen nach Berlin zurück, und noch am nämlichen Tage lud Bismarck die deutschen Regierungen zur Beratung der Grundzüge der neuen norddeutschen Bundesverfassung nach Berlin ein. Am 5. August aber schlug die große Stunde, da, auf Bismarcks Rat und Antrieb, König Wilhelm im Siegerkranze seinem Volke hochsinnig die Hand zur Versöhnung reichte und den inneren Frieden besiegelte, indem er in der Thronrede an den preußischen Landtag „in bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung“ (der letzten Jahre) „Indemnität“ verlangte, wodurch „der bisherige Konflikt zum Abschluß gebracht werden wird“. Als die Kunde von diesen erhabenen Königsworten in die Welt ging, da war hunderttausenden deutscher Vaterlandsfreunde die schwerste

Digitized by Google

Sorge vom Herzen genommen, und die in ganz Deutschland neugebildete nationalliberale Partei wurde fortan für länger als ein Jahrzehnt die treueste Stütze der Politik Bismarcks.

Gleich nach dem 5. August begann Bismarck auch die Friedensverhandlungen mit den einzelnen süddeutschen Staaten in Berlin. Bis Ende August war der Friede mit Württemberg, Baden, Bayern geschlossen, am 3. September auch mit Hessen-Darmstadt. Mit allen süddeutschen Staaten hatte Bismarck geheime Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen, laut deren diese Staaten im Kriegsfall ihre Truppen unter preußischen Oberbefehl stellten. Bis zum 21. August hatten auch alle norddeutschen Staaten den neuen Bundesvertrag mit Preußen geschlossen. Sachsen trat freilich erst am 21. Oktober bei, ohne Minderung seiner Militärhoheit und seines Gebietes. Im preußischen Landtag fanden bis zum 25. September alle Vorlagen der Regierung Annahme: das Indemnitätsgesetz, die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M., Schleswig-Holstein in Preußen, das Wahlgesetz für den norddeutschen Reichstag und die Kreditforderung von 60 Millionen Talern für Kriegsausgaben.

Wahrlich, eine gewaltige Ernte aus einem einzigen blutigen Sommer! Und wir national gesinnten Sachsen, namentlich wir „verschworenen Preußenfreunde" vom Kitzing in Leipzig, jubelten gewiß am fröhlichsten darüber unter allen Deutschen. War doch nun die traurige, ebenso deutschfeindliche als freiheitsfeindliche Politik des Freiherrn von Beust für immer überwunden, da der wütendste Preußenhaß für „sächsischen Patriotismus" galt, und fast jedes Jahr seit 1849 die innere sächsische Gesetzgebung und Landesvertretung noch reaktionärer gestaltete. Ja, Beust selbst hatte der Wucht der weltgeschichtlichen Katastrophe weichen müssen, die über sein Regierungssystem hereingebrochen war. Im Oktober 1866 ward er zum leitenden österreichischen Minister, bald auch zum Reichskanzler ernannt. Wir weinten ihm durchaus keine Träne nach!

Auch in unserm stillen Heim in der Färberstraße in Leipzig blickten wir der Zukunft, und zwar schon der nächsten, in freudigster Hoffnung entgegen. Denn meine liebe Frau erwartete im November ihre Niederkunft. Noch vor ihrem Geburtstag am 25. Oktober traf ihre gute „Mama" aus Rheinfelden ein,

Digitized by Google

um dieses Fest mit uns zu feiern und darauf zu achten, daß ihr einziges Töchterchen sich recht schone. Und am 28. November kam nun die glückliche Stunde, da meine liebe Frau Mutter wurde. Wir jungen Eltern waren selig über unser Kindchen, ein kräftiges, blauängiges, blondes Mädchen, das wir in der Taufe unsrer reformierten Gemeinde in Leipzig Ella nennen ließen. Bei dem häuslichen Taufestmahl, das dann in unserm Heim folgte, waren natürlich nicht bloß alle unsre Lieben zugegen und Dr. Haubold, sondern auch mein verehrter Lehrer Albrecht, Gustav Freytag und der Stadtverordnetenvorsteher Dr. Josef (ein Freund meines Vaters, schenkten uns die Ehre und Freude ihrer Anwesenheit. Auf das beste und kräftigste entwickelte sich unser Kindchen, so daß die gute Mama schon im Januar 1867 wieder heimreisen konnte, mit unserm Versprechen, daß wir im Sommer 1867 samt unsrer Kleinen nach Rheinfelden kommen würden. Ich selbst sollte freilich durch ein merkwürdiges Ereignis verhindert werden, dieses Versprechen zu erfüllen: durch meine Wahl in den Norddeutschen Reichstag. Im Januar 1867 hatte ich natürlich noch keine Ahnung davon, daß mir diese Ehre widerfahren würde, namentlich so bald schon.

Auch als die politischen Freunde mich drängten, bei den Wahlen zum konstituierenden Norddeutschen Reichstag im Februar 1867 in Leipzig und anderen sächsischen Wahlkreisen Reden zu halten, was ich bereitwilligst tat, — im Wahlkreise Bebels sprach ich gegen diesen unter lebhaftem Beifall, — kam mir nicht entfernt der Gedanke an eine eigene Kandidatur. Dieser Gedanke wäre auch nicht bloß anmaßlich, sondern höchst töricht erschienen, da bei den Reichstagswahlen im Februar 1867 nicht ein einziger Nationalliberaler in ganz Sachsen gewählt wurde, sondern nur Gegner der norddeutschen Bundesverfassung aus Sachsen nach Berlin zogen: sog. „konservative" sächsische Partikularisten, einige Demokraten von 1848 und zwei Sozialdemokraten, die sich „Volksparteiler" nannten, Bebel und Schraps. Die „konservativen" Kandidaten, fast lauter höhere Beamte, für die auch der ganze sächsische Beamtenapparat in geradezu verfassungswidriger Weise bei den Wahlen eingesetzt wurde, scheuten sich nicht, den Norddeutschen Bund aufs bitterste zu schmähen und zu bekämpfen, für dessen Zustandekommen ihr König beim Friedensschluß sein Fürstenwort verpfändet hatte. In solche Verhältnisse hatte die Beust'sche Wirtschaft Sachsen gestürzt.

Digitized by Google

Aber der konstituirende Norddeutsche Reichstag brachte die Norddeutsche Bundesverfassung binnen wenigen Wochen zu stande. Am 1. Juli 1867 wurde auch der neue Zollvereinsvertrag abgeschlossen, der das deutsche Zollparlament ins Leben rief, das 1868 zum ersten mal tagen sollte. Die geheimen Schutz- und Trutzbündnisverträge mit den süddeutschen Staaten waren veröffentlicht. Der freche Versuch des Kaisers Napoleon, die Luxemburgische Frage (das Besatzungsrecht Preußens in der Festung Luxemburg) im Frühjahr 1867 zum Kriegsvorwand gegen Deutschland zu benutzen, war an der Staatskunst Bismarcks ebenso kläglich gescheitert, wie der geplante gemeine deutsche Landesverrat Beusts bei seiner Zusammenkunft mit Napoleon in Salzburg am 8. August 1867.

Alle diese nationalen Errungenschaften und Erfolge förderten auch in Sachsen die neue nationalliberale Partei mächtig, und sie tat in der Presse, Schrift und Rede auch ihrerseits das Beste zu diesem Ziele. Ich war dabei einer der eifrigsten und sah mit großer Spannung dem Ergebnis der Wahlen zum ersten verfassungsmäßigen Reichstag gegen Ende August 1867 entgegen. Die Partei hielt mich bei der Agitationsarbeit für diese Wahlen unbedingt für nötig und so ließ ich denn im Juli Gattin und Kind mit schwerem Herzen allein in die Schweiz reisen und versprach, so bald als möglich nachzukommen.

Dieses Versprechen sollte sich aber als unhaltbar erweisen, denn plötzlich teilte mir der Parteivorstand mit: der 15. Sächsische Reichstagswahlkreis (Frankenberg-Mittweida-Limbach-Augustusburg usw.) wolle mich als Reichstagskandidaten aufstellen. Ich nahm sofort an und stürzte mich nun in eine wochenlange persönliche Wahlagitation in meinem Wahlkreise, indem ich an jedem größeren Ort des sehr weitläufigen, rings um Chemnitz verzettelten Wahlkreises Reden hielt. Meine Gegenkandidaten waren der „konservative" Amtshauptmann von Könneritz, der Schwiegersohn des Herrn v. Beust (und spätere sächsische Finanzminister), derselbe, der 1866 die Lügendepeschen seines biederen Schwiegervaters von österreichischen Siegen in Böhmen in dem gläubigen Sachsen verbreitet hatte und für den jetzt das ganze Beamtentum bis auf den letzten Gendarmen eifrigst in den Wahlkampf eintrat, und ein Demokrat. Die Arbeitervereine, namentlich der in Frankenberg, waren noch gut national gesinnt

Digitized by Google

und traten freudig für mich ein. Frankenberg war der Zentralsitz der nationalen Agitation, und hier nahm ich Quartier im Hause des geistigen Leiters, des Fabrikanten Schibler, und ließ mich täglich dahin senden, wo man mich hören wollte.

Diese kleinen Reisen wurden fast immer in einem Mietwagen von Frankenberg zurückgelegt, hin- und herwärts; denn Bahnschienengleise besaßen damals nur wenige Hauptorte dieses Wahlkreises. So mußte ich denn auch die weiteste Reise dieses Wahlfeldzuges, die von Frankenberg über Chemnitz nach Großhartmannsdorf, zu Wagen antreten, sollte diesmal aber in Chemnitz übernachten, da die große Wahlversammlung in Hartmannsdorf erst nach acht Uhr Abends anging und voraussichtlich bis gegen elf Uhr dauerte, dann aber der Rückweg bis Frankenberg mich um den größeren Teil der Nachtruhe gebracht hätte. Von Frankenberg begleiteten mich der politisch ungemein tätige dortige Hauptarzt und der liebenswürdig-bescheidene sehr tüchtige Vorsteher des dortigen Arbeitervereins. In Chemnitz stieg noch mein alter Leipziger Burschenbruder Ernst Ficinus zu uns ein, der damals die „Chemnitzer Nachrichten" leitete.

Die Fahrstraße von Frankenberg nach Chemnitz läuft meist eben dahin, von Chemnitz nach Großhartmannsdorf steigt sie fast immer steil bergan. Dennoch aber bemerkten wir schon auf dieser Fahrt, daß der Hemmschuh des Wagens (die Bremse) das rechte Hinterrad gar nicht faßte, so daß der Wagen auf den wenigen stark abwärts führenden Stellen in unheimlicher Schnelligkeit dahinsauste. Der Kutscher erklärte kühl, das Spannwerk sei verdorben, er habe es dem „Meister" schon in Frankenberg gleich gesagt, aber in Großhartmannsdorf lasse er's wieder herrichten. Damit gaben wir uns durchaus zufrieden.

In Großhartmannsdorf war eine erstaunlich große Versammlung, vorwiegend Arbeiter, was mich sehr freute. Alle lauschten begeistert meiner Rede und verkündeten jubelnd, daß ich siegen müsse. Der heiße Augusttag forderte aber nach der Versammlung auch sein Trankopfer. So wurde es spät, ehe wir die Rückfahrt nach Chemnitz antreten konnten. Auf unsre Frage nach dem Zustand des Spannwerks meinte der Kutscher gelassen: er glaube, es mache sich jetzt, dagegen seien die Pferde fuchsteufelswild, weil die Hartmannsdorfer ihnen Unmassen von Hafer gefüttert hätten. „Na, um so schneller fahren wir," sagte der Doktor sorglos.

Digitized by Google

Wir stiegen also heiteren Mutes ein. Aber schon bei dem ersten Abhang der Fahrstraße jagten die Rosse mit so furchtbarer Schnelligkeit bergab, und die Spannvorrichtung versagte dabei wieder so vollständig, daß ich dem Kutscher bei der ersten ansteigenden Stelle der Straße zu halten befahl und ihm sagte: „Die Rosse haben sich so voll Hafer gefressen, daß Sie bis Chemnitz gewiß keine Peitsche brauchen. Wir aber schweben alle in Todesgefahr, wenn das rechte Hinterrad bei den zahlreichen jähen Abstürzen des Weges nicht festgemacht wird. Geben Sie mir also Ihre Peitsche, Kutscher, damit ich die Peitschenschnur abschneide und das Hinterrad damit festschnüre.“ Meine Begleiter nannten das einen „genialen Gedanken“, der Kutscher reichte mir willig sein Pferdeszepter, und ich stieg aus mit der durchschnittenen Peitschenschnur und schlang sie, bei der von den Freunden gespendeten Zündhölzchenbeleuchtung, fest und drei- bis vierfach um die der hinteren Wagenachse nächsten Speichen des Hinterrades und um die Achse selbst. Diese feenhafte Beleuchtung bei meinem Werke war notwendig, denn rechts und links von der Straße breitete sich dunkler Wald aus, und für Straßenerhellung hatte mein konservativer Gegner, der Amtshauptmann von Könneritz, keinen Pfennig übrig, namentlich nicht für nationalliberale Wegfahrer.

Unsre Stimmung aber war trotz alledem auf dem nächsten steilen Abhang der Straße ganz vortrefflich. Denn mein Schnürwerk hielt fest, und unser Wagen bewegte sich nur in züchtiger Eile. — „Famos, wenn wir Sie in den Reichstag kriegen!“ rief der Doktor, der mir zur Linken im Wagenhintergrunde saß, mir auf die Schulter klopfend, „Sie bringen gewiß auch unsre norddeutsche Bundesmaschine immer so wundervoll in Ordnung!“ — „Danke sehr für Ihr gütiges Vertrauen, Herr Doktor,“ erwiderte ich heiter, „aber eine Bremsvorrichtung hat unser Norddeutscher Bund auf absehbare Zeit wahrlich nicht nötig. Dafür eignet sich jedenfalls der Herr Amtshauptmann von Könneritz auch besser als ich!“ — Alle lachten laut. Aber diesem Lachen folgte jähes Erschrecken bei uns allen. Denn rechts im Walde flackerte plötzlich ein unheimlicher Lichtschein, der immer größer, umfangreicher wurde und genau so rasch weiter lief wie unser Wagen selbst.

Dieses stete Fortgleiten des Feuerscheins mit unserm Wagen und der Mangel jeder Brandstelle im Walde selbst nötigte uns die furchtbare Überzeugung auf, daß *unser Wagen brenne*, und daß der Widerschein dieses Brandes vom dunkeln Wald her zurück-

Digitized by Google

strahle und uns begleite. Sofort streckten wir die Köpfe zur Rechten aus dem Wagen und fanden unsre Vermutung bestätigt: die Hinterachse des Wagens und ein Teil des rechten Hinterrades brannten. Offenbar hatte sich die, — vielleicht auch noch mit einem leicht brennbaren Stoff eingeriebene — Peitschenschnur infolge der starken Reibung und Erhitzung an der Stelle, wo ich sie um Hinterrad und -Achse geschlungen hatte, entzündet und Achse und Rad in Brand gesetzt. Jeden Augenblick konnte unser Wagen selbst vom Feuer ergriffen werden. Unsere gebieterischen Rufe an den Kutscher, sofort zu halten, da der Wagen brenne, waren rein nutzlos, denn die Rosse waren durch den vom Walde her flackernden Feuerschein rein toll geworden und rasten in wahnsinnigem Galopp bergab.

Jetzt ein Krach und unheimliches Schwanken und Kippen unseres Hintersitzes: das rotglühende Hinterrad war abgesprungen, mit ihm jedenfalls auch der verbrannte Teil der Hinterachse. Denn sofort erlosch jeder Feuerschein. Die Rosse aber jagten immer noch so unbändig weiter wie zuvor. Der Doktor und ich drängten uns auf seinem linken Rücksitz zusammen, und wir Alle meinten, nun sei das Schlimmste überstanden. Ich fand sogar schon meinen Humor wieder, denn ich sagte: „Liebe Freunde, wenn Ihnen an meiner Wahl liegt, so sagen Sie keinem Menschen etwas davon, was ich soeben mit meiner „genialen Idee" angerichtet habe, sonst lassen unsere Gegner sofort überall ein riesengroßes Plakat anschlagen, in dem sie die Geschichte erzählen und sagen: Der Dr. Blum würde als Abgeordneter in derselben Weise das ganze deutsche Vaterland in Brand setzen und zum Umkippen bringen!"

Die durch diese Worte erregte Heiterkeit verstummte aber gar rasch. Denn jetzt flog plötzlich auch das linke Vorderrad fort. Damit war der Aufenthalt in dem vollbesetzten, und bei der tollen Fahrt grauenhaft hin- und herschwankenden Wagen geradezu lebensgefährlich geworden. Der Doktor sprach das auch kurz und bündig aus in den tiefbewegten Worten: „Wir müssen Alle sogleich abspringen, um uns zu retten! Ich mache es Ihnen vor! Gott behüte uns Alle!" Damit öffnete er den linken Wagenschlag, trat auf den Einsteigetritt und schwang sich mit mächtigem Satz nach vorn, — in der Richtung des dahinfliegenden Wagens, — hinaus auf die Straße. Der Vorsteher des Frankenberger Arbeitervereins folgte seinem Beispiel alsbald mit dem Rufe: „Gott behüt' Sie, Doktor Blum!" Dann mein Freund Ficinus mit der Mahnung: „Nun

Digitized by Google

aber rasch auch Du, lieber Blum!" — „Ja, gleich, altes liebes Haus!" erwiderte ich dem Abspringenden. In Wahrheit aber war ich entschlossen, in dem nun, nach dem Absprung der Freunde, weniger gefährlich schwankenden Wagen sitzen zu bleiben, bis die Pferde bei einer minder steilen Senkung, ja einer unfernen Ansteigung des Weges weniger toll dahinrasen würden.

Diese Stelle war jetzt erreicht, aber die plötzliche Veränderung des Steigungswinkels auf dieser immer noch in sausendem Pferdegalopp durchmessenen Wegstrecke, die erst sanfter abfiel, dann ziemlich steil kurz anstieg, brachte eine solche Erschütterung in dem zweier Räder beraubten Wagen hervor, daß mein Koffer vom Kutschersitz über Bord flog, und um diesen zu retten, wagte nun auch ich den Sprung auf die Straße. Denn der Kutscher konnte seiner Tiere immer noch nicht Meister werden. Auch ich tat also einen mächtigen Satz nach vorn, stürzte aber doch zur Erde und verletzte mir das rechte Knie ein wenig. Meinen Koffer fand ich, rückwärts schreitend, bald, und trug ihn aufwärts. Nun hatte auch der Kutscher seine Rosse endlich zum Stehen gebracht, ehe sie die Höhe galoppierend ganz erklommen hatten, und rief mir zu, — offenbar in der Besorgnis, ich würde in meinen übrigen Wahlreden ungünstig von ihm und seinem „Meister" reden: „Steigen Sie doch wieder ein, Herr Doktor!" — Ich rief nur: „Ja, ich komme!" war aber entschlossen, auf der Höhe meine Freunde zu erwarten, und den Kutscher bis zum nahen Schlagbaum unter der Höhe, unweit Chemnitz, allein hinabjagen zu lassen, und mit den Freunden zu Fuß nach Chemnitz zu wandern. Denn der Kutscher schien mir in Großhartmannsdorf ebensoviel Alkohol genossen zu haben wie seine Rosse Hafer.

Nach meinem Vorhaben geschah's denn auch. Die Rosse stießen sich freilich an dem quer über die Straße gezogenen hübschen grün-weißen Schlagbaum halb zu Schanden. Und gräuliches Fluchen der Weggeldbeamten und des Kutschers tönte zu meiner einsamen Höhe herauf. Bald aber gewahrte ich hochbeglückt in der anderen Tiefe unter mir drei näher herankommende Leuchtkörperchen, brennende Zigarren, und rief fröhlich hinab: „Ficinus, seid Ihrs?" — „Jawohl, wir sind's, Doktor, Gott sei Dank, daß Sie leben!" antwortete der Arzt. Und der Präsident des Arbeitervereins Frankenberg bestätigte herzbewegt: „Ja, Gott sei Dank, daß Sie leben, Herr Doktor Blum, — sonst hätten wir wieder keinen Wahlkandidaten gehabt!"

Digitized by Google

Bei der Wahl im August hatte ich zwar die meisten Stimmen, aber doch nicht die absolute Mehrheit, so daß zwischen mir und dem Amtshauptmann von Könneritz eine Stichwahl entscheiden mußte, mit deren Ansetzung die sächsische Regierung sich keineswegs beeilte, um den Wahlkreis inzwischen zu Gunsten ihres Amtshauptmanns recht gründlich bearbeiten zu können. Das war bei dem starken Unabhängigkeitssinn der Bewohner dieses Kreises freilich ein ebenso verkehrtes Mittel wie die wochenlang fortgesetzten hämischen persönlichen Angriffe der gesamten offiziösen und amtlichen sächsischen Presse gegen mich. Mein ganzes Sündenregister bestand danach freilich nur aus zwei Anklage-Punkten: erstens dem, daß ich noch so jung sei, und zweitens dem, daß ich „Bismärcker" und nationalliberal sei. Und in den wenigen Wahlreden, die meine Freunde vor der Stichwahl noch für nötig hielten, gab ich unter großer beifälliger Heiterkeit der starken Versammlungen diese Schandtaten auch noch überall zu, indem ich gelobte, die erste Sünde, die zu große Jugend, mit jedem Tage mehr abzulegen, in der zweiten dagegen, meiner „Bismärckerei" und meinem Nationalliberalismus, mich täglich noch mehr auszuwachsen.

Es war recht gut, daß ich vor der Stichwahl nur wenige Tage in meinem Wahlkreise zu verweilen brauchte, denn ich war daheim jetzt wirklich fast noch nötiger. Meine Lieben, Frau und Kind, waren gesund aus der Schweiz zurückgekehrt. Außerdem aber erwarteten die Meinen in Leipzig, — auch meine gute Mutter, — täglich mit Spannung aus der Schweiz den Besuch der Braut meines Bruders Richard, Marie Glaser, und ihres Vaters, unseres einstigen Direktors in der Erziehungsanstalt Wabern bei Bern (s. o. S. 96) in Leipzig, da Marie Glaser eben jetzt zur Vermählung mit Richard nach New-York reisen (s. o. S. 252) und meine gute Mutter sie dorthin begleiten wollte, Vater Glaser aber und ich bis nach Bremen. Das geschah kurz vor Mitte September, und in denselben Tagen sollte die Stichwahl in meinem Wahlkreise stattfinden. Ich hatte mich von meinen nach New-York abdampfenden Lieben und von Vater Glaser, der direkt nach der Schweiz zurückkehrte, eben verabschiedet und reiste selbst eiligst nach Leipzig zurück, als ich in den letzten von Bremen mitgenommenen Zeitungen las, daß ich mit großer Mehrheit gewählt sei. In Leipzig fand ich in zahlreichen Glückwunschdepeschen aus dem Wahlkreise die Tatsache bestätigt, und zwar hatte ich über den höchsten Regierungsbeamten des Wahlkreises mit

Digitized by Google

über 4000 Stimmen Mehrheit gesiegt. Ich telegraphierte das u. A. an den im Bade weilenden Freund vom „Kitzing" Dr. Max Jordan, und er telegraphierte mir launig zurück: „Viertausend Glückwünsche!"

Die sächsische Regierung aber bekundete ihren grimmigen Ärger über diese ihr höchst unerfreuliche Tatsache, — denn mit mir waren nun vier böse Nationalliberale aus dem guten Sachsen in den Reichstag gewählt! — durch tunlichste Verzögerung meiner Wahlbestätigung, die mit der Aufforderung, mich umgehend über Annahme oder Ablehnung (!) der Wahl zu erklären, erst am 20. September bei mir eintraf, so daß ich erst am 24. September in den schon am 10. September eröffneten Norddeutschen Reichstag einziehen konnte.

Zweites Kapitel.

Öffentliches und privates Wirken, meine Häuslichkeit in dieser Zeit.

Von Herbst 1867 bis Ende 1869.

Über mein Wirken im Norddeutschen Reichstag und Deutschen Zollparlament von 1867 bis Ende 1870 habe ich schon in meinen Werken „Auf dem Wege zur Deutschen Einheit" (Jena, Costenoble, 1893) und „Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck" (München, Albert Langen, 1900 drei Auflagen) eingehend berichtet. Hier in meinen „Lebenserinnerungen" kann ich mich daher vorwiegend auf Persönliches aus dieser Wirksamkeit beschränken.

Ich wurde, als Sohn Robert Blums, schon bei meinem Eintritt in den Reichstag von allen Parteien, außer vom Fortschritt, der Sozialdemokratie und den „Bundesstaatlich-Konstitutionellen" (sächsischen, holsteinischen, welfischen u. a. Partikularisten) herzlich begrüßt, besonders natürlich von meinen nationalliberalen Parteigenossen, unter denen ich meinen Sitz nahm. Ja, als Präsident Simson bei Beginn der Sitzung vom 24. September 1867 verkündete: „Neu eingetreten in das Haus ist der

Digitized by Google

Abgeordnete Dr. Blum-Sachsen", führte Bismarck sofort das Glas an die Augen und setzte es nicht ab, als bis er „auf der korrekten Mittellinie des Hauses", — wie er wohl die national-liberale Partei nannte, — das neue Mitglied, den unzweifelhft jüngsten, erst 26jährigen Abgeordneten entdeckt hatte. Als ich schon in derselben Sitzung mich zum Wort meldete, um Herrn Bebels Unsinn über die Luxemburgische Frage zu widerlegen, lächelte Bismarck vergnügt, als denke er: ich gehöre auch zu den redseligen Sachsen, von denen vor mir schon vier gesprochen hatten, während acht anderen außer mir durch Schluß der Debatte das Wort abgeschnitten wurde. Daß Bismarck sich in dieser Annahme täuschte, ich vielmehr nur sehr selten und dann immer aus gutem Grunde, zumeist als Berichterstatter der Petitionskommission, das Wort ergriff, war gewiß auch ein Anlaß für ihn, mir sein besonderes Wohlwollen zuzuwenden, das er mir schon entgegenbrachte als dem Sohne Robert Blums, dem Schüler Treitschkes und Albrechts, dem Wahlsieger über den Schwiegersohn Benfts und höchsten und einflußreichsten Beamten des Kreises, — ja Sieger durch mein freimütiges Bekenntnis, daß ich ein Anhänger und Bewunderer der großen deutschen Politik Bismarcks und ein strammer Gegner der Sozialdemokratie sei, und in diesem Sinne in der nationalliberalen Partei des Reichstags tätig sein wolle.

Meine Jungferrede im Reichstag am 3. Oktober 1867 betraf nur eine technisch-postalische Frage bezüglich der Sendung von Mustern und Warenproben nach Italien (Stenogr. Ber. S. 230/31) und wurde vom Generalpostmeister v. Philippsborn wohlwollend beantwortet. Bismarck war dabei nicht zugegen, ebenso wenig bei meiner ersten großen Rede am 7. Oktober, welche die sogenannte „Sachsenschlacht" im Reichstag entfesselte und dann noch einen wochenlangen Zeitungsstreit, in dem die Organe Bismarcks namentlich lebhaft für mich Partei nahmen. Die „Bundesstaatlich-Konstitutionellen" hatten nämlich an jenem 7. Oktober 1867 den Antrag eingebracht: einen „europäischen Friedenskongreß zu allgemeiner Abrüstung der stehenden Heere einzuberufen", und dabei „als die Aufgabe des Norddeutschen Bundes" erklärt, „durch Beurlaubungen in größerem Maßstabe sofort seiner Friedensliebe Ausdruck zu geben". Meine Rede gegen diesen Antrag und dessen Urheber (Sten. Ber. S. 280) wurde von stets wachsendem Beifall der ungeheuren Mehrheit des Hauses überschüttet. Ich wies zunächst „die tatsächliche Unmöglichkeit" nach, „diese Be-

Digitized by Google

strebungen jemals zu verwirklichen; denn es läßt sich in Europa schlechterdings kein Staatsgerichtshof herstellen, der dazu angetan wäre, unter den Völkern die Streitigkeiten zu schlichten, die niemals aufhören werden, und da einen Rechtsspruch zu fällen und durchzuführen, wo nur die Kraft des Schwertes entscheiden kann. Namentlich würde ich es für einen Schlag in das Gesicht der öffentlichen Moral halten, wenn wir dem Glauben huldigen wollten, als seien solche Verträge imstande, uns über unsere nationalen Forderungen hinwegzusetzen. Ich halte allerdings auch unser Volk in Waffen, unser Heer geeignet, den nationalen Gedanken zu kräftigen." Und weil die Antragsteller dasselbe empfinden, hätten sie diesen Antrag gestellt. Denn, fuhr ich fort: „Die Anhänger dieser Partei, das sind diejenigen Herren gewesen, die die fluchwürdige Politik des Herrn von Beust unterstützt haben, die uns gesagt haben, wir müßten ins Feuer gehen für den alten Bundestag und entgegentreten den nationalen Bestrebungen Preußens. . . . Das sind dieselben Herren gewesen, die dann die Hand boten zu dem Bastard-Bündnisse mit der äußersten Linken" (der Sozialdemokratie) — „dieselben Herren, die ihrerseits jahrelang Spanndienste getan haben am Karren der Reaktion, sie haben jenes Bündnis geschlossen mit der äußersten Linken, und der Kitt, der sie heute vereinigt, das ist der Haß gegen Preußen, das ist der Haß gegen den nationalen Staat!"

Nach dieser Rede wurde der Abrüstungsantrag der Partikularisten mit größter Mehrheit verworfen, und ich durfte am 8. Oktober 1867 meiner Frau schreiben: „Namentlich waren die alten Helden Moltke und Steinmetz von meiner Rede sichtlich bewegt." Beide waren ja Mitglieder des Reichstags. Auch der Reichstag hatte am 7. Oktober vor der Abstimmung mit lebhaftester Entrüstung die durch meine Rede entfesselte berüchtigte „Sachsenschlacht" begleitet, in der meine partikularistischen sächsischen Landsleute auf meine sachlichen Erörterungen nur mit persönlichen Beschimpfungen zu antworten wußten. Diese Gemeinheiten setzte die halbamtliche und amtliche Presse Sachsens, und natürlich auch die fortschrittliche und sozialdemokratische, noch wochen- und monatelang fort, so daß ich auf Wunsch meiner Partei diese Flegeleien in meiner Schrift: „Die erste Session des Norddeutschen Reichstags," Leipzig 1867, O. Wigand, niedriger hängte. Alle gleichartigen Flegeleien in Privatbriefen an mich ließ ich außerdem sofort in Zeitungen öffentlich abdrucken, namentlich die unglaublich unverschämte schriftliche Aufforderung der Führer der partikularisti-

Digitized by Google

schen Partei meines Wahlkreises an mich: mein Mandat niederzulegen, da ich ihr Vertrauen getäuscht hätte — während sie doch zuvor alles Mögliche aufgeboten hatten, meine Wahl zu hintertreiben. Gegen diese freche Zumutung nahm mich namentlich Bismarcks „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in Schutz, indem sie die grün-weißen Frechlinge daran erinnerte, daß jeder Reichstagsabgeordnete nur dem ganzen deutschen Volke verantwortlich sei und jeder vom ganzen Volke sein Mandat habe.

Eine längere und von noch lauterem Beifall stetig begleitete Rede hielt ich im Reichstag am 17. Oktober 1867, als die wichtigste Vorlage der Session, das deutsche Kriegsdienstgesetz zur Beratung stand (Stenogr. Berichte S. 454/55). Zuvor hatten die Herren Liebknecht und Bebel (beide in sächsischen Wahlkreisen gewählt) ihre vaterlandslose, undeutsche Gesinnung in wütenden Reden offenbart. Liebknecht hatte seine schmachvolle Schweifwedelei gegen Frankreich, die „größere", gegen Deutschland in Zukunft jedenfalls siegreiche „Gewalt" (Sten. Ber. S. 450/52), mit den Worten geschlossen: „Die Weltgeschichte steht nicht still, sie wird hinwegschreiten über Ihr Gewaltwerk, über diesen Nordbund, der nichts anderes bedeutet, als die Teilung, Knechtung und Schwächung Deutschlands; sie wird hinwegschreiten über diesen Norddeutschen Reichstag, der nichts ist, als das Feigenblatt des Absolutismus!" Herr Bebel aber hatte gegen die allgemeine Wehrpflicht gedonnert, der sogar das frühere Einstehersystem vorzuziehen sei, er hatte die Vorzüge des Milizsystems nach Schweizer Muster gepriesen und dann, unter allgemeiner Heiterkeit, gegen den „militärischen Geist" geeifert, „denn dieser militärische Geist, meine Herren, das ist der Kasus!" Zum Schlusse hatte er mit „Gewalt", d. h. ausdrücklich mit bewaffneter Revolution, gegen das „Militärsystem" gedroht.

Sofort nach Herrn Bebel stieg ich auf die Rednertribüne und konnte deutlich erkennen, mit welcher Aufmerksamkeit Bismarck, der ganz nahe bei mir saß, rechts von und unter der Tribüne auf dem ersten Stuhl hinter dem Tisch der Bundesräte, und mich heute zum ersten Mal hörte, jedem meiner Worte folgte. Ich begann mit dem Ausdruck meiner Verwunderung darüber, daß „ein Demokrat" das „auf demokratischer Grundlage ruhende Wehrsystem der allgemeinen Wehrpflicht" angreife und fuhr fort: „Ich wenigstens möchte Herrn Bebel fragen, mit welcher Stirn er den Wählern

Digitized by Google

seines Wahlkreises gegenübertreten will." (Unruhe links. Glocke des Präsidenten.)

Präsident Simson belehrte mich alsbald, was dieses Glockenzeichen bedeute. Denn er unterbrach mich mit den Worten: „Das ist kein Ausdruck, den ich ungerügt durchgehen lassen kann." Während ich mich bei diesen Worten gegen den hoch über und hinter der Rednertribüne thronenden Präsidenten zurückwandte, glitten meine prüfenden Augen auch an Bismarck vorüber, der lächelnd zu mir emporblickte, als dächte er: „Ich bin doch neugierig, wie Sie sich da herausziehen werden." Seine Heiterkeit erfaßte auch mich, denn ich fuhr alsbald fort: „Ich werde mich also dahin berichtigen: mit welchem Gesicht Herr Bebel seinem Wahlkreise gegenübertreten will." Lauter Beifall und allgemeine Heiterkeit, in die auch Bismarck herzlich einstimmte, folgte diesen Worten. Und seither sagte man im Reichstag: die Metapher pars pro toto (des Teils für das Ganze) sei unparlamentarisch, das totum pro parte (des Ganzen für den Teil, z. B. Gesicht für Stirn) aber anständig. Unter stetigem lautem Beifall, an dem auch Bismarck durch lebhaft zustimmende Bewegungen teilnahm, belehrte ich dann Herrn Bebel darüber, daß in dem von ihm gepriesenen, in Deutschland für immer überwundenen Einstellersystem (des Loskaufs eines Wohlhabenden von der Militärpflicht durch Einstellung eines Unbemittelten) „ein System zur Geltung gekommen ist, das die Herrschaft des Kapitals in der scheußlichsten und unrechtmäßigsten Weise zeigte . . . . und auf das Heer im Ganzen einen demoralisierenden Einfluß üben mußte, indem man ihm alle diejenigen Elemente entzog, — und das war die große Mehrzahl des Volkes, — die imstande waren, die geringe Einstandssumme aufzubringen".

Dann ging ich auf die mir wohlbekannten Schattenseiten der von meinen „beiden Herren Vorrednern aus Sachsen" (Liebknecht und Bebel) als Ideal aufgestellten „Volkswehr nach Schweizer Muster" ein, indem ich nachwies, daß in der Schweiz nicht bloß ein Prozent der Bevölkerung (wie nach der uns eben beschäftigenden deutschen Kriegsdienstvorlage), sondern drei Prozent dienstpflichtig seien und zwar bis zum 45. Lebensjahre! Hauptsächlich aber packte ich Herrn Bebel an seinem unbedachten Wort gegen den „militärischen Geist", indem ich im Gegenteil an unserer Kriegsdienstvorlage rühmte: daß unser Heer ein National-Heer sein soll in erster Linie.

Digitized by Google

„Dieses Heer soll allerdings militärischen Geist besitzen, aber dieser militärische Geist soll darin bestehen, daß es nie und nimmermehr, von keiner Seite her Bestrebungen dulden wird, die darauf hinausgehen, unsern jungen deutschen Staat zu zertrümmern (Lebhafter Beifall). Das Heer soll ein gleiches und von demselben Geiste beseeltes sein, wie jenes, das den Krieg von 1866 geschlagen hat (Beifall). Das Heer, das ich meine, soll dieselbe nationale Heranbildungskraft besitzen, wie das preußische sie gezeigt und bewahrt hat. Als im Jahre 1813 die siegreichen preußischen Truppen unter York und Blücher von der Leipziger Schlacht kamen und durch Weißenfels und Naumburg zogen, haben sächsische Knaben sie mit Steinen geworfen. Die Söhne dieser Knaben, das sind die Helden der preußischen Division Horn gewesen, die nicht zur Ruhe gekommen sind und nicht zum Schlafen und Essen von der Sächsischen Grenze ab bis zum Tage von Sadowa (Stürmischer Beifall)." Auf Herrn Liebknechts „Angriffe und Beschuldigungen einzugehen, halte ich durchaus unter unserer Würde. (Rufe: Sehr gut!) Er hat gesagt, er spreche zum Volk. Ich möchte wohl wissen, wie er sich das Volk denkt, zu dem er gesprochen hat (Sehr richtig, Bravo), ich, meiner Ansicht nach, spreche auch zum Volk und ich glaube, daß Millionen von dem Volke, das hinter uns steht und uns hierher geschickt hat, die Worte in ihren Herzen widerhallen hören, die sie jetzt hören, aber nicht diejenigen, die vorhin vom Abgeordneten Liebknecht von dieser Tribüne heruntergesprochen worden sind (Lebhafter Beifall). Es wird mir wahrlich nicht der Vorwurf gemacht werden können, daß ich Popularitätshascherei treiben will. Ich sage das aus meinem tiefsten, innigsten Nationalgefühl: ich kann nicht glauben, daß es viel Deutsche gibt in Deutschland, die zujubeln und zujauchzen werden denen, die darauf ausgehen oder wenigstens die Hoffnung aussprechen, daß dieser Deutsche Staat zerstört werde. (Lebhafter Beifall.)"

Der Eindruck meiner Rede auf die Zuhörer war ein solcher, daß einer der geübtesten Wortführer der Fortschrittspartei, der Frhr. von Hoverbeck, der nach mir sprach, mit dem Satze begann: „Ich bin vollkommen unfähig, mich zu dem erhabenen Tone zu erheben, der die letzten Reden, die wir gehört haben, durchweht hat." So konnte ich denn wahrheitsgetreu am 18. Oktober meiner Frau schreiben: „Ich habe gestern unter großem Beifall, auch Bismarcks, gesprochen". Und am 21. Oktober: „Für meine letzte Rede habe ich von vielen unbekannten Seiten warme Anerkennungs-

Digitized by Google

briefe erhalten, aus Sachsen wieder ein paar anonyme Schimpfbriefe unzweifelhaft sozialdemokratischer Fabrik (made in Bebelia), die uns Alle höchlich ergötzten. Anbei eine Probe!" Von jenem 17. Oktober an grüßte auch Bismarck mich immer sehr freundlich, wenn ich in seine Nähe kam. So wichtig aber auch das am 18. Oktober durchberatene und genehmigte Kriegsdienstgesetz war, die wichtigste Verhandlung kam doch erst ganz am Schlusse der Session, aus dem eigensten Antriebe meiner nationalliberalen Partei und durchaus im Sinne Bismarcks. Ich schrieb darüber an meine Frau am Vorabend ihres Geburtstages, am 24. Oktober:

„Dein erster Geburtstag in unserer Ehe, den wir nicht beieinander verleben. Der Gedanke ist mir sehr schmerzlich. Aber denke Du daran, daß mich das Volk gesandt hat auf die höchste Kanzel Deutschlands, und daß nur die höchsten öffentlichen Pflichten mich morgen fern von Dir halten. Fast durfte ich gestern hoffen, schon morgen Nachmittag bei Dir zu sein und wenigstens den Abend Deines Ehrentages mit Dir zu feiern. Aber die ernstesten parlam. Wolken ballten sich gestern Abend in unserer Fraktionssitzung zusammen. Mit einem für die fernere Entwickelung der ganzen deutschen Einheit hochwichtigen Beschlusse wollen wir auseinandergehen, mit einem Worte: die Genehmigung der Zollvereinsverträge mit den Südstaaten durchaus davon abhängig machen, daß diese Staaten das mit uns geschlossene Schutz- und Trutzbündnis unverbrüchlich halten und durchführen. Jeder Vertrauensbruch, jeder Versuch zu Sonder- und Rheinbündelei wird mit dem sofortigen Ausschluß aus dem Zollverein d. h. mit dem wirtschaftlichen Ruin des Renitenten bestraft. Das heißt den undeutschen Teil der Bayern und Schwaben mürbe machen! Wie giftig und „wüescht" die Mehrzahl der Menschen am Nesenbach (Stuttgart) noch jetzt gegen uns gesinnt ist, beweist die gestern hier eingetroffene Nachricht, daß die württembergische Kammer sich auf nächste Woche vertagt habe. Sie will nämlich das Schutz- und Trutzbündnis mit uns nicht ratifizieren, und um nicht sofort den norddeutschen Reichstag gegen sich heraufzubeschwören, vertagt sie sich, weil sie weiß, unsere Session werde vorher geschlossen. Wir wollen ihnen aber diese schöne Aussicht vermauern. Und dazu bin ich hier schlechterdings nötig."

Das war der Ursprung und Inhalt des Antrages, den wir Nationalliberalen, unterstützt durch die beiden konservativen Fraktionen, am 26. Oktober bei Beratung der Zollvereins-

Digitized by Google

verträge mit den süddeutschen Staaten im Reichstag einbrachten. Und Bismarck erklärte sich vollkommen damit einverstanden, da er am Frühmorgen dieses Tages, — wie er in seiner Rede mitteilte, — aus München die Nachricht erhalten hatte, daß der bayrische Reichsrat die Bündnisverträge verwerfen werde. Unser Antrag wurde mit 177 gegen 26 Stimmen angenommen, und am nämlichen Tage nachmittags 3 Uhr der Reichstag im Weißen Saale von König Wilhelm geschlossen, der uns mit Worten gnädigen Dankes entließ. Beglückt eilte ich noch am nämlichen Tage zu den Meinigen nach Leipzig. Großes hatte ich erlebt und mit schaffen helfen und dabei auch das sichtliche Wohlwollen und die freundliche Zustimmung der Besten und Größten unseres Volkes, namentlich Bismarcks, Moltkes, des Kriegsministers Roon usw. erworben.

Meine Lieben in Leipzig fand ich in bester Gesundheit, und bald nach meiner Rückkehr hatten wir einen uns sehr werten und interessanten Besuch. Der Sohn des berühmten Professors Breithaupt an der Bergakademie in Freiberg in Sachsen, Hermann Breithaupt, 1848/49 Stadtrat in Zwickau, war nämlich wegen angeblicher Anstiftung zum Dresdener Maiaufstand von 1849 — völlig schuldlos, denn er hatte vielmehr von bewaffnetem Zuzug nach Dresden abgemahnt, aber allerdings die von der sächsischen Regierung freventlich gebrochene Reichsverfassung als rechtsgültig bezeichnet, — zu Zuchthausstrafe verurteilt und nach Verbüßung eines Teils dieser Strafe, unter der Bedingung der Auswanderung aus Sachsen, begnadigt worden. Er war mit einer Cousine meiner Frau, der Tochter des Bankiers Braun in Freiberg, verheiratet. Ihr hatte Herr von Beust, als sie bei ihm um Begnadigung ihres hochgebildeten Gatten nachsuchte, anfänglich das denkwürdige Wort entgegengerufen: „Ja glauben Sie denn, daß wir die Dummen nach Waldheim" (ins Zuchthaus) „schicken?" Hermann Breithaupt hatte nach seiner Begnadigung die Leitung und Erschließung der Bergwerke der serbischen Regierung übernommen, Serbien aber verlassen, da er dort kein Gehalt bekommen konnte und sich in Diensten der spanischen Regierung zur Leitung ihrer Silberbergwerke in die Provinz Almeria nach Südspanien begeben. Hier hatte er die Gattin an der Cholera verloren und in zweiter Ehe eine Freundin meiner Frau vom schweizerischen Oberrhein, die Tochter des Apothekers in Groß-Laufenburg Ida Becker geheiratet. Mit ihr besuchte er uns nun im Spätherbst 1867 in Leipzig. Vorerst mußte er freilich wieder nach Spanien zurück-

Digitized by Google

kehren, aber bald wollte er auch aus Spanien fort und in der Vaterstadt Freiberg seine alten Tage verleben und beschließen. Bei diesem Besuche fragte er mich auch, wie er wohl seine alte und feierlich schriftlich anerkannte, trotz aller Mahnungen und Versprechen jedoch nie bezahlte Forderung von der serbischen Regierung beitreiben könne? Ich erwiderte kurz: „Am besten und sichersten durch Bismarck!" Da lachte er, als ob er denke: „Was Ihr Eurem Bismarck Alles zutraut!" dankte mir aber doch für die Anregung und versprach, sich die Sache zu überlegen. Wir blieben seither in Briefwechsel und „für meinen guten Rat" sandte er mir bald nachher wundervollen echten Xeres- und Malaga-Wein aus Spanien.

Mit unserm nun mehr als einjährigen, sehr aufgeweckten Kindchen feierten wir dann natürlich ein herrliches Weihnachtsfest. Wir waren schon im Frühjahr 1867 in das zweinächste Grundstück, Färberstraße No. 3, in das hohe schöne Parterre einer neuen einstöckigen Villa mit großem, zur Hälfte uns gehörigen Garten, übergesiedelt, das dem im Nachbargrundstück, an der Ecke der Färber- und Gustavadolfstraße wohnhaften Bauunternehmer Klemm gehörte. Sein nächster Nachbar zur Rechten in der Gustavadolfstraße war — nebst anderen dortigen Mietern — Herr Bebel!

Natürlich oblag ich während meiner reichstagsfreien Monate Ende 1867 und Anfang 1868 auch meinen Pflichten im Anwaltsbureau des Dr. Haubold und meiner eigenen jungen Praxis aufs eifrigste.

Der Norddeutsche Reichstag wurde im Jahre 1868 schon am 23. März eröffnet. Ich war pünktlich zur Stelle und genoß während dieser Session dankbar die Gastfreundschaft meines Vetters Moritz Böhme in dessen schöner Mietwohnung Ritterstraße 60. Der tägliche Verkehr mit dem lieben Vetter und seiner Familie tat mir überaus wohl, wie ich meiner Frau schon am 23. März anzeigte. Am 25. März schrieb ich ihr:

„Kurze Zeit, nachdem mein vorgestriger Brief an Dich fort war, entdeckte der Reichstag unter großer Heiterkeit mein wahres Alter und machte mich aus Verdienst meiner Geburt zum Jugendschriftführer. Dieses Verdienst ist nun zwar heute schon im Erbleichen, da heute „das Bureau des Hauses" ordentlich gewählt wird. Indessen hat mir doch der Montag" (23. März) „schon aus Anlaß dieses Amtes, d. h. weil Präsident Simson und ich länger im Hause beschäftigt waren, die Ehre einer längeren Privatunterredung mit ihm verschafft. Simson spricht mir

Digitized by Google

besonders gern vom Vater, den er trotz seiner damaligen politischen Gegnerschaft sehr hoch achtet. Er erzählte mir seine letzte Begegnung mit dem Vater. Es war den letzten Sonntag vor Vaters Abreise von Frankfurt nach Wien" (8. Oktober 1848, Robert Blum reiste am 13. von Frankfurt ab). „Simson machte da mit seiner Frau einen Ausflug in den Taunus und war noch etwa eine halbe Stunde von dem Gipfel des zu besteigenden Berges entfernt, als der Vater, den Rock über die Schulter geworfen, ihm aus einem Gebüsch entgegentrat, schon von der Höhe zurückkehrend. Der Vater grüßte ihn und sagte ihm freundlich: „Sie werden noch viel Mühe haben, das Ziel zu erreichen, der Rest des Weges ist sehr beschwerlich, und die Aussicht wird Sie kaum lohnen für die Mühe, denn der Nebel ist noch nicht zu Tal." Das waren seine letzten Worte. Sie waren natürlich ohne jede Nebenbedeutung gesprochen, und auch Simson trug sie mir so vor. Indessen klangen sie mir wie eine politische Weissagung durch die ganze folgende Unterredung."

Simsons Klagen über „die Rückläufigkeit der deutschen Bewegung, den Stillstand mindestens, der in den deutschen Dingen nun schon seit Monaten eingetreten ist" infolge von Bismarcks langer Krankheit, übergehe ich hier. Ich teilte sie meiner Frau eingehend mit und schloß mich auch Simsons Ansicht an, „daß ein norddeutsches Ministerium mindestens nottue, da der Norddeutsche Bund jetzt nur auf den zwei Augen eines schwerleidenden Mannes ruhe", und ich sagte am Ende des Briefes: „Allgemein zeigt man sich entschlossen, Bismarck zu drängen, auch auf die Gefahr seines Widerspruches.

Glücklicherweise unterließen wir diese Torheit, da Bismarck unsern Führern, namentlich Rudolf von Bennigsen und vielen der uns befreundeten Freikonservativen die Gründe des vermeintlichen Stockens der nationalen Bewegung wenigstens andeutete und sie überzeugte, daß jeder vorschnelle Schritt auf der Bahn zur deutschen Einheit die Koalition des Auslandes (Frankreichs, Österreichs, Italiens), vielleicht auch die Einmischung Rußlands herbeiführen und Bayern, Württemberg und Hessen ins Rheinbundlager treiben könne.*) Wir vertagten also unsern Antrag auf Einsetzung norddeutscher Bundesminister bis 1869 und gaben ihm dann eine Bismarck durchaus genehme Auslegung und Fassung.

*) Was Herr v. Beust 1867 in Salzburg Napoleon versprochen hatte.

Digitized by Google

Nur in einer rein norddeutschen Verfassungsfrage, bei den Beratungen über die Verwaltung der Bundesschulden kam es zu einem bedauerlichen, tiefgehenden Konflikt zwischen der nationalliberalen Partei und dem Bundeskanzler Bismarck. Wir brachten nämlich auf den dringenden Rat unsrer „konstitutionellen Hausärzte" Forckenbeck, Lasker, Twesten usw. bei Beratung dieses Gesetzentwurfes den Antrag wieder ein, an dem das Gesetz schon 1867 gescheitert war: daß der Reichstag bei Verfehlungen gegen das Gesetz nicht bloß gegen den Bundeskanzler, sondern auch gegen die ihn untergeordneten Beamten der Bundesschuldenverwaltung das Klagrecht haben sollte, trotz aller Warnungen Bismarcks in der Kommission: „Machtkämpfe führen nicht zum Ziele und nicht zur Einigkeit; das Amendement birgt den Konflikt im Schoße" usw. Ich selbst hatte mich von unsern „konstitutionellen Hausärzten" so vollständig einfangen lassen, daß ich am Vorabend der Entscheidung im Reichstag, am 21. April, an meine Frau schrieb: „Wir schlagen morgen die Entscheidungsschlacht um unser parlamentarisches Ansehen (!), in der Frage des Bundesschuldenverwaltungsgesetzes, wo wir sämtliche Beamte, Bismarck inbegriffen, unserer Anklagebefugnis unterwerfen wollen." Als unser Antrag am 22. April mit 131 gegen 114 Stimmen Annahme gefunden hatte, zog Bismarck den Gesetzentwurf einfach sofort zurück, und erst am 15. Juni gelang eine Verständigung mit Bismarck auf der Grundlage: daß die Verwaltung des Bundesschuldenwesens bis zum Erlaß eines „definitiven" Gesetzes der in ganz Europa als Musterbehörde anerkannten preußischen Hauptverwaltung der Staatsschulden übertragen werden sollte.

Einstweilen aber war Bismarck nach unserer Abstimmung vom 22. April mit Recht tief verstimmt über die nationalliberale Partei, und diese Verstimmung trug nicht wenig dazu bei, die ersten Wochen der Sitzungen des am 27. April eröffneten ersten Deutschen Zollparlamentes — dem wir norddeutschen Abgeordneten alle angehörten — unerfreulich und unfruchtbar zu gestalten. In diesen Wochen wurden die Millionen Deutscher bitter enttäuscht und verhöhnt, die gehofft hatten, das Deutsche Zollparlament, — die erste gesamtdeutsche Volksvertretung seit 1848, — werde sich zu einem „Vollparlament" auswachsen. Denn sowie ein gut deutsches Wort im Zollparlament gesprochen wurde, schrien die 49 süddeutschen Partikularisten, Ultramontanen und Republikaner, die Süddeutschland in das Zollparlament ge-

Digitized by Google

wählt hatte, bis zum 18. Mai immer: „Zur Sache! Schluß! Kompetenz!" und protzten immer mit dem angemaßten Namen: „Wir Süddeutschen!" Ja, sie spielten diese Rolle mit kräftiger Unterstützung der norddeutschen Konservativen, Partikularisten und „deutschen Fortschrittspartei". Und die Bismarck persönlich am nächsten stehenden Konservativen, wie sein Geheimrat Wagener (Neustettin) und sein Duzfreund Moritz v. Blanckenburg (Roons Neffe) versicherten dabei dreist, ganz im Sinne Bismarcks zu handeln. Durch diese Koalition wurde z. B. die von fast 100 Zollparlamentsabgeordneten unterschriebene Adresse an den König, zur Beantwortung der Thronrede, durch einfache Tagesordnung am 7. Mai zu Fall gebracht, und dabei verhöhnte Herr v. Blanckenburg den nationalen Gedanken, machte über die heiligsten Interessen Deutschlands schlechte Witze und schloß seine Rede mit den Worten: „Fort an unsere Arbeit und weg mit allem Schwindel!"

Wer hierbei „schwindelte", wußten wir Nationalliberalen freilich bereits am 7. Mai. Denn schon am 30. April hatte Bismarck unserem Fraktionsmitglied, dem berühmten Staatsrechtslehrer Bluntschli (Abg. für Heidelberg) vertraulich erklärt: „Gegen eine Adresse wolle er sich nicht aussprechen; es sei vielleicht ganz gut, wenn man die verbissenen Partikularisten veranlasse, ihr Gift auszuspritzen und sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen; er wolle sich jedoch für die Adresse nicht allzusehr ins Zeug legen, damit es nicht etwa heiße, er habe sie und die Adreßdebatte bestellt." Und am Schlusse der Unterredung hatte Bismarck auch Bluntschlis Meinung vollkommen bestätigt, daß wir durchaus nicht stehen bleiben dürfen, sondern in dem Zollparlament einen Schritt vorwärts machen müssen, mit den Worten: „Wir können nur dann die Dinge sich ruhig entwickeln lassen, wenn wir wirklich für Entwickelung sorgen! Stillstand wäre Rückschritt. Es muß vorwärtsgehen. Aber schonen wollen wir die Bayern. Ich habe das auch Ihrem Großherzog (von Baden) gesagt."

Auch ich selbst konnte mich gerade damals davon überzeugen, daß Bismarck uns Nationalliberale durchaus nicht haßte, wenigstens mich nicht. Denn eben damals war mir vergönnt, die ersten Worte mit Bismarck zu sprechen und auch aus seinem Munde seine wohlwollende Gesinnung zu vernehmen. Er hatte mir schon im Königsschlosse, als ich mit dem Zollparlament am 28. April, — wie ich der Frau schrieb — „bei Königs, oder bei Willem und Aujuste, wie der Berliner sagt" — speiste, freundlich zugenickt,

Digitized by Google

als er bei mir vorbeischritt. Jetzt hatte ich eine amtliche Angelegenheit mit ihm zu verhandeln. Am 26. April hatte ich nämlich von Breithaupt einen Brief aus Spanien erhalten, „worin er mir mitteilt," — so berichtete ich meiner Frau, — „daß er sich in betreff seiner Forderung an die serbische Regierung im Betrage von 1300 Dukaten den Schutz des Norddeutschen Bundes (Bismarcks) erbeten habe. Ich werde daher nächster Tage, nachdem ich mit Bismarck oder Delbrück" (dem Präsidenten des Bundeskanzleramtes) „gesprochen, ihm seine (sicherlich vorzüglichen) Aussichten mitteilen."

Delbrück, — mit dem ich schon als Schriftführer der Petitionskommission des Reichstags viel persönlich verkehrt hatte, — wußte natürlich nichts von dieser international-diplomatischen Angelegenheit und Bismarck erschien am 7. Mai, — dem Tage der Unterdrückung der Adreßdebatte — zum erstenmal im Zollparlament. In einem uninteressanten Augenblicke der Verhandlungen nahte ich mich seinem Sitze, verbeugte mich und stellte mich vor: „Dr. Blum-Sachsen". — „O, ich kenne Sie schon lange", sagte er gütig, „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich möchte eine einzige Frage an Excellenz richten — in einer amtlichen Angelegenheit, wenn Sie gestatten?"

„In einer amtlichen Angelegenheit?" fragte Bismarck leicht lächelnd zurück und schaute mich dabei mit schalkhafter Ernsthaftigkeit an, als denke er: „Die Sache wird doch nicht gar zu geheim und wichtig sein, so daß wir sie hier im offenen Parlament verhandeln können?"

„Ein deutscher Bergwerks-Ingenieur der spanischen Regierung und „Vetter" meiner Frau, Herr Hermann Breithaupt, hat an Excellenz die Bitte gerichtet, ihm zu einer Forderung von 1300 Dukaten an die serbische Regierung für derselben früher geleistete ähnliche Dienste zu verhelfen", erklärte ich.

„Ich habe das Schreiben gern gelesen", erwiderte Bismarck sofort und mit offensichtlicher Freude darüber, daß ein deutscher Landsmann zum Schutze seines Rechtes sich an den norddeutschen Bundeskanzler gewendet habe. „Ich habe die Sache auch sofort in die Wege geleitet und werde Ihnen über das Ergebnis durch das Bundeskanzleramt Nachricht zugehen lassen. Die serbische Regierung hat jetzt Geld und kann daher zahlen."

Indessen bereicherte die serbische Regierung die Vielseitigkeit ihrer Befähigungen damals noch um die Erscheinung, daß sie auch verstehe, nicht zu zahlen, wenn sie Geld habe. Jedenfalls hat

Digitized by Google

unser „Vetter" nicht seine ganze Forderung erhalten. Bismarck war vom 29. Mai ab wegen schwerer Erkrankung ein halbes Jahr beurlaubt und konnte daher diese kleine Angelegenheit nicht persönlich betreiben.

In der Zeit zwischen dem 7. und 18. Mai hatte ich die große Freude, meine liebe Frau etwa eine Woche lang in Berlin zu sehen, wo sie auch bei den guten Böhmes wohnte. Ich zeigte ihr das geschichtlich und künstlerisch Wichtigste und landschaftlich Schönste der deutschen Hauptstadt. Den tiefsten Eindruck aber machte ihr ein Besuch des norddeutschen Reichstags und deutschen Zollparlaments, wo ich ihr auf unsrer Abgeordneten-Tribüne alle die berühmten Staatsmänner, Heerführer und Abgeordneten zeigte, die anwesend waren, namentlich Bismarck, Moltke, Roon, Steinmetz usw. Leider war sie schon vor dem 18. Mai wieder in Leipzig.

Am 18. Mai 1868 nämlich, gerade zwanzig Jahre nach der Eröffnung des deutschen Parlaments in Frankfurt a. M., kam der größte Tag des Zollparlaments heran, ohne daß zuvor irgend wer eine Ahnung davon hatte. Denn wer hätte vermuten können, daß der harmlose Antrag unsrer nationalliberalen Fraktion: „Die herabgesetzten hessischen Weinzölle mit dem bestehenden System der indirekten Steuern in Einklang zu bringen" diesen gewaltigen Tag heraufführen werde. Aber schon als der hessische Minister Hofmann diesem Antrag den bei allen Partikularisten so beliebten „Kompetenzeinwand" entgegenhielt, sprach Bismarck unter lebhaftem Beifall seine gegenteilige Rechtsmeinung nachdrücklich aus. Und als nun gar der ultramontane Republikaner Probst aus Schwaben mit „der Furcht vor dem Einschreiten des Auslandes" jede Beschränkung der süddeutschen „Selbständigkeit" abzuwehren suchte, da schleuderte ihm Bismarck die berühmten Worte entgegen: „Wenn ich mich auch gegen das Bestreben jeder Kompetenzerweiterung verwahre, so muß ich auch jedem Bestreben, die vertragsmäßige Kompetenz des Zollvereins zu vermindern, entgegentreten. Ob ein solches Streben hier vorliegt, lasse ich noch unentschieden; dem Herrn Vorredner aber und allen, die dasselbe mit ihm behandeln, gebe ich zu bedenken: daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet" (Stürmischer Beifall).

Hauptsächlich wohl diese stolzen Worte begeisterten den Vertreter des bayrischen Allgäu (Immenstadt-Kempten) Dr. Joseph

Digitized by Google

Völk von Augsburg, — der mir unter den süddeutschen Mitgliedern unserer Fraktion außer meinem alten Bekannten Ludwig Bamberger (s. o. S. 223) am nächsten getreten war, — zu seiner großen Rede, der größten, die je im Deutschen Zollparlament gehalten worden ist, und in der er hauptsächlich den Gedanken ausführte: „Wir haben dafür zu sorgen, daß das deutsche Einigungswerk nicht stocke" und mit den berühmten Worten schloß: „Es ist Frühling geworden in Deutschland!" Viele Abgeordnete hatten sich während dieser Rede von ihren Plätzen erhoben und waren der Tribüne Völks näher getreten, auch ich. Da klopfte mir plötzlich Dr. Löwe-Calbe von der deutschen Fortschrittspartei, — einst Fraktionsgenosse meines Vaters im Frankfurter Parlament, — auf die Schultern und flüsterte, auf Völk deutend, mir zu: „Wissen Sie, Blum, wem der Mann sehr ähnlich ist, auch in seiner Beredsamkeit?" — „Ja wohl, verehrter Kollege," erwiderte ich, „Robert Blum, meinem Vater!" — „Ja, ganz merkwürdig ähnlich!" bestätigte Löwe.

Noch unter der mächtigen Nachwirkung des tiefen Eindruckes dieses großen Tages traf am 19. Mai der ehrwürdige Führer der sächsischen Nationalliberalen, der einstige Vizepräsident des Frankfurter Parlaments und Mitglied der Kaiserdeputation von 1849, Professor Dr. Karl Biedermann in Berlin ein und besuchte in meiner Gegenwart seinen alten Freund, den Präsidenten Simson. Ich schrieb darüber am 20. an die Frau: „Gestern wieder zwei Stunden mit Simson zusammen, die ich diesmal Biedermann verdanke, wie er Dir auch erzählt haben wird. Und was für Stunden! Der schwerste, kummervollste Augenblick der deutschen Geschichte der letzten zwanzig Jahre, der die ganze 1848er Bewegung zu nichte machte, stand leibhaftig vor mir, als trete er eben ein: die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch den König" (Friedrich Wilhelm IV.). Mein Brief enthält nach den genauen Worten der beiden Führer der Kaiserdeputation die ergreifendsten Einzelheiten der Vorgänge vor, bei und nach Ablehnung der deutschen Kaiserkrone und ist abgedruckt in meinen „Persönlichen Erinnerungen an Bismarck" S. 27/28, S. 29/30, auch das was ich aus Simsons Worten meiner Frau „später mündlich zu erzählen" versprach, die Bestrebungen der Prinzessin von Preußen (1861 Königin Augusta), ihren Gatten (König Wilhelm) 1848/49 „abzumeiern" und ihren Sohn (den späteren Kaiser Friedrich, Vater des jetzigen Kaisers) in das Thronfolgerecht ihres Gatten und sich selbst be-

Digitized by Google

scheiden als Regentin des preußischen Staates einzusetzen. Nicht minder habe ich daselbst nach Simsons Worten an mich erzählt, wie der Prinz von Preußen (König Wilhelm) diese Machenschaften seiner Gattin erst dann verzieh, als diese von Ende 1849 an in ihrem gemeinsamen Verbannungsort Koblenz von dem ihnen zum Polizeiaufseher bestellten Oberpräsidenten der Rheinprovinz Herrn v. Kleist-Retzow lächerlich-unziemlichen Demütigungen ausgesetzt wurde. Hier mag auf jene Stellen meines früheren Werkes nur verwiesen werden.

Mein Brief an meine Frau vom 20. Mai 1868 schloß mit den Worten: „Wir haben heute" (im Zollparlament) „den letzten noch zweifelhaften Sieg erstritten, indem wir mit 190 gegen 99 Stimmen die Petroleumsteuer ablehnten. Dafür winkt uns nun als Lohn unseres tapferen Verhaltens eine Reihe kulinarischer Genüsse, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Heute abend ½6 Uhr Fraktionsdiner im Hotel de Russie mit Simson und einigen Bundesräten als Gästen. Morgen mittag 12 Uhr aber Frühstück in der Börse, das die crème der nationalen Berliner Kaufmannschaft den sämtlichen Zollparlamentsabgeordneten gibt. Für gewöhnliche Sterbliche kostet das Couvert 25 Rl. (sage und schreibe fünfundzwanzig Taler). Wir werden ihnen dafür das Kunststück zeigen müssen, wie man umsonst ebensoviel und womöglich noch mehr genießen kann, als ein anderer für 25 Rl. — Aktien steigend!"

Beim Frühstück in der Börse am 21. Mai erhielt ich meinen Sitz in ziemlicher Nähe von Bismarck und sehe ihn jetzt noch vor mir, wie er, hochaufgerichtet und blitzenden Auges seinen herrlichen Trinkspruch auf die süddeutschen Brüder hinausschmetterte, der an Völks Frühlingsverheißung anknüpfte und mit den Worten schloß: „Ich glaube, daß Sie nach der Gemeinsamkeit der Arbeit für die deutschen Interessen die Überzeugung mit nach Hause nehmen werden, daß Sie hier Bruderherzen und Bruderhände finden werden für jede Lage des Lebens, und daß jedes erneute Beisammensein dieses Verhältnis stärken wird und muß! Lassen Sie uns dies Verhältnis festhalten, lassen Sie uns dies Familienverhältnis pflegen! In diesem Sinne rufe ich den süddeutschen Brüdern ein herzliches Auf Wiedersehen! zu." Natürlich begleitete stürmischer Beifall diese Worte und folgte ihnen minutenlang nach.

Ganz in demselben Sinne sprach sich die von Bismarck verfaßte Thronrede aus, mit der König Wilhelm am 23. Mai das erste deutsche Zollparlament schloß.

Digitized by Google

Am Abend desselben Tages traten wir Abgeordneten des Zollparlaments auf Staatskosten und Einladung von Hamburg mit Sonderzug die herrliche Fahrt nach Hamburg und Kiel an, die drei Tage dauerte. Jeder von uns Abgeordneten durfte die Frau oder ein Familienglied umsonst mitnehmen. Leider hinderte der Zustand meiner lieben Frau sie an der Teilnahme. Statt ihrer aber war meine gute Schwester Ida meine Begleiterin. Wir konnten beide mit Völk und dessen Gattin von Berlin bis Hamburg im nämlichen Wagenabteil reisen. In Hamburg wurden wir von der Bürgerschaft großartig empfangen und bewirtet und auf einem großen Dampfer bis über Stade hinaus elbabwärts gefahren, bis ein Ozeandampfer von New-York uns begegnete, zu dessen Seite wir zurückkehrten. In Kiel zogen wir zunächst durch die festlich geschmückten Straßen und begeistert jauchzenden Holsten. Da trat ein feiner älterer Herr aus der auf den Bürgersteigen versammelten Volksmenge auf mich zu, drückte mir die Hand herzlich und rief: „Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, lieber Blum, und obendrein heute, hier, als deutschen Parlamentsabgeordneten!" Es war mein alter verehrter Lehrer Dr. Otto Ribbeck (s. o. S. 49), jetzt Professor in Kiel. Vor wenig länger als acht Jahren war ich noch sein Schüler auf dem Berner Gymnasium gewesen. Was war doch alles in dieser kurzen Zeit geschehen, in unserm deutschen Vaterlande, in meinem Privatleben, meinem Ringen und Vollbringen!

Im Kieler Hafen wurden wir dann alle als Gäste der Deutschen Marineverwaltung an Bord des Panzerschiffes „Prinz Friedrich Karl" genommen und in der Kieler Bucht bis zum Fort Friedrichsort hinausgefahren. Die Admirale und hohen Marineoffiziere, die uns geleiteten, mahnten uns Reichstagsabgeordnete dabei unabläßig und sehr erfolgreich, das norddeutsche Bundesschuldengesetz baldigst zum Abschluß zu bringen, da bis dahin jeder Ausbau der deutschen Flotte sistiert sei. Und dabei wurden wir immer eindringlich auf unfertige im Hafen liegende Schlachtschiffe hingewiesen. Das Mittagsmahl dieses Tages war für uns in dem schattigen, hochgelegenen Garten des Hotel Bellevue an der Kieler Bucht gedeckt, und dabei wurden herrliche Reden gehalten. Feldmarschall Moltke war zu Lande und zu Wasser immer unter uns und benahm sich immer nur treuherzig-schlicht als unser Parlamentskollege, von allen Nichtkollegen pflichtschuldigst angestaunt. Auf dem Hamburger Dampfer, der uns über

Digitized by Google

Stade hinaus führte, tanzte er sogar, wie wir Andern auch, auf Deck mit den uns begleitenden Damen. Bismarck war leider verhindert, die großartige Fahrt mitzumachen, die allen Teilnehmern immer unvergeßlich blieb.

Die weiteren Verhandlungen des Reichstags dauerten noch bis zum 20. Juni. Krankheitshalber konnte Bismarck an ihnen gleichfalls nicht mehr teilnehmen. Wie eifrig er aber auch von seinem Krankenstuhl aus an der Beseitigung des früher erwähnten Konfliktes über das Bundesschuldengesetz arbeitete, beweist mein nachstehender Brief an meine Frau vom 8. Juni abends: „Das beste, was mein heutiger Geburtstag beschcert hat, ist, daß der Weg gefunden ist, auf dem der Konflikt wegen des Bundesschuldengesetzes, d. h. die Gefahr, die damit gleichzeitig über der Zukunft der deutschen Flotte schwebt, beseitigt wird. Diese Nachricht ist aber bis auf weiteres noch strenges Familiengeheimnis. Der Weg der Vereinbarung ist der, daß die preußische Schuldenverwaltungskommission, verstärkt durch drei Mitglieder des Reichstags, provisorisch die Bundesanleihe von 10 Millionen verwaltet. Das Bundeskanzleramt hat unserer Fraktion den beabsichtigten Entwurf zunächst vertraulich zur Begutachtung übergeben. Das spricht besser als alle Leitartikel für die Stellung unserer Partei zur Regierung."

Mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung durfte ich nach dem Schluß des Reichstags am 20. Juni endlich zu den Meinen nach Leipzig zurückkehren: im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung nicht bloß gegen das deutsche Vaterland, da ich in keiner Sitzung des Reichstags und Zollparlaments gefehlt hatte, sondern auch gegen die Meinen, da ich neben meiner parlamentarischen Arbeit schon vom Herbst 1867 an auch eine Fülle von Privatarbeit täglich in Berlin bewältigte, um für mein diätenloses Dasein in Berlin und für alle Bedürfnisse der Meinen in Leipzig ausreichende Mittel zu beschaffen. Dafür arbeitete ich oft bis in die tiefe Nacht und immer vom frühesten Morgen an, soweit ich das ohne Verletzung meiner parlamentarischen Pflichten konnte. In meiner Berliner Wohnung erledigte ich nämlich zunächst alle dringende Aktenarbeit der Anwaltspraxis Dr. Haubolds und meiner eigenen, was sehr wohl anging, da das sächsische Prozeßverfahren in Zivil- und Strafsachen, wie schon früher bemerkt, damals noch ein durchaus schriftliches war. Und bei unserer damals (bis 1869) bestehenden Abgeordneten-Portofreiheit verur-

Digitized by Google

sachte das häufige Hin- und Hersenden der Akten keine Kosten. Ferner lieferte ich tunlichst während der Sitzungen des Reichstags und Zollparlaments täglich vier Sitzungsberichte, davon drei durchgepaust (also tatsächlich nur einmal geschrieben), für Biedermanns Deutsche Allgemeine Zeitung in Leipzig (Brockhaus), für die von meinem Freund E. Ficinus (s. o. S. 267) jetzt redigierte Hildesheimer Allg. Zeitung und eine thüringische Zeitung, den vierten Bericht über volkswirtschaftliche Angelegenheiten an eine von Binder redigierte Chemnitzer Zeitschrift.

Meine schriftstellerische Hauptarbeit von 1868 bis 1870 aber sind meine großen Essays in der damals sehr verbreiteten Zeitschrift „Unsere Zeit" (Leipzig, Brockhaus) über die gesamte Tätigkeit des Norddeutschen Reichstags und Deutschen Zollparlaments von 1867 bis 1870. Dazu kamen dann von 1869 an mit ausdrücklicher Genehmigung Bismarcks meine Berichte über die parlamentarischen Abende bei Bismarck in der „Gartenlaube", die großes Aufsehen machten und vielfach nachgedruckt wurden, gelegentliche zeitgeschichtliche Abhandlungen in den „Preußischen Jahrbüchern", in Gustav Freytags „Grenzboten" und eine Reihe Berliner Großstadtbilder und biographische Artikel über „Deutsche Staatsmänner und Abgeordnete" im „Daheim", zu denen mir die geschilderten hochverehrten Männer den Stoff entweder in ihrer eigenen Handschrift lieferten oder in meine stenographische Feder diktierten, so daß ich ganz Zuverlässiges bieten konnte. Alle diese Arbeiten wurden gut, die für die „Gartenlaube" und das „Daheim" ausgezeichnet honoriert, so daß ich und die Meinen keine Lebenssorgen hatten. Unser Leipziger Haushalt war freilich auch kostspieliger geworden. Auch war vom 1. April 1868 bis 1. April 1869 mein lieber Bruder Alfred bei uns in Pension, der in dieser Zeit sein Einjährig-Freiwilligenjahr beim Leipziger (Sächsischen) Schützenregiment No. 108 abdiente. Die meisten meiner vorgenannten Aufsätze und Abhandlungen und meine sämtlichen Tagesberichte erschienen übrigens namenlos, da ich nicht verraten wollte, daß die meist sehr intimen Mitteilungen, die sie enthielten, von einem Abgeordneten herrührten.

Nach der dreimonatlichen Abwesenheit zur Erfüllung meiner parlamentarischen Pflichten in Berlin im Jahre 1868 fühlte ich mich bei meinen Lieben daheim natürlich doppelt glück-

Digitized by Google

lich, namentlich über die stetig fortschreitende Entwickelung unseres Kindchens, das nun schon u. a. zu unserm Birnbäumchen im Garten gebieterisch emporrief: „Bürne! Bürne!“ und an dem Stämmchen nach Kräften zu schütteln versuchte, öfters sogar mit Erfolg, da bei der überaus großen Hitze jenes Sommers das Obst früh reifte. Am 22. Oktober 1868 wurde unserer Ella ein Schwesterchen geboren, das wir nach meiner Frau Anna taufen ließen. Die gute „Mama“ Fischer war auch diesmal aus Rheinfelden herbeigeeilt, und unser zweites Töchterchen, das dunkle Augen hatte, wie ihr Mutterchen, entwickelte sich ebenso erfreulich wie unsere Ella. Nur vier Tage später, am 26. Oktober 1868, wurde auch meinem Bruder Richard in New-York ein Töchterchen (Hedwig) geboren, und unsere Mutter kehrte im Frühjahr 1869 in die Heimat zurück.

Der Reichstag dauerte im Jahre 1869 noch länger als im Vorjahr, nämlich vom 4. März bis 22. Juni, das Zollparlament vom 3. bis 22. Juni. Ich tat meine Pflicht so gewissenhaft wie bisher, sprach aber grundsätzlich so selten wie 1868, meist nur als Berichterstatter der Petitionskommission und lieferte in dieser Eigenschaft namentlich zwei schriftliche Berichte von Wichtigkeit. Der erste derselben bereitete das im Jahre 1871 erlassene Reichshaftpflichtgesetz, — den ersten Schritt zur Sozialpolitik des Reiches, — vor, und zwar auf Grund einer Petition des nationalliberalen Vereins in Leipzig, die ich selbst verfaßt hatte. Mein zweiter Bericht aber schilderte auf Grund sehr umfassenden und zuverlässigen Materials die günstigen Zustände der deutschen Kolonien in Südbrasilien zum Zwecke der von unsern dortigen Landsleuten erbetenen Aufhebung des preußischen Verbots der Auswanderung nach Brasilien. Für meine beiden Berichte zeigte Bismarck reges Interesse, und die Deutschen in Südbrasilien sandten mir für meinen sie betreffenden Bericht Dankschreiben und einige prächtige Erzeugnisse des dortigen Kunstgewerbes: einen indianischen Schild als Lampenschirm und einen Fächer mit weißen Rosen, die ebenso wie der Fächer selbst aus Vogel-, namentlich Kolibrifedern gebildet waren.

Freie Stunden in den Parlamenten benutzte ich zur Malerei und zum Zeichnen. Ich malte die Rückseite des Reichstagsgebäudes (damaligen preußischen Herrenhauses) von dem schönen Garten aus, mit dessen Bäumen und Statuen, — das Grundstück war bekanntlich früher Besitztum der Familie Mendelssohn-

Digitized by Google

Bartholdy. Und mein Zeichenstift war unermüdlich, die Gesichter und Gestalten hervorragender Abgeordneter ernsthaft oder karriiert wiederzugeben. Da ich fast der einzige Zeichner dieser Art im Reichstag war, so verlangten immer Alle das Neugeschaffene zu sehen, namentlich meine Karrikaturen. Ohne alle Übertreibung schrieb ich der Frau am 8. Mai: „Sodann melde ich, daß ich vollkommen wohl und munter bin, sogar etwas ausgelassen. Meine Parlaments-Karrikaturen finden nämlich den allerhöchsten Beifall Simsons und Bismarcks. Um 3 Uhr nachmittags fragen sie an Sitzungstagen: „Hat Blum noch nichts geschickt?" so etwa wie wir Sonntag vormittags nach unserm Kladderadatsch-Exemplar fragen."*)

Obwohl wir Abgeordneten damals noch keine freie Eisenbahnfahrt hatten, — das kam erst nach 1870, — so gestattete ich mir seit 1869 doch, so oft ich irgend konnte, am Sonnabend nachmittag nach der Sitzung nach Leipzig zu den Meinen zu reisen und den Sonntag mit ihnen zu verbringen. Die lieben Parteifreunde hatten mir dies ermöglicht, indem sie mir durch die sammelgewohnte Hand des Vorstehers des Gustav-Adolf-Vereins Advokaten Dr. Georgi — des späteren Oberbürgermeisters von Leipzig — Diäten zuschickten. Aber nicht bloß die Sehnsucht nach den Meinigen trieb mich so oft nach Leipzig, sondern auch die Anwaltspflicht, denn ich wurde am 1. April 1869 zum Advokaten ernannt und verpflichtet, und hatte vom gleichen Tage an mein Familienlogis und Anwaltsbureau im nämlichen Hause und Stockwerk beieinander, im Hause unserer reformierten Gemeinde in Leipzig, Thomaskirchhof No. 20, Ecke der Klostergasse, 3 Treppen hoch. Unsere Fenster gingen nach der Klostergasse. Im ersten Stock hatte Dr. Georgi seine Bureaux, in der zweiten unsere zwei reformierten Pastoren ihre Dienstwohnungen. Rechts vom Hauseingang hing mein durch die norddeutschen Farben Schwarz-Weiß-Rot wie durch den Inhalt „gutsächsischen" Augen gleich ärgerliches Firmenschild: „Dr. Hans Blum, Rechtsanwalt". „Nich e mal ‚Advogade' nennd sich der traurige Nazionalliberale!" jammerte der „gude Sachse". Ich meinerseits war ruchlos genug, die „berechtichden Eegendhiemlichgeeden" meiner „gudsächschen" Landsleute in keiner Weise zu schonen, und machte ihnen nicht einmal das Vergnügen, mich in Leipzigs Straßen umherreiten zu sehen, wie mir

*) Ich besitze diese Parlaments-Karrikaturen noch heute.

Digitized by Google

Bismarck geraten hatte. Denn schon an seinem ersten parlamentarischen Abend, am 24. April 1869, sagte er, mir beim Eintritt die Hand reichend: „Sie sind seit dem Vorjahr wieder erheblich stärker geworden. Sie sollten reiten". — „Das würde ich gern tun", erwiderte, „aber am letzten Geburtstag Eurer Exzellenz, am 1. April d. J., bin ich Advokat geworden, und wenn mich der Leipziger reiten sähe, so würde er sagen: ‚Der neie Advogade hat gewiß nischd zu dhun'."

Nach Mitte Mai benutzte ich eine kurze Parlamentspause dazu, meine Frau mit unsern zwei Kinderchen und unserm Dienstmädchen auf ihrer Reise nach Rheinfelden bis nach Heidelberg zu begleiten, und begab mich dann nach dem Schluß der Parlamentssitzungen in den Gerichtsferien seit vier Jahren zum ersten mal wieder selbst in das liebe Rheinfelden, wo ich die Meinen alle in bester Gesundheit traf. Einmal machte ich auch einen Ausflug nach Muri (im Kanton Aargau) zu den Eltern Glaser, die jetzt dort den Gasthof „Zum Löwen" besaßen. Ich malte dort das alte Kloster, den Löwen" usw. mit dem herrlichen Berghintergrunde auf einem Bilde für die ferne Tochter des Hauses, meine Schwägerin und meinen Bruder in Amerika. Ein andermal besuchte ich meinen alten Freund Wyssard (s. o. S. 151 flg.) in seiner neuen Pfarre Lyß (Bahnstation zwischen Bern und Biel) und fand dort zu meiner Freude auch die alten Berner Freunde Albert Bitzius (s. o. S. 161) und Eduard Langhans, die damals beide auch Pfarrer waren. Ich hatte einige erlesene Flaschen Wein aus Großmamas Reben in Godramstein mitgebracht, die den Freunden trefflich mundeten.

In glücklichster Weise schloß für uns das wichtige Jahr 1869 damit, daß unser Schwager und Bruder Oskar Fischer Weihnachten und Neujahr mit uns auf unserer hohen Warte Thomaskirchhof No. 20 in Leipzig feierte.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Das Jahr 1870 bis zum Ende des «Kriegsreichstags» 21. Juli und daheim bis Ende August.

Unsere Wohnung am Thomaskirchhof in Leipzig war uns schon lange vor Ablauf unsres Mietjahres gründlich verleidet, weil sie so hoch und mitten im Leipziger Häusergewirr lag, recht feuergefährlich war, und auch die Verbindung von Anwaltsbureau und Familienwohnung in derselben Etage sich als unzuträglich erwies. Schon lange vor dem 1. April 1870 mieteten wir daher eine andere Wohnung, und zwar die zweite Etage links in dem neuerbauten Grimmer'schen Hause an der Plagwitzerstraße Nr. 15 (jetzt Nr. 21), an der Ecke der Marschnerstraße, mit einem kleinen Gärtchen. Dieses Haus war damals das letzte auf der linken Seite der Plagwitzerstraße gegen Plagwitz und Kleinzschocher zu, uns gegenüber stand auf der Plagwitzerstraße nur eine einstöckige Villa und dann in weiter Entfernung Plagwitz zu wieder eine. Die Marschnerstraße uns gegenüber war noch gar nicht bebaut. So hatten wir denn einen herrlichen weiten Blick in die waldreiche Landschaft ringsum, bis nach Kleinzschocher, Plagwitz, den Kuhturm in Lindenau, die Pappelallee von Lindenau nach Leipzig und die dahinter aufragenden großen Waldungen usw. Mein Anwaltsbureau ward vom 1. April 1870 an in „Kochs Hof" Markt 3, 3 Treppen hoch verlegt, nur durch eine Mauer getrennt von dem Anwaltsbureau des Dr. Tröndlin, jetzigen Oberbürgermeisters von Leipzig.

Die Reichstagssitzungen begannen im Frühjahr 1870 schon am 14. Februar und dauerten bis zum 25. Mai, die des Zollparlaments währten vom 21. April bis 7. Mai, und die Verhandlungen beider Parlamente waren wichtiger als je zuvor,*) hielten mich also über drei Monate, mit geringen Unterbrechungen, von meiner jungen Anwaltspraxis und von Hause fern. Auch meine Liebe und Dankbarkeit für meine Schweizer Jugendheimat konnte ich dabei im Reichstag betätigen, indem ich natürlich mit Freuden die 10 Millionen Franken mit bewilligte, die der Nord-

*) S. vgl. meine S. 272 angeführten Werke.

Digitized by Google

deutsche Bund zum Bau der Gotthardbahn beitrug, und im Zollparlament durch freudige Mitgenehmigung des Handelsvertrags des deutschen Zollvereins mit der Schweiz.

Ich hatte diesmal auch dringenden Anlaß, im Reichstag wieder einmal zu reden, da mich die befreundeten Kollegen, der Zollparlamentsabgeordnete Metz-Darmstadt und der freikonservative hessische Reichstagsabgeordnete Freiherr Nordeck zu Rabenau, gebeten hatten, bei passender Gelegenheit die Mißwirtschaft des hessischen Ministerpräsidenten v. Dalwigk im Großherzogtum Hessen zur Sprache zu bringen. Die beiden Freunde hatten mich dazu auch mit sehr zuverlässigem und wichtigem Material ausgerüstet. Indem ich dieses in der dritten und vierten Märzwoche im offenen Reichstag vortrug, geriet ich in ein heftiges Scharmützel mit dem hessischen Bundesrat Hofmann, der, trotz seiner gutdeutschen Gesinnung, natürlich seinen Chef v. Dalwigk verteidigen mußte, gewann aber dafür das lebhafte Interesse und die erneute und verstärkte Zuneigung Bismarcks, dem Dalwigk schon in den Tagen, da Bismarck Bundestagsgesandter gewesen, unter allen undeutschen Ministern weitaus der widerwärtigste war. Bismarcks Freundlichkeit gegen mich auf seinen Soiréen im März, — die weiteren mußten seines Unwohlseins halber leider ausfallen, — zeigte mir, daß mein Vorgehen gegen Dalwigk ihm behagt habe, und kein Jahr später bewies er mir, — wie man sehen wird, — in sehr interessanter Weise, daß er meine Frankfurter-streiche gegen den hessischen Biedermann auch während des Kriegs gegen Frankreich nicht vergessen habe und mich für geeignet halte, auch alles das öffentlich zur Sprache zu bringen, was Bismarck selbst gegen diesen kläglichen und gefährlichen Minister bis dahin verschwiegen auf seinem großen Herzen getragen hatte.

Die rührendste und ergreifendste Unterredung aber, die ich jemals mit Bismarck hatte, wurde herbeigeführt durch die wichtigste Vorlage, die den Reichstag im Frühjahr 1870, ja seit 1867 überhaupt beschäftigte: das Norddeutsche (später Deutsche) Strafgesetzbuch. Als Juristen und Kriminalisten, der auch gründlich Psychologie studiert hatte und zugleich eine große Verteidigerpraxis besaß, interessierte mich der Entwurf dieses Gesetzes von Anfang an aufs höchste. Schon in dem ersten Brief an meine Frau aus dieser Tagung, am 14. Februar, zeigte ich ihr freudig an, „daß unter den 7—8 neuen Gesetzesvorlagen auch die des Norddeutschen Strafgesetzbuchs schon fertig vorliegt". Und am 16. Fe-

Digitized by Google

bruar: „Trotz unserer Beschlußunfähigkeit habe ich gar nicht viel Zeit zum Schreiben. Denn die Beilagen zum Strafgesetzbuchentwurf umfassen allein 19 Druckbogen Quart, und außerdem wollen die 6—8 andern Gesetzentwürfe doch auch studiert sein." Zudem aber hatte der Verlag von Schultheß in Zürich, bei dem ich schon 1869 einen „Rechtsfreund für das Kgr. Sachsen" herausgegeben, mich ersucht, einen Kommentar zum Norddeutschen Strafgesetzbuch zu verfassen, welcher der jedenfalls zu erwartenden zahlreichen Konkurrenz halber tunlichst sofort nach Verkündung des Gesetzes veröffentlicht werden sollte. An diesem Werke arbeitete ich so fleißig, daß ich dem Verleger den Schluß des Manuskriptes schon am Tage der Annahme des Gesetzes im Reichstag einsenden und daß das Werk alsbald nach Verkündung des Gesetzes erscheinen konnte. In dem Vorwort meines Werkes aber waren die ungeheuren Fortschritte dieses Gesetzes gegenüber allen damals gültigen deutschen Strafgesetzbüchern, auch dem preußischen von 1851 und dem sächsischen von 1868, nachgewiesen.

Schon die juristischen Fortschritte waren sehr bedeutend: die Herabsetzung der Todesstrafe auf zwei Verbrechen (Mord und Attentat auf Bundesfürsten), während das preußische Strafgesetzbuch noch auf 14 Verbrechen die Todesstrafe setzte; dann die durchweg mildere Bestrafung des Versuchs als der vollendeten Tat; in den allermeisten Fällen waren mildernde Umstände zugelassen und Mindeststrafen aufgehoben, so daß dem richterlichen Ermessen je nach Lage des Einzelfalles der weiteste Spielraum gegeben war; die Verjährung war, — im Gegensatz zum bisherigen preußischen Strafgesetzbuch, — auch bei rechtskräftig erkannten Strafen zulässig usw. Vor Allem aber war dieses Gesetz die bis dahin wichtigste Errungenschaft deutscher Rechtseinheit und durfte schon deshalb nach meiner Überzeugung keinesfalls scheitern. Außerdem hatten wir Liberalen des Reichstags in monatelanger fleißiger Durchberatung auch noch sehr wesentliche freiheitlich-politische Fortschritte in das Gesetz hineingebracht. So die wichtige Bestimmung, daß politische Verbrechen nur bei Feststellung ehrloser Gesinnung des Täters mit Zuchthaus bestraft werden durften, die Redefreiheit aller Einzellandtage (§ 11), die Freiheit religiöser Forschung und Meinungsäußerung (§ 166), die wesentliche Beschränkung des Vergehens des „Widerstandes gegen die Staatsgewalt" (§ 115), so daß der Widerstand gegen willkürliche oder ungesetzliche Handlungen von Beamten straflos blieb, ein Verlangen,

Digitized by Google

für das alle deutschen Landtage seit einem reichlichen Menschenalter vergeblich eingetreten waren.

Bei der zweiten Lesung des Strafgesetzbuches im Reichstag hatte ich am 1. März gegen die Todesstrafe gestimmt, besonders weil sie in Sachsen schon seit 1868 aufgehoben war und weil ich sie auch, — entgegen meiner seitherigen 37jährigen Erfahrung, — für entbehrlich hielt. Aber kurz vor der entscheidenden dritten Lesung im Reichstage am 23. Mai war uns Abgeordneten vertraulich bekannt gegeben worden, daß König Wilhelm und Bismarck, — der deshalb plötzlich aus Varzin zurückgekehrt war, — das Gesetz zurückziehen würden, wenn der Reichstag auch in dritter Lesung die Todesstrafe ablehnte. Nach sehr harten inneren Kämpfen, war ich demnach entschlossen, ihr lieber zuzustimmen, als das außerordentlich wichtige Gesetz an dieser Klippe Schiffbruch leiden zu lassen. So stimmte ich denn am 23. Mai für die Todesstrafe, — allein unter allen 23 sächsischen Abgeordneten, — zog durch meine im voraus vertraulich bekannt gegebene Entscheidung einige nationalliberale und freikonservative Kollegen mit, und trug also wesentlich zu der kleinen Mehrheit von acht Stimmen bei, mit der die Todesstrafe angenommen wurde. Bei meiner Abstimmung erhoben die Sozialdemokraten und einige Fortschrittler ein flegelhaftes Pfui- und Wutgeheul, das Präsident Simson nachdrücklichst und würdevoll rügte. Nach vielen durchwachten Nächten erschütterte mich der Vorgang jedoch so, daß mich ein Weinkrampf erfaßte und ich das Gesicht verhüllen mußte.

Bismarck gewahrte das, verließ sofort seinen Sitz und den Sitzungssaal, und gleich darauf trat ein Diener des Hauses an mich heran und flüsterte mir zu: Bismarck wünsche mich zu sprechen, der Diener führe mich zu ihm in sein Zimmer. Ich folgte erstaunt und verwirrt. Was konnte Bismarck, der die Sorge Deutschlands und Europas auf seinem großen, starken Herzen trug, mir, dem zweitjüngsten Abgeordneten des Hauses, in dieser für mich schwersten Stunde zu sagen haben? Wie konnte er namentlich ahnen und ergründen, warum mir diese Stunde und meine Abstimmung so unendlich schwer wurde, — da ich im voraus die schamlose sozialdemokratische Verhetzung gegen mich entfesselt sah, als ob ich durch meine Stimme für die Todesstrafe das rechtlose und willkürliche Todesurteil des Wiener Standgerichts vom 8. November 1848 gegen meinen geliebten Vater gebilligt hätte? Denn auch diese gemeine Lüge war der Sozialdemokratie im Kampf gegen mich

Digitized by Google

nicht zu schlecht. Wie konnte der große Bismarck diese Empfindungen ahnen? Und weshalb beschied er mich zu sich? Etwa um mir Dank zu sagen für die Abstimmung, die ich in schwerster vaterländischer Pflichterfüllung mir abgerungen hatte, und die eben darum doch nur meine Schuldigkeit war? Oder gar, um mir eine Stelle im Bundesdienst anzubieten? Wie gering mußte er mich dann im Grunde seiner Seele einschätzen. So wurde mir denn dieser kurze Gang zu Bismarck schwerer als irgend ein früherer. Abermals schimmerten meine Augen feucht und richteten sich bang und ernst auf den von mir so innig verehrten großen Mann, als ich ihm jetzt nahte.

Aber ich sollte sofort erkennen, daß dieses durchdringend klare Auge nicht blos alles deutlich sah, was jetzt im tiefsten Grunde meiner Seele vorging, sondern auch alles erforscht hatte, was seit vielen Tagen und Nächten mich im Innersten bewegt hatte, ja daß er mich gerade deshalb und nur deshalb zu einer vertraulichen Aussprache unter vier Augen hierher zu sich entboten hatte. Denn er kam rasch auf mich zu, sobald ich sein Gemach betreten und sprach dann, mir tief in die traurigen Augen blickend, langsam und nachdrücklich, aber durch ein freundlich-sonniges Lächeln mich ermutigend: „Ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen in dieser Stunde, von der ich hoffe, daß sie für ganz Deutschland segensreich sein wird, ein Bündnis anzubieten", — meine von seiner gewaltigen Rechten umschlossene Hand zuckte bei diesen Worten und meine Augen verdüsterten sich. „Nicht ein Bündnis zwischen uns", — fuhr aber Bismarck noch freundlicher fort, — „sondern ein Bündnis zu Gunsten eines Todten. Ich möchte Sie bitten, daß Sie, wenn jemals wieder Ihr Vater von den Herren, die heute Ihre Abstimmung mit ihrem „Pfui" begleiteten, — den Herren Bebel und Hansknecht,*) — dadurch herabgewürdigt werden sollte, daß sie ihn für einen der ihrigen erklären, daß Sie dann über alle Macht verfügen wollen, die ich etwa besitze, namentlich in der Presse, um dieses Bild rein zu halten. Ich bin ja damals, 1848 und die Folgezeit, ein „schenßlicher Junker" gewesen. Ich würde Ihren Vater auch haben erschießen lassen, wenn ich das hätte tun können. . . . Aber ich urteile jetzt gerechter. Ihr Vater war liberal, — sehr liberal, — aber auch gut national. Er würde, wenn er heute noch lebte und im

*) Er meinte natürlich den Abgeordneten Wilhelm Liebknecht.

Digitized by Google

Reichstag säße, wohl auf denselben Bänken" (unter den Nationalliberalen) „Platz genommen haben wie Sie".

Nach dieser herzbewegenden, überwältigenden Ansprache entließ er mich. Im Innersten ergriffen und gerührt, dankte ich ihm für eine so liebevolle Auszeichnung in dieser großen Stunde! Als ich in den Saal zurückkehrte, nahte die Sitzung ihrem Ende, der mir befreundete freikonservative Abgeordnete Prof. Dr. Karl Aegidi (s. o. S. 249) forderte mich auf, heute mit ihm zu Mittag zu essen, damit er von mir hören könne, was Bismarck mit mir gesprochen habe. Als er es dann bei Tisch vernahm, war er so gerührt, daß er Brüderschaft mit mir trank.

Am 25. Mai war das Norddeutsche Strafgesetzbuch zustande gekommen und am nämlichen Tage schloß ich durch Abfassung des Vorwortes meinen Kommentar zu diesem Gesetze, wie bereits bemerkt. Trotz dieser großen Arbeit und der sehr anstrengenden parlamentarischen Pflichten dieser Session hatte ich aber doch noch die Zeit gefunden, die erste Kriminalnovelle meiner Feder, „Auf falscher Fährte", zu beginnen, die in einem Zuge in unserm schönen neuen Heim auf der Plagwitzerstraße in Leipzig vollendet wurde und dann bald im „Daheim" erschien, namenlos, weil der Stoff der Novelle mir von meinem Reichstags- und Fraktionskollegen Miquel (dem späteren preußischen Finanzminister) erzählt war, aus seinen Erlebnissen als hannöverscher Staatsanwalt, und man bei Nennung meines Namens leicht erraten hätte, daß Miquel mein Gewährsmann sei. In meinem ersten Novellenbändchen „Dunkle Geschichten", das 1875 bei Gebrüder Paetel in Berlin erschien, war diese Erzählung die erste.

Als König Wilhelm am 26. Mai 1870 den Reichstag schloß, zählte er in seiner, natürlich von Bismarck verfaßten Thronrede alle die großen Ergebnisse der vier Reichstagssessionen vom Herbst 1867 an auf und schloß mit den Worten: „Diese Erfolge werden auch im Auslande die Gewißheit gewähren, daß der Norddeutsche Bund in der Entwickelung seiner inneren Einrichtungen und seiner vertragsmäßigen nationalen Verbindung mit Süddeutschland die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens ausbildet."

So wenig dachten König Wilhelm und Bismarck damals an Krieg. Auch in der Thronrede, mit der König Wilhelm am

Digitized by Google

7. Mai das Zollparlament geschlossen hatte, war die Zuversicht auf die fernere ungestörte friedliche Entwickelung Deutschlands in den Worten zum Ausdruck gekommen: „Der Dank des deutschen Volkes, dessen Gedeihen Ihre Tätigkeit gewidmet war, wird Ihnen nicht fehlen. Mögen auch die künftigen Versammlungen des Zollparlaments unserem gemeinsamen Vaterlande zum Segen gereichen."

Als wir Abgeordnete, wie üblich, nach der letzten Reichstagssitzung am 25. Mai bei Bismarck grüßend vorüberschritten, um Abschied von ihm zu nehmen, blickte er mich besonders freundlich an als seinen am 23. Mai in Pflicht genommenen „Bundesgenossen" und als wolle er sagen: „Das war nun überhaupt die letzte Sitzung dieses Reichstags, denn im August läuft Euer Mandat ab und dann muß neu gewählt werden." Auch ich meinte, die letzte Sitzung dieses Reichstags mitgemacht zu haben, als ich hinausschritt und mit dem nächsten Zug nach Leipzig zurückkehrte. Aber ich war entschlossen, mich nicht von neuem wählen zu lassen, sondern mich fortan ganz meiner Familie und meiner jungen Anwalts-Praxis zu widmen. Für das deutsche Vaterland konnte ich ja auch als einfacher Bürger von Leipzig aus viel wirken.

Aber es sollte ganz anders kommen! Die französische Kriegsfurie, der alte gallische Übermut, der uns nicht verzeihen konnte, daß Bismarck unsere Einheit zu schmieden begonnen hatte, jener keltische Neid, der im Vertrauen auf die alte deutsche Zwietracht und Rheinbündelei uns überfallen wollte, diese bösen Geister scheuchten Bismarck am 12. Juli plötzlich aus dem stillen Frieden seiner Wälder in Varzin auf und führten ihn nach Berlin, mich aus dem Frieden meines Leipziger Heims wenige Tage später ebendahin.

Der Kriegsausbruch war unvermeidlich geworden, die Mobilmachung aller deutschen Heere schon befohlen und in die Wege geleitet, als auch der norddeutsche Reichstag zu schleunigem Zusammentritt berufen wurde. Bei dem ungeheuren Drange der weltgeschichtlichen Ereignisse, die damals auf Bismarck lasteten, geschah diese Berufung in sehr eigentümlicher Form. Am 17. Juli 1870 erhielten wir Abgeordneten nämlich folgendes als „wichtige Staatsdepesche" mit der größten Beschleunigung bestellte Telegramm: „Der Reichstag des Norddeutschen Bundes tritt den 19. Juli mittags 1 Uhr in Berlin zusammen. Der Bundeskanzler."

Digitized by Google

Allen ist damals gewiß die Trennung von den Ihrigen schwer geworden. Kaum einem aber schwerer als mir, denn meine liebe Frau erwartete in den nächsten Tagen ihre Niederkunft zum dritten Male. Ihre gute Mutter war aus Rheinfelden schon zu uns gekommen, um ihr beizustehen. Ich konnte eben noch meinen Bruder Alfred, der als Vizefeldwebel zum 105. Regiment versetzt war, mit dem Militärzug abfahren sehen, dann mußte auch ich Bismarcks Aufgebot gehorchen und traf am 18. Juli nachmittags in Berlin ein, um noch an der Fraktionssitzung jenes Abends teilzunehmen. Am 19. morgens schrieb ich an meine Frau:

„Ich darf sicher hoffen, schon Freitag (d. 22.) wieder bei Euch zu sein. Wir werden nämlich morgen die Adresse an den König beraten und wahrscheinlich übermorgen die wichtigen Gesetze, die uns die Regierung vorlegt, nämlich ihre Forderung, 120 Millionen Taler für den Krieg (davon 100 Millionen durch Nationalsubskription, „Bundesanleihe", und 20 Millionen durch Ausgabe von Schatzbonds aufzubringen); ferner ein Gesetz über den Stillstand aller Prozesse gegen Wehrpflichtige während des Krieges; endlich ein Gesetz über die Verlängerung unserer Reichstagsmandate bis zum Friedensschluß" (richtiger bis zu Ende des Jahres 1870). „Aus unserer eigenen Anregung werden wir ein Gesetz beschließen, wonach die Regierung für 30 Millionen Taler Darlehnskassenscheine an Gewerbetreibende ausgeben darf, damit der Verkehr während des Krieges vertrauensvoll weiter arbeiten kann und nicht Mangel leidet an Zahlungsmitteln infolge der bei jedem Kriege eintretenden Panik. Das ist kurz gesagt unsere Aufgabe, und ich hoffe, Du wirst mit der Bescherung, die Du Deinerseits dem deutschen Vaterlande bereiten willst, warten bis zu meiner Rückkehr.

„Die Hauptstadt ist ruhiger als Leipzig. Man hat hier schon etwas von dem ruhigen Pulsschlag unserer leitenden Männer. Nur die dichten Menschenkreise um die Litfaßsäulen geben Zeugnis von der Aufregung dieser Tage. Sonst aber ist in den Straßen nichts Ungewöhnliches bemerkbar. Ich denke, bei unserer Reichstagseröffnung heute wird das anders," — es wurde auch anders! „Im Bundeskanzleramt und im Kriegsministerium wird rastlos, aber mit vollendeter Ruhe und Sicherheit gearbeitet. Wie Du weißt, hat Moltke den Kriegsplan längst fertig*) und wird den Krieg nach diesem Plane führen, der Welsche mag wollen oder nicht.

*) Das hatte uns Bismarck auf einem seiner parlam. Abende 1869 erzählt.

Digitized by Google

Inzwischen kommen erhebende Zeichen der Vaterlandsliebe aus der Nähe und aus weitester Ferne. Die Königin hat sich in einem kurzen Aufruf an die Spitze der Frauenpflege gestellt. Der Kaufmann Schröder in Hamburg hat eine viertel Million Taler für die Verwundeten gegeben. In Kalkutta haben die Deutschen mit Begeisterung namhafte Summen zu demselben Zwecke gezeichnet.

„Es kann losgehen!

„Der Berliner sieht natürlich auch diese ernsten Stunden durch seine humoristische Brille. ‚Wart' man, Luiken, wenn der Berliner kommt!' heißt ein neues Musikstück, die allerneueste Nationalhymne dieser guten Stadt, in welchem u. a. das klassische Bild vorkommt: ‚et wird Dir sauer ufstoßen, wenn Du wat von't Rheinufer verschluckst.' Ein Soldat, der gestern gefragt wurde, was er denn mit Napoleon anfinge, wenn er ihn finge, antwortete harmlos: „Den sperrte ick in die Jerichtslaube."

Nach Schluß dieses Briefes begab ich mich in den Berliner Dom zum Gottesdienst, der am Vormittag des 19. Juli den Hof, das Bundeskanzleramt, die preußischen Minister, den Bundesrat und Reichstag vereinigte. Der König war zu dieser Feier von Charlottenburg gekommen, wo er an der Grabstätte seiner hochseligen Eltern im Mausoleum in stiller Andacht verweilt hatte. War doch gerade heute vor 50 Jahren seine edle Mutter, die Königin Luise von Preußen gestorben an gebrochenem Herzen über den Jammer ihres Volkes! Der König zeigte sich auch tief erschüttert, wie die meisten Andächtigen, namentlich durch die bedeutende und herzbewegende Predigt, die der Oberhofprediger Dr. Hoffmann, — ein geborener Württemberger, — über das Schriftwort hielt: „Mit Gott wollen wir Taten tun." Unvergeßlich für immer ist mir namentlich Moltkes und Bismarcks Anblick in dieser weihevollen Stunde. Moltke hatte, bescheiden wie immer, auf der hintersten der für uns Abgeordnete bestimmten Bänke Platz genommen, und vor seinen klaren, in die Höhe gerichteten Augen mochte die ganze Größe und Schwere der Aufgaben vorüberziehen, die das Vertrauen seines Königs und Landes in seine Hand gelegt hatte. Bismarck aber ragte unter den Bundesräten auf der Emporkirche um Haupteslänge hervor und schaute mit der ganzen Milde und wohlwollenden Ruhe, deren seine ehernen Züge fähig waren, vor sich nieder.

Wie ich erwartet hatte, trug auch die Stimmung der Berliner Bevölkerung bei der dem Gottesdienste sogleich folgenden feierlichen Eröffnung des Reichstags im Weißen Saale

Digitized by Google

des Königsschlosses ein ganz anderes Gepräge als sonst. Der Berliner zeigte sonst, — auch bei der Eröffnung des Deutschen Zollparlaments 1868, — eine geflissentliche Gleichgültigkeit für derartige Staatsaktionen. Diesmal aber sperrten Tausende die Zugänge zum Schlosse und begrüßten bei der Auffahrt den König, die Prinzen, Bismarck, Moltke, Roon, Vogel von Falckenstein, der auch Abgeordneter war, Steinmetz usw. mit begeisterten lauten Zurufen.

Die Thronrede, die der greise König dann mit tiefbewegter, häufig fast versagender Stimme verlas, wurde, — gegen alle Gewohnheit, — neunmal vom jubelnden Beifall der ganzen Versammlung, einschließlich der Tribünen, unterbrochen. Sie war eine der würdevollsten und stolzesten Schriften der deutschen Geschichte und jedenfalls eine der besten, die bis dahin aus Bismarcks Feder geflossen waren.*)

Während wir Abgeordnete uns aus dem Weißen Saale meist zu Fuß nach unserm Sitzungssaale in der Leipziger Straße begaben, um dort bei Beginn der ersten Sitzung des Reichstags nachmittags 2 Uhr pünktlich zur Stelle zu sein, fuhr Bismarck rasch nach seiner Wohnung und traf hier alsbald den französischen Geschäftsträger Le Sourd, der dem Bundeskanzler etwa um ½2 Uhr nachmittags die Kriegserklärung Frankreichs überreichte. Sofort eilte Bismarck mit dem Schriftstück in den Reichstag und verlangte schon das Wort, als Präsident Simson noch bei den üblichen geschäftlichen Mitteilungen an das Haus verweilte. Die jugendliche Raschheit in den Bewegungen des Kanzlers, seine hochaufgerichtete Gestalt, die aus seinen Augen leuchtende stolze Freude fiel Allen auf. Etwas ganz Außerordentliches mußte geschehen sein. Unter lautloser Stille ergriff er nun das Wort. Aber er brachte es nur zu dem einzigen Satze: „Ich teile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat.“ Denn sowie das Wort Kriegserklärung ausgesprochen war, erhob sich ein so unbeschreiblicher, hundertstimmiger, begeisterter Jubel- und Hurraruf und ein so dröhnendes Händeklatschen im Saal und von den Galerien, selbst aus der Diplomatenloge, daß jedes gesprochene Wort minutenlang unhörbar verklungen wäre. Dabei hatten sich alle Anwesenden auch

*) vgl. meine S. 272 angeführten Werke.

Digitized by Google

von den Sitzen erhoben, nicht wenige Abgeordnete die Arme um den Nacken des Nachbarn und Freundes geschlungen. Und mit strahlender Freude in den ehernen Zügen schaute Bismarck auf die ganze Versammlung.

Erst als dieser großartige Akkord vaterländischer Begeisterung ausgeklungen war, ergriff Bismarck wieder das Wort, abermals nur zu einem einzigen Satze: „Nach den Worten, die Se. Majestät soeben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mitteilung dieser Tatsache," — der erfolgten Kriegserklärung, — „nichts weiter hinzu." Diese Kürze entsprach auch am besten der Größe des Augenblicks, und „begeistertes Bravo auf allen Seiten" folgte diesen wenigen Worten.

Binnen drei Tagen, bis zum Nachmittag des 21. Juli, hatte der Reichstag in erhebender Einmütigkeit alle ihm obliegenden Pflichten, alle Regierungsvorlagen erledigt. Gegen die Kriegsanleihe stimmten nur die beiden Franzosenfreunde Liebknecht und Bebel, die Deutschland wehrlos dem französischen Raubeinbruch preisgeben wollten. Die Allerhöchste Botschaft des Königs, die den Reichstag schloß und ihm den königlichen Dank aussprach, verlas Bismarck, — mit Rücksicht auf die für jeden „dringende Zeit" — im Reichstag selbst. Dann brachte Simson mit begeisternden frommen Schlußworten, die fast wie ein Gebet klangen, das Hoch „auf den obersten Bundesfeldherrn der Deutschen, König Wilhelm von Preußen" aus, in das der Reichstag dreimal freudig einstimmte. Darauf aber eilten die Meisten, auch ich, zum Bundeskanzler, um Abschied von ihm zu nehmen. Mit heißem Segenswunsche reichten wir dem großen Staatsmanne die Hand, der die Geschicke Deutschlands in diesen schweren und entscheidenden Tagen mit alter, unübertroffener Meisterschaft leiten sollte.

Eine Stunde zuvor hatte ich meiner Frau geschrieben: „Hoffentlich bist Du beim Eintreffen dieser Zeilen noch auf. Ich komme heute nacht Zwölf Uhr in Leipzig an. Da die Telegraphen unbenutzbar sind, geht der Brief mit Eilboten.

„Die Deutschen in St. Louis in Amerika haben eine Million Dollars für die Verwundeten gezeichnet.

„Die Größe und der Ernst dieser Tage ist überwältigend für Freund — und Feind!

„Tausend Küsse Dir, den Kindern, den Unsern!

Dein tiefbewegter Hans."

Digitized by Google

Ich ahnte damals nicht, wie bald ich Bismarck wieder begegnen würde — und zwar auf französischem Boden!

In Leipzig traf ich meine Lieben alle wohl an, auch meine gute Frau, die am 25. Juli 1870 unser drittes Töchterchen, das wir Gertrud nannten, uns beschcerte.

Am 4. August 1870 wurde in Leipzig das Bundesoberhandelsgericht, — der Vorläufer des Reichsgerichts, — eröffnet, und wir hatten zur Feier dieses Tages eine mächtige schwarz-weiß-rote Fahne selbst gefertigt, ich die Fahnenstange in diesen Farben selbst bemalt, und diese Fahne wurde am Morgen des 4. August zum ersten Mal aus unserm Erker hinausgehängt und flatterte hier den ganzen Tag über, auch noch am Spätabend, als die Kunde von der für uns siegreichen ersten Schlacht bei Weißenburg in Leipzig eintraf. Mit Blitzesschnelle folgten dann die weiteren deutschen Siegesnachrichten über die Schlachten von Wörth und Spicheren am 6. August und über die gewaltigen drei Schlachten um Metz am 14., 16. und 18. August. Am 18. August bei St. Privat war mein Bruder Alfred zum erstenmal ins heißeste Schlachtenfeuer gekommen, aber unversehrt geblieben. Wir erfuhren das aber erst viel später.

„Die Größe und der Ernst dieser Tage ist überwältigend!" hatte ich schon am 21. Juli meiner Frau von Berlin geschrieben. Und überwältigend waren jene Tage in der Tat. Jeder gute Deutsche fühlte sich damals gedrungen, Alles für sein deutsches Vaterland einzusetzen. So empfand auch ich nach meiner Rückkehr zu meinen Lieben nach Leipzig, — so unendlich glücklich ich auch bei ihnen war, — doch den brennenden Drang in mir, mich dem Vaterlande noch in anderer Weise nützlich zu machen, als durch die Erfüllung meiner Abgeordnetenpflichten. Als Soldat, wie ich am liebsten gemocht hätte, konnte ich das nicht, da ich nach meinem schweren Typhus 1861 zum Wehrdienst dauernd unfähig erklärt worden war. Dagegen wäre ich sehr gern der Aufforderung des mir befreundeten „Daheim" gefolgt und als Berichterstatter des Blattes in das große Hauptquartier des Königs nach dem Kriegsschauplatz gereist, zumal da in jenen Monaten die Anwaltspraxis fast ganz darniederlag. Aber mein Reichstagskollege, Kriegsminister v. Roon, an den das „Daheim" von Leipzig aus telegraphisch die Frage richtete, ob ich als Berichterstatter des Blattes im Großen Hauptquartier zugelassen werden würde, telegraphierte ein rundes „Nein" zurück. Denn für alle

Digitized by Google

Berliner, ja für alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften durfte nur ein einziger deutscher Berichterstatter, Dr. Kayßler von der „Post", — der später bei Orleans von den Franzosen auch noch gefangen wurde, — im deutschen Hauptquartier verweilen, während auf die gnädige Verwendung der Frau Kronprinzessin, geborenen Prinzeß-Royal von Grand Britain, ganze Geschwader mehr oder minder deutschfeindlicher englischer Korrespondenten im deutschen großen Hauptquartier herumhüpften. Roon, der mir herzlich wohlwollte, teilte dem „Daheim" nach seinem „Nein" aber zugleich mit: das einzige Mittel, mich in das Große Hauptquartier einzuführen, würde sein, daß ich mich dem Großen Generalstab in Berlin zur Übernahme eines etwaigen Transportes oder einer Sendung in das Große Hauptquartier zu beliebiger Verfügung stelle und bereit sei, sofort aufzubrechen, sobald der Ruf an mich ergehe.

Mit Genehmigung der Meinen, namentlich meiner guten Frau, hatte ich diese Erklärung „postwendend" abgegeben. Aber das Warten konnte man dabei lernen, wenn man es früher noch nicht gelernt hatte. Die Meinen waren dem „General Staff", — wie die Pariser Zeitungen unsern Großen Generalstab nannten, — nicht gram, daß er mich warten ließ. Ich schickte mich gleichfalls darein, versorgte nur für alle Fälle mein Anwaltsbureau mit einem tüchtigen Rechtskandidaten (Referendar), und hörte fast täglich die Leiter des „Daheim" jammern, daß ich „immer noch hier" sei, da der „Schlachtenbummler" des Blattes auf eigene Verantwortung, May Schlägell, bei Bitsch von den Franzosen abgefangen worden war. Auch die Nachricht von unsern Siegen bei Nouart und Beaumont (30. August) erreichte mich noch in Leipzig. Abermals war mein Bruder Alfred mit seinem 105. Regiment in beiden Schlachten im Feuer gewesen.

Da traf plötzlich am 31. August Frühnachmittags eine Depesche vom Großen Generalstab aus Berlin beim „Daheim" ein, die besagte: „Falls Dr. Blum bereit sei, einen Transport zu übernehmen, müsse er sich heute Abend in Berlin einfinden und morgen früh 9 Uhr die Befehle des Oberstleutnants von Brandt im Generalstabsgebäude der Behrenstraße in Empfang nehmen." Die Frist war kurz bemessen, aber sie wurde eingehalten. Beim „Daheim" nahm ich Reisegeld in Empfang und verabredete die Bedingungen meiner Berichterstattung. Das sehr erhebliche Honorar sollte während meiner Abwesenheit immer an meine Frau gezahlt werden. Nun am hellen Nachmittag mit Droschke nach

Digitized by Google

Hause. „Liebe Frau, packe mir rasch einen Koffer, ich muß um fünf Uhr nach Berlin und von da — nach Frankreich." — „Auf wie lange denn?" — Ja, wer vermochte das zu sagen. Man kann sich die Bestürzung, Erschütterung der Meinigen, — „Mama" Fischer war glücklicherweise noch bei uns, — die Schwere unseres Abschiedes denken. Aber Alles überwand sich in der großen Zeit leichter, als jemals früher und später. Ich erreichte glücklich noch den Schnellzug nach Berlin.

Viertes Kapitel.

Das Jahr 1870. In Frankreich, September bis Anfang October.

Am Morgen des 1. September 1870 stand ich pünktlich vor Herrn Oberstleutnant von Brandt, der mich würdevoll aber freundlich mit meiner „Mission" vertraut machte. Es handelte sich um den Transport von etwa dreißig Kisten, von denen ein Teil in Pont-à-Mousson an der Mosel zur Verfügung des Belagerers von Metz, Prinzen Friedrich Karl, ein Teil in Clermont en Argonne zur Verfügung des Kronprinzen (späteren Königs) Albert von Sachsen zurückgelassen, und das Übrige so schnell als möglich dem Großen Hauptquartier des Königs zugeführt werden sollte, wo immer dieses Hauptquartier sich befinden mochte. Ich erhielt Befehl, meine Reise am Abend des 2. September anzutreten, so rasch als möglich zu reisen, überall jeden fahrplanmäßigen oder Militärzug zu benutzen, und wo das nicht möglich war, Fuhrwerke mit Hülfe der bewaffneten Macht Deutschlands zu möglichst raschem Fortkommen zu requirieren, nicht minder die nötige militärische Bedeckung für meinen Transport. Zur Ausübung aller dieser wichtigen Befugnisse erhielt ich eine amtliche „Legitimation" vom Großen Generalstab in Berlin und für meine Reisekosten und Verpflegung unterwegs einige hundert Taler.

Digitized by Google

Namentlich schärfte mir Herr v. Brandt Vorsicht ein, wenn ich in der Nähe der noch in Feindeshand befindlichen Festung Verdun vorüberkäme, denn zwei Couriere des Königs seien in der Gegend jüngst abgefangen worden. Auf meine Frage, was in den Kisten enthalten sei, erhielt ich keine richtige Antwort: „Allerlei gute Sachen wahrscheinlich," erwiderte Herr v. Brandt, auf den Stockzähnen lächelnd. „Leibbinden, Chocolade, und dergleichen gute Dinge von „Muttern" für meine Kameraden im Großen Generalstab draußen."

Die Kisten, die ich im Großen Hauptquartier abzugeben hatte, konnten diese Antwort glaubhaft erscheinen lassen. Denn sie waren sämtlich an einzelne hohe Offiziere des Generalstabes adressiert. Aber die Kisten waren alle völlig gleichförmig, sehr groß, und die Bestände, die ich davon für den Prinzen Friedrich Karl und für den Kronprinzen von Sachsen zurückzulassen hatte, wiesen doch auf einen andern Inhalt hin als auf einen von „Muttern", und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß man mich über den wirklichen Inhalt der Kisten nicht aufklären wollte, um mich im Stand der Unschuld zu erhalten, falls ich etwa — bei Verdun abgefangen und vor ein französisches Kriegsgericht gestellt würde, und man mir dort im geläufigen Französisch sagen würde, daß ich ein „preußischer Spion" sei, der Kriegskontrebande zu schmuggeln versucht habe.

Diese Möglichkeit machte mich aber in meinem Entschluß, die amtliche Sendung zu übernehmen, durchaus nicht wankend, bestärkte ihn nur, da ich so dem Vaterland wirklich einen vielleicht wichtigen Dienst leisten konnte, wie ich gewünscht hatte. Und so reiste ich denn, nachdem ich von Berlin aus an meine Frau geschrieben und mich für unterwegs mit haltbaren Fleischwaren und bei einem „Hoflieferanten Se. Majestät des Königs" reichlich mit guten Zigarren versorgt hatte, am Abend des 2. September mit meinem „Transport" in um so gehobenerer Stimmung von Berlin nach Frankfurt ab, als zuvor schon einige Nachrichten über einen großen entscheidenden Sieg bei Sedan eingetroffen waren. Von Frankfurt reiste ich am Morgen des 3. September mit der sicheren Kunde ab, daß Kaiser Napoleon gefangen sei und die Festung Sedan nebst allen dort befindlichen französischen Truppen sich ergeben habe. Bei sinkender Nacht traf ich am 3. bei der „Großmama" meiner Frau in Godramstein*)

*) S. oben Seite 241 flg.

Digitized by Google

bei Landau ein. Mein „Transport" wurde inzwischen auf dem Bahnhof Landau militärisch bewacht. Bei unsern Lieben in Godramstein konnte ich bis zum 4. September Nachmittags verweilen, da das Kommando in Landau nicht eher einen geeigneten Wagen für mich und meinen Transport bis Weißenburg aufzutreiben vermochte. Hier langte ich abends 8 Uhr an. Auf der oft stockenden Fahrt nach Weißenburg zeichnete ich das reizende alte, jetzt im Fahnenschmuck des Sedansieges prangende Bergzabern, in Weißenburg den Geisberg, um den die Schlacht vom 4. August hauptsächlich getobt hatte. Am Morgen des 5. September war ich aber schon um 6 Uhr wieder auf dem Bahnhof Weißenburg bei meinem Transport und traf hier glücklicherweise einen Militärzug mit Bayern, der meinen Transport im Packwagen bis Zabern (Saverne), am 6. bis Nancy mitnahm, bis Vendenheim auch mich selbst, von Vendenheim an bis Zabern fuhr ich auf der Lokomotive. Meine Fahrgenossen im Packwagen waren der Zugführer und vier Bremser, mit denen ich einen auf gegenseitige Hochachtung und nur meinerseits gelieferte Cervelatwurst nebst altem Kognak (den ich im Bahnhof Weißenburg von einer Johanniterkolonne erschwungen hatte), gegründeten Freundschaftsbund schloß. Der eine dieser Leute, Fischer aus Neustadt in der Pfalz, grüßte mich noch manches Jahr später, wenn ich in Neustadt durchfuhr.

In Vendenheim, bei der von uns damals noch belagerten Festung Straßburg, begegnete mir am 5. September ein sehr peinliches Abenteuer. Hier wurde nämlich mein Koffer, der meine besseren Kleider und meine Wäsche enthielt, von einem verwundeten bayrischen Offizier, der heimwärts fuhr, irrtümlich für den seinigen angesehen und in dessen Coupé eingeladen, ehe ich hinzuspringen und den Irrtum aufklären konnte, da ich auf der Lokomotive mit meinem Zug soeben weiter nach Zabern fuhr. Durch die liebenswürdigen anhaltenden Bemühungen des Generalpostmeisters Dr. Stephan, mit dem ich in der Petitionskommission des Reichstags sehr häufig verkehrt hatte, bekam ich den Koffer freilich wieder, aber erst einen Monat später in Versailles. Inzwischen durchzog ich das schöne, damals aber sehr oft regnerische Frankreich bis Rheims in einem, wenn man sehr mild urteilte, möglichst unansehnlichen Kostüm, das man sogar unglaublich komisch nennen konnte. Denn es bestand aus grauen weiten Hosen, die bei dem nassen Wetter meist in hohe Schaftstiefel gestopft waren, aus einer grauen Joppe mit grünem

Digitized by Google

Stehkragen, und darüber hing ein zerschlissener Gummimantel mit einem an einer grünen Schnur baumelnden Revolver. Auf dem Haupte ein breiter grauer Filzschlapphut. An Wäsche hatte ich außer dem, was ich auf dem Leibe trug, nur das wenige mehr, was ich in einem Täschchen mitführte, so daß ich in jenen anhaltenden Regentagen wohl mal an das „Daheim" schreiben durfte: „Haben Sie jemals von der Poesie reiner Strümpfe gehört? Ich weiß nun ein Lied davon zu singen. Sie gleichen den Versen Platens. Sie sind reinlich und zweifelsohne, aber nur für Füße gemacht."

Wie wunderbar wirkte aber doch jenes mir während vier Wochen so peinliche Abenteuer von Vendenheim, das Verschwinden meines Koffers und mein dadurch erzwungenes Einherschreiten in einem lächerlichen Kostüm, unterwegs nach! Vielleicht wurde ich gerade dadurch vor dem von Oberstleutnant v. Brandt offenbar für leicht möglich gehaltenen Schicksal bewahrt, bei Verdun abgefangen und vor ein französisches Kriegsgericht gestellt zu werden!

Denn nachdem ich am 7. September die letzte damals mit Eisenbahn erreichbare Station, Pont-à-Mousson an der Mosel, erreicht hatte, mußte ich von hier ab meinen Weg durch die Argonnen und Champagne mit zehn schweren Wagen (Zweispännern) fortsetzen, die meine dreißig Kisten trugen. Sehr glänzend fiel freilich die mir in Berlin vorgeschriebene „militärische Bedeckung" dieser zehn Wagen nicht aus. Denn sie bestand stetig aus nur vier Soldaten, auch als ich ganz in der Nähe der noch unbezwungenen französischen Festung Verdun vorüberkam. Droben auf dem Berggipfel, der unsre Etappenstraße von der Festung trennte, standen französische Soldaten schußbereit, und ein französischer Leutnant redete seinem berittenen Obersten offenbar dringlich zu, auf uns schießen zu lassen. Der Oberst aber hob zuerst beredt die zehn Finger zum Himmel und dann vier Finger der Rechten und zuckte kopfschüttelnd die Achseln. Offenbar hatte er dem blutdürstigen Leutnant vorgestellt: zehn schwere Wagen bedecke man nicht bloß mit vier Soldaten, wenn sie etwas Gefährliches enthielten. Und dabei hatte der Oberst zwar noch mit besonderer achselzuckender Geringschätzung auf meinen schäbigen Zivilanzug gewiesen, wahrscheinlich mit den Worten: „In solchem Anzug geht kein Abgesandter des Großen Generalstabs in Berlin, Herr Leutnant!" Da hatten wir also den Abschluß der Humoreske: „Der entführte Koffer und der schäbige Anzug als Lebensretter!"

Digitized by Google

In diesem Aufzug erschien ich am 13. September 1870 vormittags in der Rue du Marc No. 9 in Reims in einem baum- und blumenreichen Hof, wo der Große Generalstab der deutschen Kriegsheere sein Quartier aufgeschlagen hatte, mit meinem „Transport" von noch über zwanzig Kisten, und überreichte dem diensttuenden Unteroffizier meine Karte mit der Bitte, sie Exzellenz v. Moltke zu übergeben. Statt Moltkes erschien der Oberstleutnant, — spätere preußische Kriegsminister, — Bronsart v. Schellendorf, dem ich auf die Anfrage nach meinem Begehr meinen „Transport" ablieferte und meine vom Großen Generalstab in Berlin erhaltene Legitimationskarte vorzeigte. Er las sie, schüttelte das bedeutende Haupt, als er mein Paradekostüm Revue passieren ließ, und rief dann erstaunt: „Aber sind Sie denn wirklich der Reichstagsabgeordnete Dr. Blum?" — „Gewiß, Herr Oberstleutnant", entgegnete ich lächelnd. „In einer Stunde hoffe ich diese Frage nicht mehr nötig zu machen. Ich werde mir hier bei irgend einem Reimser Cohn neue Kleider und Wäsche kaufen, — denn mein Koffer ist mir unterwegs abhanden gekommen." Aber diese Stunde, — die allerdings für meinen äußeren Menschen vom größten Vorteil wurde und zugleich auch für den Reimser Cohn, — brauchte gar nicht abzulaufen, um den späteren preußischen Kriegsminister von der Identität meiner Wenigkeit zu überzeugen. Denn in diesem Augenblicke trat Moltke aus dem Generalstabsgebäude, überflog meine Gestalt mit freudigem Augenblitz, eilte auf mich zu in den Hof, drückte mir beide Hände und rief: „Ah, da sind Sie endlich wohlbehalten angelangt, Herr Kollege Blum, ich fürchtete schon, die Franktireurs in den Argonnen hätten Sie abgefangen! Nun bleiben Sie aber bei uns und essen vor Allem bei mir zu Mittag."

Ich dankte ihm herzlich und erklärte, ich würde sehr gern längere Zeit im Großen Hauptquartier bleiben und hätte auch reichlich Mittel zu meiner Selbstverpflegung von der bekannten Zeitschrift „Daheim" erhalten, die gern Berichte von mir aus Frankreich bringen möchte, aber man könne sich in dem ausgesogenen Lande ja gar keine Lebensmittel kaufen und kein Quartier finden. „O, dem will ich rasch abhelfen, Herr Kollege!" rief Moltke sicher und fröhlich. „Sie werden vom Großen Generalstab fortan, so lange Sie bei uns bleiben können und wollen, als ‚Officier du Grand Quartier du Roi einquartiert

Digitized by Google

und erhalten Offiziersverpflegung für sich und ein Pferd."

Ich nahm freudigst an, erzählte Moltke rasch den Verlust meines Koffers und fragte ihn, ob er vielleicht wisse, wo ich mich in Reims sogleich mit einem neuen Anzug und etwas Wäsche versehen könne. „Da gebe ich Ihnen sofort meinen persönlichen Adjutanten Leutnant v. Burt mit, Herr Kollege, der weiß hier gut Bescheid und wird Ihnen dabei auch Ihr Quartier zeigen," rief Moltke liebenswürdigst und eilte ins Haus zurück, um den Genannten zu rufen, den Stiefbruder von Moltkes Gattin, der seit seinem dreizehnten Jahr (von 1851 an) wie ein Sohn in Moltkes Heim gehalten worden war.

Er war ein sehr liebenswürdiger junger Offizier, nur drei Jahre älter als ich, und ich begegnete ihm später noch sehr oft. Ich mußte lachen, mit welchem Sachverständnis er hier in Reims Anzug und Wäsche für mich aussuchte und um den Preis feilschte. Dann ließ er meine Habchen und Babchen „nach meinem Quartier" schaffen, zu dem er mich freundlichst auch noch begleitete. Ich war höchst erstaunt, in das elegante, von den Besitzern natürlich fluchtweise verlassene Heim der berühmten Champagner-Millionärin Veuve Clicquot-Ponsardin geführt und hier als einziger Zwangsgast und „Officier du Grand Quartier du Roi" einquartiert zu werden. Da ich in Zivil erschien und fließend französisch sprach, so nahmen mich Hausmeister und Haushälterin recht gut und freundlich auf.

Ich kleidete mich in meinem schönen Zimmer rasch um und begleitete dann, auf Moltkes Anordnung, dessen jungen Stiefschwager wieder zum Großen Generalstab in der Rue du Marc Nr. 9. „Nun, Herr Doktor, werden Sie sehen, was Sie uns gebracht haben", sagte Leutnant v. Burt, geheimnisvoll lächelnd, indem er mich in das sehr bescheidene Beratungszimmer des Großen Generalstabs führte. Hier sah ich Erstaunliches. Eine der von mir gebrachten großen Kisten stand geöffnet am Boden. Sie enthielt dicke Rollen von sehr starkem Papier, von denen jede die ganze Länge der Kiste einnahm. Eine dieser Rollen aber war der Kiste enthoben, aufgerollt, mit Malstiften an die größte Wand des Zimmers geheftet worden und ward nun von Moltke und den hervorragendsten Offizieren seines Großen Generalstabs freudig betrachtet. Es war eine über mannshohe Karte von Paris und Umgegend, ein Meisterstück naturtreuer, plastisch-greifbarer

Digitized by Google

Darstellung, wie Moltke sie liebte und früher in Fülle selbst geschaffen hatte.

Die Karten waren, wie ich später erfuhr, beim plötzlichen Kriegsausbruch noch nicht fertig gewesen und mußten, sobald sie vollendet waren, — namentlich nach dem Abfangen zweier Königskuriere im Bereich der Festung Verdun, — durch eine Persönlichkeit nach Frankreich befördert werden, die sorgfältig und umsichtig diesem Ziel zustrebte und, wenn sie in Feindeshand fiel, ihrer ganzen bürgerlichen Stellung nach den Verdacht entwaffnete, wissentlich Kriegskontrebande eingeschmuggelt zu haben. Ich war sehr stolz darauf, daß man mich hierzu auserwählt hatte. — Die französischen Generalstabskarten von Paris und Umgegend, deren eine ich mir später in Versailles kaufte und noch besitze, wären für die Offiziere und Mannschaften unserer Belagerungsarmee vor Paris völlig unbrauchbar gewesen. Es ist ein ganz stümperhaftes Werk, das von zeichnerischen Unrichtigkeiten wimmelt, z. B. Waldparzellen hinsetzt, wo sie nicht sind, und wegläßt, wo sie sich befinden, und das ich nie ohne Heiterkeit betrachten konnte, wenn ich in den Umgebungen von Paris ging oder fuhr.

Das Mittagessen bei Moltke begann am 13. September 1870 in Reims um 5 Uhr nachmittags. Moltke hatte gerade sich gegenüber das Kouvert für mich auflegen lassen. Rechts von mir saß der Oberstleutnant (spätere General und preußische Kriegsminister) Verdy du Vernois; zu meiner Linken der noch junge freundliche Major (jetzt General) Blume; neben Moltke links Bronsart v. Schellendorf, rechts v. Brandenstein, der treffliche und unermüdliche Leiter des deutschen Etappenwesens. Von den übrigen Tafelgenossen nenne ich nur die berühmtesten: Moltkes Vertrauten, den Rheinländer Oberst (jetzt General) Le Clerc und den trefflichen Organisator des deutschen Feldeisenbahnwesens Rühnel. — Die bei Tafel geführten Gespräche habe ich damals sofort im „Daheim" veröffentlicht.*) Sie erregten ungeheures Aufsehen, denn sie durchleuchteten eben erst vollendete Kriegstaten mit Moltke'schem Geist und weissagten aus seinem Munde andere wichtige Kriegsereignisse, die dann auch eintraten, wie den baldigen Fall von Straßburg, Metz usw.

Nach der Tafel reichten Moltke und seine hohen Offiziere mir herzlich die Hand. Ich meinte, es sei das Zeichen meiner Verab-

*) S. „Daheim" 1870 u. meine S. 272 angeführten Werke.

Digitized by Google

schiedung, da sie miteinander aus dem Hotel, wo wir gespeist hatten, weggingen, schon Nachtdunkel über der Stadt lag, und ihnen nach der harten Tagesarbeit nun wahrlich Ruhe zu gönnen war. Ich schlug dem Major Blume daher ein Café vor. Er aber erwiderte lächelnd: „Jetzt? Sie wollten ja Ihre Legitimation auf dem Generalstab holen. Begleiten Sie uns doch. Jetzt beginnt erst unsere Arbeit." — Ich folgte verwundert. Als wir das Beratungszimmer des Generalstabs erreichten, in dem am Morgen die von mir überbrachte Karte von Paris gehangen hatte, saßen alle Offiziere des Großen Generalstabs der deutschen Heere, unter Moltkes Vorsitz, um einen viereckigen, höchst schmucklosen langen Tisch, auf dem zwei Stearinlichter und eine Unschlittkerze, die ohne Leuchter einfach auf den Tisch geklebt waren, ein verdächtiges Zwielicht verbreiteten. Die Herren schienen diese Art von Beleuchtung gewohnt. Und in der Tat erfuhr ich später, daß König Wilhelm, als er am Abend der Schlacht von St. Privat-Gravelotte (18. August 1870) in Rézonville vor Metz unerwartet in das gleich brillant erleuchtete Beratungszimmer des Generalstabs getreten war, am andern Morgen sagte: „Er habe geglaubt, in eine Räuberhöhle geraten zu sein."

Natürlich entfernte ich mich aus dem Beratungszimmer, sowie ich meine Legitimation erhalten hatte. Nach dieser war mir „gestattet, mich im Bereiche der operierenden Armeen aufzuhalten, nötigenfalls auch die äußersten Vorposten zu überschreiten", und wurden „alle Behörden ersucht, mir dabei keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen." Vor meinem Abschied wurde mir noch eröffnet, daß das Große Hauptquartier morgen wahrscheinlich schon sehr früh von Reims gegen Château-Thierry abrücken werde. Ich solle mir daher mein Frühstück schon auf früh 5 Uhr bestellen und vorher packen. Meine Beförderung nach Château-Thierry werde in einem bequemen Zweispänner des Großen Generalstabs erfolgen, der mich vor meinem Quartier abholen werde, und in Begleitung von zwei Geheimen Oberpostsekretären.

Bei Veuve Cliquot-Ponsardins wars sehr mollig, das Bett vorzüglich und mein Frühstück am andern Morgen um fünf Uhr tadellos bereitet. Zu meinem Erstaunen war dabei auch eine große Flasche echtesten Veuve-Cliquot-Champagners aufgestellt. Meine Bemerkung, daß ich so früh natürlich nichts als Kaffee tränke, und da mein Wagen jeden An-

Digitized by Google

genblick vorfahren könne, auch nicht in die Lage kommen werde, die herrliche Flasche noch zu leeren, erwiderte die Haushälterin freundlich mit den Worten: dann werde sie sich erlauben, mir die Flasche nebst einem guten, kalten Frühstück für unterwegs einzupacken.

Kurze Zeit nachher fuhr in der Tat „mein" Wagen vor, und die Haushälterin überreichte mir die Flasche und ein ansehnliches Frühstück in trefflicher Verpackung. Ich schob diese Stärkungsmittel in eine weite, tiefe und weiche Seitentasche, die an dem aufgeklappten Wagenverdeck zur Linken meines Polstereckſitzes etwa in der Höhe meines Kopfes angebracht war. Beim Sitzen konnte man nichts von meinen verborgenen Vorräten gewahren. Der Kutscher holte dann die beiden Geheimen Oberpoſträte, die mit mir fahren sollten, beim Generalpostamt ab, wo mich Generalpostmeister Dr. Stephan ihnen vorstellte. Dann ſetzte ſich unſer Wagen, der unter dem aufgeklappten Verdeck drei bequeme Polstersitze nebeneinander hatte, mit dem ganzen Großen Hauptquartier in eilige Bewegung gegen Château-Thierry zu. Meine beiden geheimrätlichen Wagengenossen, — die später „Exzellenzen" wurden, — kamen sofort mit mir in lebhaftes Gespräch und konnten nicht genug von den lustigen Schnurren hören, die ich ihnen aus meinem Leben, meiner Verteidigerpraxis, aus Reichstag und Zollparlament erzählte. Dann zog ich aber sehr nachdenklich die Uhr und sagte ernsthaft, beim sausenden Trabe unserer Rosse: „Meine verehrten Herren Geheimräte, jetzt ist es fast schon zehn Uhr. Da sollten wir doch baldigst eine Flasche Veuve Cliquot trinken und etwas Gutes dazu frühstücken."

Die beiden Herren lächelten schwermütig, und das ältere Semester von ihnen sagte: „Herr Dr. Blum, ich fürchte sehr, das ist der schlechteste Witz, den Sie heute Morgen gemacht haben!" Die andere postale Geheimrätigkeit nickte dazu betrübt. — „Nun, ohne meinen übrigen Witzen irgendwie zu nahe zu treten," erwiderte ich lachend, „möchte ich Sie nun einladen, meine sehr verehrten Herren Geheimräte, selbst zu entscheiden, ob nicht der letzte von mir verbrochene Witz der beste ist?" Dabei zog ich die allerechteste Flasche Veuve Cliquot und das lukullische Frühstück ihres Hauses, — herrliches Weißbrot, Geflügelpastete, Schinken, eine große Büchse Sardinen usw., — aus dem Versteck und bat ganz submissest, zuzulangen. Die obersten Stützen der deutschen Post lachten nun allerdings so fröhlich, wie sie an diesem Morgen noch nicht gelacht

Digitized by Google

hatten, zumal als sie hörten, daß wir die bevorstehenden gemeinsamen Genüsse der genialen Taktik Moltkes dankten, der mich auf Gedeih und Verderb bei der Veuve Cliquot-Ponsardin in Reims einquartiert habe. Ich holte dann aus einem Lederetui noch meinen Kristallbecher und aus diesem, in Leder eingewickelt, ein Eßbesteck nebst Messer und Korkzieher, löste die Drähte der Flasche, und das Symposion nahm seinen fröhlichen Verlauf.

Am Abend dieses Tages erreichten wir Château-Thierry, und hier quartierte mich Moltke ebenso trefflich ein wie in Reims, in einem vor uns Barbaren von den Insassen nämlich gleichfalls durch die Flucht nach dem unschuldigen Paris geräumten Frauenstift. Veuve Cliquots gab es hier freilich nicht, aber doch rechtschaffenen Burgunder „und anderweitige gute Verpflegung", wie der Bediente Karl Buttervogel in Immermanns „Münchhausen" so schön sagt. Am folgenden Tage, dem 15. September, gelangte das Große Hauptquartier zu viertägigem Aufenthalt bis Meaux an der Marne, der alten berühmten Bischofsstadt Bossuets, und hier verschaffte mir Moltke auf meine Bitte Quartier bei einem Kollegen, dem liebenswürdigen avocat & avoué Pelletier, da unser Beruf und unsere Wissenschaft bei den gemeinsamen Mahlzeiten usw. eine Fülle neutralen Gesprächsstoffes bot, ohne daß wir das uns Trennende, den Krieg, berühren mußten.

In Meaux begegnete ich nun Moltke täglich, und stets hatte er die Huld, mich anzureden. Ein einziges Mal sprach ich selbst ihn an, am 16. September. Da wartete ich auf ihn vor dem Gebäude des Großen Generalstabs, und als er nach einer Beratung heraustrat, schritt ich auf ihn zu und fragte ihn, ob es wahr sei, daß die Sachsen (das 12. Deutsche Armeekorps) heute in der Nähe von Meaux durchmarschierten. „Warum wollen Sie das wissen?" fragte er mit humorvoller Strenge, als hege er den furchtbaren Verdacht, ich könne das tiefe Geheimnis an Frankreich verraten. — „Mein jüngster Bruder Alfred ist Offizier beim 103. Regiment. Bei Sedan erhielt er das Eiserne Kreuz," erwiderte ich. „Wenn es möglich wäre, möchte ich ihn gern aufsuchen, wiedersehen!" — „Bei welchem Bataillon, welcher Compagnie steht Ihr Bruder?" — Ich nannte die Zahlen und fügte hinzu, daß mein Bruder, da wir alle geläufig französisch sprächen, meist als Quartiermacher verwendet werde. — Darauf erwiderte der große Feldherr ohne Besinnen: „Der Stab des 103. Regiments rückt heute Mittag da und da ein. Das Bataillon Ihres Bruders liegt von da

Digitized by Google

bis da. Da Ihr Bruder Quartiermacher ist, wird er wahrscheinlich nachmittags gegen 4 Uhr in der Höhe von Trocy, drei bis vier Wegstunden von hier eintreffen." Man bedenke, was diese Antwort besagen will! Damals waren, außer dem badischen Armeekorps vor Straßburg und der Belagerungsarmee von Metz, alle deutschen Regimenter in fortwährendem Anmarsch gegen Paris, — und Moltke vermochte sofort aus dem Kopfe, als ob er auf ein offenes Schachbrett blicke, zu sagen, um welche Tagesstunde jedes Bataillon dieses ungeheuren Heerkörpers da oder dort eintreffen werde!

Der Feldherr tat aber noch mehr. Er fügte hinzu: „Die Sachsen haben morgen Ruhetag. Sie sind sehr angestrengt seit Sedan marschiert und haben in diesen 14 Tagen nichts wie Rindfleisch gegessen. Sie werden Ihrem Bruder einen Gefallen erweisen, wenn Sie ihm für morgen Urlaub auswirken, ihn hierher nach Meaux führen und einmal ordentlich im Hotel des Trois Rois zu Mittag essen lassen. Gehen Sie sofort auf die Mairie" (Bürgermeisterei) „und sagen Sie dort, ich requirierte für Sie einen Landauer nach Trocy — der Kutscher muß die Nacht oben bleiben, Sie und Ihren Bruder morgen hierherbringen und wieder zurückfahren. Der Vicemaire Modeste ist ein liebenswürdiger Mann, der sogar Ihren Lehrer Roscher studiert hat."

Das Alles wußte der große Feldherr und Alles stimmte aufs Haar. Der Vicemaire war entzückt, einen Schüler von Roscher vor sich zu sehen, der nichts begehrte, als einen Landauer auf zwei Tage. Ich unterrichtete nun bloß noch rasch meinen Quartierwirt über den Grund meiner Abwesenheit und davon, daß ich ihm morgen Vormittag wahrscheinlich meinen Bruder vorstellen werde. Und dann rollte ich im schönsten Landauer der Bischofstadt Meaux zum nördlichen Tor hinaus und zwei bis drei Stunden später zog ich meinen Bruder in Trocy an mein Herz, nachdem sein Bursche ihn von dem frugalen Eierkuchen-Mittagessen durch die befremdliche Meldung aufgescheucht hatte: „Herr Leidnand, es is Sie e deitscher Civiliste da, der de Sie gerne schbrechen mechde." — „Wahrscheinlich wieder so ein verfl. . . . . Marketender!" erwiderte mein Bruder im Hause, noch ehe er mich sah. Dann aber wischte er sich den Schnauzbart mit der Serviette und stürzte mit dem Rufe: „Hans!" in meine Arme. Na ja, vom Marketender hatte man ja auch etwas an sich, nämlich Zigarren, nur wurden diese umsonst verabreicht. Das erzeugte eine hochgradige Aufregung. Alle Offiziere der Kompagnie saßen am Abend mit uns in

Digitized by Google

der „Bude" meines Bruders bei saurem Glühwein und pafften aus meinen Zigarren, und seinen Urlaub hatte mein Bruder sofort bewilligt erhalten. Die Nacht durch schlief ich neben ihm auf dem Fußboden. Am andern Morgen aber nahm ich ihn mit nach Meaux. Mein Quartierwirt setzte uns ein gutes warmes Frühstück vor. Dann ging es zu einem noch besseren großen französischen Mittagessen in den trois Rois. Als auch dort das Menü ziemlich heruntergegessen war, meinte mein armer Bruder: „Hans, nun würde ich mich freuen, wenn ich bald was zu essen kriegte." — „Ja, mein Lieber, hier sind wir nun ziemlich durch", erwiederte ich, „aber da oben über der Stadt ist eine verlassene Pepiniere (Feinobstgarten), da liegen hunderte der feinsten Birnen und Pfirsiche am Boden, dort kannst Du Dir den Nachtisch holen." Das tat er denn auch. Und vor der Heimfahrt nach Trocy kaufte ich ihm noch einen großen runden Käse (Fromage de Brie) und ein tüchtiges Weißbrod. Damit war er aber auch schon zum Viertel fertig, ehe wir vor Trocy uns trennten. Gottlob! ist er in allen Schlachten bis dahin und später vor Paris unversehrt geblieben! Den unvergeßlichen Tag dieses Wiedersehens aber danke ich noch heute unserem unvergeßlichen, edlen Feldmarschall Moltke!

Solche intime Begegnungen berichtete ich natürlich nicht an das „Daheim", wohl aber an meine Frau.*) Ich hatte ihr schon in der knappen und schweren Stunde, da ich am Nachmittag des 31. August nach dem Eintreffen der Depesche des Großen Generalstabes bis zu meiner Abreise nach Berlin bei den Meinen zu Hause verweilen konnte, erklärt: ich würde mich in Frankreich der deutschen Verwaltung zu jedem Dienst und zu jedem Amt zur Verfügung stellen, in dem ich mit meinen Kenntnissen und Erfahrungen unserm Vaterlande nützlich sein könne. Natürlich müsse ich dann, — bei längerer Dienstzeit während des Krieges, — dauernd im Reichsdienst, in Elsaß-Lothringen oder an der Universität Straßburg (für Strafrecht oder Staatsrecht) angestellt werden, da meine Anwaltspraxis sonst inzwischen ganz aufhören werde. Trotz des Ernstes der Abschiedsstunde hatte meine gute Frau über diese „Träume" gelacht, da gewiß kein preußischer Minister oder Militär daran denken werde, mir ein Amt zur Verfügung zu stellen, in dem ich auch nur Ellbogenbreite Raum für meinen starken Unabhängigkeitssinn haben werde.

*) S. meine S. 272 angeführten Werke.

Digitized by Google

Auf dem nassen Wege bis Reims waren auch bei mir diese „Träume" ganz verschwunden. Aber sie stellten sich sofort wieder ein, als ich das deutsche Hauptquartier erreicht und hier namentlich in meinem fast täglichen Verkehr mit dem Generalpostmeister Stephan zu erkennen Gelegenheit hatte, wie gut unsere deutsche Verwaltung in Frankreich die Kenntnisse würde verwerten können, über die ich durch Erziehung, Studien und Beruf verfügte. Hatte ich doch während meiner kurzen Besuche bei Stephan im Hauptfeldpostamt in Château-Thierry und Meaux, zur großen Freude der überbeschäftigten höchsten Beamten, reichlich vierzig Franzosen, die mit allerlei Anliegen hier an der unrichtigen Stelle sich drängten, mit meiner Kenntnis der Landessprache und des Landesrechtes in einer auch die französischen Bittsteller völlig befriedigenden und beruhigenden Weise beschieden und dadurch die Erneuerung ihrer störenden Besuche verhindert. Ja, bald sollte Bismarck selbst für die Verwirklichung dieser „Träume" eintreten!

Am 19. September verließ das Große Hauptquartier Meaux und teilte sich von da ab bis zum 5. Oktober, — wo es wieder vereint in Versailles einrückte, — in zwei „Staffeln". Der König mit Gefolge, das Bundeskanzleramt, das Kriegsministerium, der Große Generalstab usw. nahmen Wohnung in Rotschilds Schloß in Ferrières, wir übrigen, unter der Aegide des Prinzen Karl, des Bruders des Königs, in Lagny, etwa 2 Stunden nordöstlich von Ferrières. Ich wurde in Lagny in der kleinen Villa des Bankiers Anselme einquartiert und zwar allein. Anselme war natürlich nach Paris geflüchtet und hatte seinen Hausmeister, — einen Lothringer, — mit Familie in dürftigster Lage zurückgelassen. Ich übergab nun der Familie den Tagesbetrag meiner „Offiziersverpflegung" und ließ mir von ihr eine tüchtige Portion Fleisch oder Geflügel zu sehr anständigen Preisen zum Mittag- und Abendbrot liefern, — der Franzose bekam von den Landsleuten Dinge zu kaufen, die kein Deutscher zu sehen kriegte, — und überließ dann der Familie stets auch die Reste meiner Tagesmahlzeiten, von denen sie vergnügt lebte.

Drei württembergische Oberärzte, die anfangs „meiner" Villa gegenüber in einem zu einem Spital verwandelten Mädchenpensionat gewohnt hatten, nahmen mit meiner freudigen

Digitized by Google

Zustimmung auch in der Villa Anselme Wohnung und bildeten, sobald sie die fabelhaften Tafelfreuden meiner Imbisse kennen gelernt, mit Begeisterung einen Konsumverein mit mir, dessen Überschüsse die Hausmeisterfamilie Anselmes vollends sorgenfrei machten. Außerdem stand mir das Reitpferd des obersten dieser Tischgenossen täglich zu freiester Verfügung, da er zum Reiten doch keine Zeit hatte. Unsere Tafel galt nächst der des Prinzen Karl als die leckerste in Lagny, so daß mich einmal ein sächsischer Oberst, — als ich am jenseitigen Marneufer zu meinem Bruder gegen Le Vert Galant vor Paris reiten wollte, trotz meiner „Legitimation", — die mir ja den Ritt auch über unsere Vorposten hinaus verstattete, — in geheimnisvoller Weise festhielt, — „weil ich beim Weiterreiten in Franktireurfeuer geraten würde," — an seiner Seite in dem marschierenden Bataillon bis Pomponnes zurückreiten ließ und mir hier vor seinem Quartier schmunzelnd leise vertraute: „er möchte zu gern einmal wieder Gänsebraten essen und habe gehört, daß ich allein diesen Braten in Lagny auftreiben könne. Deshalb habe er mich gleich mit zurückgenommen, damit ich nachher zu Hause sei, wenn er seine Ordonnanz schicke, um die Gans abholen zu lassen." Aus meinem überraschenden Besuche bei meinem Bruder Alfred wurde also nichts. Dagegen konnte ich dem Landsmann den ersehnten Gänsebraten liefern.

Dieser Ruf meiner Fähigkeit, die Franzosen „einzuwickeln", drang durch den mir von Leipzig her (s. o. S. 258) bekannten Privatsekretär Bismarcks, Dr. Moritz Busch, auch zum Bundeskanzler, und dieser mochte sich von dieser Fähigkeit in einem größeren Wirkungskreise noch erheblichere Leistungen versprechen als die, einem sächsischen Obersten wieder zu einem lange entbehrten Gänsebraten zu verhelfen. Denn schon bei meinem ersten Besuche in Ferrières, am 23. September, sagte mir Dr. Busch: Der Kanzler entbehre unter den deutschen Juristen, die für die deutsche Verwaltung der von uns besetzten und bis zum Frieden festzuhaltenden französischen Landesteile verwendbar seien, schmerzlich solche, die der französischen Sprache und Schrift vollkommen mächtig seien. Busch glaubte, ich würde Bismarck erfreuen, wenn ich mich ihm zu beliebiger Verfügung stelle. Ich würde dann wahrscheinlich die Souspräfektur oder Präfektur in Melun oder Fontainebleau erhalten. Ich tat das am 24. September und schrieb darüber am nämlichen Tage an meine liebe Frau:

Digitized by Google

„Ich habe heute einen wichtigen Schritt getan, den ich leider nicht mit Dir habe beraten können, der aber seit Reims Tag und Nacht in mir gereift und von allen Seiten erwogen ist. Ich habe mich Bismarck für die Verwaltung der von uns besetzten französischen Landesteile und der Grenzlande, die uns der Sieg bringen wird, zur Verfügung gestellt. Ich habe dabei wenigstens die Beruhigung, daß der Gegenstand schon zwischen uns besprochen worden ist, und Du und Mama andere Einwendungen nicht hattet, als die Furcht vor meiner Abhängigkeit. Aber diese gerade ist nicht vorhanden. Ein Souspräfekt in Frankreich, auch im Elsaß und Lothringen, ist ein König in seinem Bezirk, und zudem darf ich hoffen, schnell zu steigen, wenn sie sehen, was ich leiste. Das weit größere Bedenken war für mich Eure sichere Existenz, die Aufopferung meines bisherigen Lebenserwerbs und Berufs, Leipzigs, die Übersiedelung in ein fremdes Land, ohne deutsche Schulen und Ärzte. Aber für deutsche Schulen und Ärzte wird schon gesorgt sein, ehe Ihr nachkommt und wir sie für uns brauchen. Und was die Sicherheit der neuen Lebensstellung anlangt, so habe ich Bismarck geschrieben, daß ich meinerseits die Bedingung stellen müsse, daß meine Familie durch die Veränderung in keiner Weise gefährdet sei, und durch eine dauernde Anstellung mir der Verzicht auf eine selbsterworbene und befriedigende Praxis ermöglicht werde. Die Vorteile der Stellung für uns und unsere Kinder: die mildere Luft, die Nähe von Rheinfelden, der Anspruch auf Pension, die Sicherheit der Einkünfte, sind schwerwiegend. Andrerseits weiß ich, daß ich meinem Lande auch einen Dienst damit erweise. Die Juristen, die der französischen Sprache vollkommen mächtig sind, sind selten.

„Das also habe ich Bismarck heute geschrieben. Ich weiß noch nicht, wie er sich entscheidet. Ich habe ihn um eine Unterredung gebeten, in der ich ihm meine durch unsere Verhältnisse gebotenen Ansprüche klar und ohne Rückhalt vortragen werde. Erst wenn er diese zusagt, kannst Du der Sache Entscheidung beimessen. Ich werde Dir natürlich sofort schreiben, auch meine Rückkehr nach Leipzig zur Vorbereitung Eurer bezw. unserer gemeinsamen Übersiedelung zur Bedingung machen. Im Übrigen weißt Du, daß Bismarck mich persönlich lieb hat und schon deshalb mich und mein Anerbieten gewiß nicht mißdeuten wird. Einstweilen, bis die Entscheidung erfolgt ist, müßt Ihr natürlich über die Sache strenges Stillschweigen beobachten. Denn wenn mir nicht vollkommen

Digitized by Google

passende Bedingungen gestellt werden, kehre ich ruhig in meine Praxis zurück."

Mein Schreiben vom 24. September sandte ich durch die Feldpost an Bismarck, und darauf hielt schon am 26. mein Reichstagskollege von Brauchitsch, der Schwiegersohn des Kriegsministers v. Roon, beritten vor „meiner" Villa in Lagny, eilte auf mein Zimmer und sagte mir: Graf Bismarck lasse mich durch den Grafen Hatzfeld (späteren deutschen Botschafter in London) ersuchen, sogleich nach Ferrières zu reiten, und mit dem Kanzler über meinen Brief zu verhandeln. Brauchitsch ritt sofort wieder zurück, um mich anzumelden. Ich jagte nach, sobald mein Roß gesattelt war. In dem breiten Laubgange vor dem Rothschild'schen Schlosse erblickte ich den Kriegsminister von Roon, der dort zu lustwandeln schien. Ich zog den Hut vor ihm und wollte im Schritt an ihm vorüberreiten, da rief er gebieterisch: „Halt!" Aber sein Mund und Auge verrieten, daß es nicht so ernst gemeint sei. Roon hatte wunderschöne Augen, und wenn er etwas Schalkhaftes dachte oder sagte, so leuchteten sie in wahrhaft kindlich-harmloser Freude. „Wie kommen Sie denn nach Frankreich und gar hierher?" rief er, scheinbar grimmig, während seine Augen lustig sprühten. „Ich hatte Ihnen doch aufs strengste verboten, den Kriegspfad zu betreten." — „Tut mir leid, Exzellenz", entgegnete ich, „aber ich bin hier auf Befehl Sr. Exzellenz des Herrn Bundeskanzlers Grafen Bismarck." — „Weiß schon, weiß schon, Brauchitsch hat mirs gesagt", rief er gütig, mir die Hand reichend. „Viel Glück auf den Weg!"

„Viel Glück" hatte ich auf diesem Wege nun ja gerade nicht. Graf Hatzfeld empfing mich in seiner steifen, zugeknöpften Weise und sagte mir nur: der Herr Bundeskanzler könne mich heute nicht verlassen, da er soeben von Sr. Majestät zu längerem Vortrag befohlen sei und nachher wichtigere Geschäfte zu erledigen habe. — Jules Favre war damals bekanntlich bis zum 20. September öfter nach Ferrières gekommen*), und nachdem sich die ersten Verhandlungen zwischen ihm und Bismarck zerschlagen, hatte der Bundeskanzler einerseits mit Widerlegung der schönen pathetischen Erlasse der Pariser „Regierung der nationalen Verteidigung" und andrerseits gleichzeitig mit kräftiger Vorbereitung des Bombardements von Paris reichlich zu tun. Ich verübelte es daher

*) S. meine S. 272 angeführten Werke.

Digitized by Google

dem verehrten Staatsmann durchaus nicht, daß dieser mir durch den Grafen Hatzfeld weiter sagen ließ: er werde mir die nächste Audienz bestimmen. Ich teilte diese Vorgänge am 28. meiner Frau mit und schrieb ihr dazu: „Ich warte bis zur Stunde vergeblich auf Anberaumung der Audienz, die indessen nächstens sicher stattfindet." Am 1. Oktober berichtete ich ihr weiter:

„Ich bin gestern nach Ferrières gefahren, da mir Graf Hatzfeld die langerwartete Stunde zur Audienz bei Bismarck immer nicht ansagen ließ, und habe in Ferrières erfahren, — was ich mir dachte, — daß Bismarck auf drei bis vier Stunden voraus niemals eine Audienz ansetzen kann. Leider war der Kanzler wieder zu sehr beschäftigt, um mich selbst zu sprechen, wies mich aber an den Grafen Hatzfeld, den er mit Instruktion versehen habe, und ließ mich zuerst durch seinen Kammerdiener, und dann noch durch seinen Vetter, den Grafen von Bismarck-Bohlen, zu seiner Tafel laden. Er hoffe zuversichtlich, — wie auch alle seine Räte meinten, — wenigstens noch gegen Ende der Tafel zu uns kommen zu können. Aber da gestern der Geburtstag der Königin Augusta war, so dauerte die königliche Tafel länger, und ich konnte also nur Hatzfeld sprechen (vor der Tafel), bei Tafel dann alle Räte des Kanzlers.

„Der Gang meines Gesprächs mit Hatzfeld war kurz der: Er fragte mich, ob er meinen Brief recht verstehe, ich wolle eine Anstellung? — Ich erwiderte ihm, daß ich mich dem Kanzler zur Verfügung gestellt habe, nicht um einer Stelle willen, — denn die hätte ich mir, wie schon aus meinem Briefe hervorgehe, zu meiner Zufriedenheit in Leipzig selbst geschaffen, — sondern um Deutschland Dienste zu leisten. — Darauf er: er fasse das auch so auf (?). Das lasse sich nur durch Anstellung verwirklichen, und diese Stellen, — die Verwaltung in den occupierten Landesteilen Frankreichs, — verteilten sich in Reims. Er wolle mir daher einen Brief an den dortigen Zivilgouverneur mitgeben und mich demselben empfehlen.

„Ich entgegnete, daß ich mit Vergnügen seinen Anordnungen nachkommen werde, sobald mir die Zusicherung gegeben sei, daß meine Anstellung eine dauernde sein werde. Sei hierzu die Reimser Behörde zuständig, so werde ich nach Reims gehen. Wo nicht, müsse ich bitten, mir diese Garantie zuvor zu geben. Ich fügte, als der Graf sich offenbar ohne Instruktion für diese Details fühlte,

Digitized by Google

hinzu: er möge mir das nicht als Anmaßung auslegen. Ich hätte bereits in meinem Brief an Bismarck ohne Hehl erklärt, daß meine Familie von meiner Arbeit abhänge. Ich könne meinen Beruf nicht aufgeben, um Experimente zu machen und dann vielleicht nach einem Jahre mit meiner Praxis neu anzufangen. Wenn bisher nur sehr reiche Leute sich dem Deutschen Staat in Frankreich zur Verfügung gestellt hätten, so bestehe die patriotische Seite meines Anerbietens in dem freiwilligen Verzicht auf eine nicht unangenehme Existenz, auf eine reichgebildete, vielseitige deutsche Stadt usw. So weit müsse ich aber Egoist sein, daß ich eine Stellung, die meine Familie bisher vollkommen sorgenlos gemacht und erhalten habe, auch nur gegen eine gleichartige dauernde eintausche.

„Er erwiderte darauf etwas wärmer, daß er diese Sorge meinerseits nicht nur erklärlich, sondern auch vollkommen gerecht und anerkennenswert finde. Ob ich also eine dauernde Stellung in Elsaß-Lothringen gleich jetzt beanspruche? — Ich erklärte darauf: ich hätte mich dem Herrn Bundeskanzler unbedingt für die deutsche Verwaltung in Frankreich zur Verfügung gestellt, und es liege mir fern, Vorschriften über die Art und Weise meiner Verwendung zu machen, vorausgesetzt, daß diese meiner Bildung entspreche und mir Selbständigkeit gewähre. Halte der Herr Bundeskanzler meine Tätigkeit in den nur zeitweise okkupierten französischen Landesteilen für wichtiger und ersprießlicher, so werde ich mich gern derselben unterziehen.

„Aber die dauernde Anstellung müsse ich dann allerdings in Elsaß oder Lothringen für später erbitten und darüber im voraus sichere Zusage haben.

„Graf Hatzfeld erklärte darauf: daß die Aussetzung solcher Stellen allerdings in Bismarcks Hand allein liege", — wir werden sofort erkennen, daß er auch darin irrte oder seine Instruktion vergessen hatte. — „Er werde daher dem Minister meine Wünsche genau vortragen und bitte mich, wiederzuerscheinen. Ich werde morgen, Sonntag, wieder hingehen."

Von diesem entscheidenden letzten Besuch in Ferrières in derselben Angelegenheit berichtete ich meiner Frau noch am 2. Oktober kurz:

„Meine Unterhandlungen mit Bismarck sind nach meiner heutigen Unterredung mit dem sehr liebenswürdigen, offenen und freundlichen Herrn von Keudell so gut

Digitized by Google

als gescheitert zu betrachten, denn die Garantie und Stellung, die ich verlange, können sie nicht gut gewähren. Ich bin so zu sagen froh darüber, denn Leipzig war mir nie so lieb, als da ich es aufgeben sollte."

Die genauere Mitteilung der Worte Keudells, dem ich schon auf Bismarcks parlamentarischen Abenden in Berlin näher getreten war, wollte ich einem Briefe, der in viele Hände kam, nicht anvertrauen. Keudell, einer der Vertrautesten, die Bismarck unter seinen Räten und Mitarbeitern besessen, sprach mir aus, wie sehr der Kanzler sich über mein Anerbieten gefreut habe und wie gern er ihm entspräche. Dann sagte er wörtlich: „Graf Bismarck findet Ihre Bedingungen durchaus gerechtfertigt. Er ist auch bereit, jeden Wechsel für Sie auszustellen, aber die Frage ist nur die, ob Graf Eulenburg, — der zur Zeit die dauernden Stellen in Elsaß-Lothringen zu vergeben hat, — diesen Wechsel akzeptieren würde."

„Oh, wenn Graf Eulenburg in die Sache mit hineinzureden hat", rief ich, „dann mag mir Graf Bismarck nicht verübeln, wenn ich mein Anerbieten ganz zurückziehe."

„Recht so", versetzte Keudell lächelnd, und er deutete an, daß er und selbst Bismarck sich auch nicht anders entscheiden würden, wenn sie den Grafen Eulenburg zum Vorgesetzten beschert erhielten.

„Gott sei Dank, daß sich die Sache zerschlagen hat!" schrieb meine gute Frau beim Zerfließen dieser „Träume".

Fünftes Kapitel.

Das Jahr 1870. In Versailles, Oktober und November. Heimreise. Letzte Reichstagssession: Kaiser und Reich.

Vom 5. Oktober 1870 an war das Große Hauptquartier in Versailles wieder vollständig vereint. Hier dankte ich Moltke ein treffliches Quartier im Hause meines Kollegen, des avocat et avoué Ducrot, Place Hoche Nr. 8. Ich

war hier, wie immer, der einzige Quartiergast, während meines ganzen einmonatigen Aufenthaltes in Versailles, lieferte meine Offiziersverpflegung in die Küche meines Quartiergebers, ermöglichte ihm den Briefwechsel mit seiner nach Südfrankreich geflüchteten Gattin nebst Kindern durch meinen Schwager in Rheinfelden, und trat zu ihm dadurch in wirklich freundschaftliche Beziehungen.

Moltke sah und sprach ich nun wieder fast täglich und zwar sowohl in Versailles selbst, als auch in den malerischen Umgebungen von Paris, einmal auch im Granatfeuer während des Ausfalls der Pariser Besatzung bei Rueil und La Jonchère am 21. Oktober 1870, und seinen Stiefschwager und persönlichen Adjutanten v. Burt schon vorher im Granatfeuer auf der Höhe von Bellevue über Sèvres an der Seine.

Die Möglichkeit meiner Begegnung mit Moltke auch außerhalb Versailles war dadurch hergestellt, daß ich mir gemeinsam mit einem englischen und amerikanischen Zeitungskorrespondenten in Versailles von einem deutschen Truppenteil ein diesem überflüssiges, bei Sedan erbeutetes Roß, einen ausrangierten französischen Artilleriegaul, Halbpercheron, und einen vierspännigen Omnibus, beide zusammen für 75 Franken (60 Mark), — man denke, welch ungeheurer Preis! — käuflich erschwungen hatte. Moltke requirierte mir einen feinen Stall für mein Leibtier. Der Amerikaner, der den Sezessionskrieg gegen die Südstaaten mitgemacht, kutschierte und fütterte. Ich lieferte aus meiner „Offiziersverpflegung" die Pferderationen. Der feine Engländer mußte das edle Tier putzen. So fuhren wir denn fast täglich seelenvergnügt in die Umgebungen von Paris hinein und auf Grund meiner „Legitimation" sehr häufig auch „über die äußersten Vorposten hinaus", so daß wir, wie bemerkt, zweimal in Granatfeuer kamen. Das edle Tier wurde durch französische Schmeichelrufe, wie: „Allez la belle, allez cocotte!" zu den denkbar höchsten Pferdeleistungen angefeuert und begeistert, wenn es schlapp werden wollte.

Auf einem dieser Ausflüge hatte ich in Bougival an der Seine das verlassene Atelier des berühmten (10. Januar 1904 verstorbenen) Malers Gérôme entdeckt und etwa zwanzig höchst wertvolle Ölbilder und ebensoviele Studien und Skizzen von ihm aus einem Versteck gezogen, nach Versailles mitgenommen und bei dem Notar Ritchard an der Place Hoche für Gérôme hinterlegt. Das ge-

Digitized by Google

schah mit freudigster Zustimmung meines Kollegen und Quartierwirtes Ducrot, der beim plötzlichen Anblick der ganzen Bilderausstellung in meinem Zimmer gerufen hatte: „Mais c'est du Gérôme ca, c'est un million!" (Aber das sind Sachen von Gérôme, im Wert von einer Million!) Diese Schätzung war nicht so übertrieben, da für ein ziemlich kleines Bild von Gérôme schon 10,000 Franken gezahlt zu werden pflegten, und unter den von mir geretteten ein halbes Dutzend recht große waren. Ich sage „gerettet", weil der Turm des Ateliers von Gérôme in Bougival unsern Offizieren zum Ausguck diente und gerade unter den Kanonenschlünden des stärksten Forts von Paris, des Mont Valérien lag, die Bilder also jeden Augenblick in Brand geschossen werden konnten. In dem Notoriatsprotokoll hatte ich auch feststellen lassen, daß ich für mich aus Gérômes Atelier eine Malschachtel von unlackiertem Kirschbaumholz, — die andern waren alle von Ebenholz mit Silberbeschlägen, — einige Farben, Pinsel und etwas Malleinwand mitgenommen hätte, um in der Umgegend von Paris nach der Natur zu malen, da ich diese Sachen in Versailles vergeblich zu kaufen versucht habe, daß ich aber alles Herrn Gérôme in Natur zurückgeben wolle, sobald er mich darum ersuche und mir den Empfang seiner geretteten Bilder anzeige, die der Notar ihm sogleich nach Einstellung der Feindseligkeiten dieses Krieges ausliefern solle. Da ich dann lange nach Abschluß des Frankfurter Friedens von 1871 keine Zeile von Gérôme oder Notar Ritchard erhielt, so schrieb ich an meinen Zollparlamentskollegen von 1868 bis 1870, unsern damaligen deutschen Botschafter in Paris, den Fürsten Hohenlohe (den späteren Reichskanzler), er möge doch gütig nachforschen, ob Gérôme seine wertvollen Bilder zurückerhalten habe und die wertlosen von mir mitgenommenen Malsachen wieder zu haben wünsche? Darauf antwortete mir Fürst Hohenlohe umgehend: Gérôme habe die Bilder wieder erhalten, sage aber, sie seien auf Befehl des deutschen Kronprinzen geborgen worden! Der ihm unbekannte Dr. Blum war dem berühmten Franzosen offenbar zu unbedeutend, auch die unlackierte Malschachtel, die ich heute noch besitze.

Am Tage nach der Rettung dieser Bilder fuhren wir drei in unserm Omnibus von Bougival die steilen rauhen Wege durch die Weinberge hinauf, um eine recht weite, schöne Aussicht zu haben, und fuhren dann ebenso jäh und rauh gegen St. Germain-en-Laye hinab, wo ich malen wollte. Da brach uns bei einem furcht-

Digitized by Google

baren Wagenruck auf dem steilen Abhang die Deichsel. Unser Yankee flickte sie notdürftig mit Bindfaden, und nun hatten wir auch die bequeme, hier fast ebene Landstraße erreicht, die von Versailles nach St. Germain-en-Laye führt. Eben wie wir unsere Rosinante zu einem flotten Trab antreiben wollten, kam uns Moltke von St. Germain her zu Roß entgegen, entdeckte sofort den geflickten Bruch und rief mir lächelnd zu: „Herr Kollege, sehr elegant ist Ihr Deichselwerk nicht! Wo wollen Sie denn hin?"

„Nach St. Germain, Exzellenz, um dort zu malen."

„Malen, Herr Kollege?" rief er erstaunt. „Daß Sie lustige Karrikaturen zeichnen können, das habe ich ja an Ihren drolligen Köpfen unserer Reichstagskollegen Bebel, Liebknecht, des alten Welfen Ewald usw. mit Behagen gesehen. Aber malen? Wie und was denn?"

„In Öl, Exzellenz, Landschaften nach der Natur. Ich habe die edle Kunst in Bern 1861 gründlich erlernt und seither in Museen, namentlich aber nach der Natur freudig geübt, und möchte nun die ganze schöne Seinelandschaft von der hohen schattigen Baumterrasse des Hotel Henri Quatre in St. Germain aus in Öl malen."

„Ei der Tausend!" rief Moltke fröhlich. „Da müssen Sie mir aber gestatten, Herr Kollege, daß ich in einer oder zwei Stunden Ihrer Arbeit zuschaue."

O, wie wird mich das freuen, Exzellenz, wenn ein solcher Meister der Malkunst wie Sie, sich dazu herabläßt!" rief ich beglückt.

„Na, na, *μηδὲν ἔχαν* " (nichts zwiel)! rief er lachend, mit erhobenem Finger. „Also auf Wiedersehen!"

Damit ritt er davon, und ich machte mich, sobald wir St. Germain erreicht, mit besonderer Begeisterung und Sorgfalt an meine „Arbeit". Ich malte in der Tat die ganze reizvolle Landschaft vom Aquädukt von Marly und der Festung des Mont Valérien an mit dem vielgewundenen Silberband der Seine bis zur fernen Kirche von St. Denis und dem bläulichen Schattenriß des Montmartre im fernsten Hintergrunde. Ich war schon bis zum Vordergrund, dem letzten Stück meiner Arbeit, vorgeschritten, als Moltke hinter mich trat und mir lange beifällig zuschaute, bis ich Namenszug und Datum unter das vollendete Bild setzte, das ich noch besitze. Das Lob aus Moltkes Mund war mir das wertvollste, das jemals über ein Werk meines Pinsels ausgesprochen worden ist.

Digitized by Google

Natürlich bekam meine kleine Frau auch aus Versailles fast täglich Feldpostkarten oder-Briefe von mir. Zu ihrem Geburtstag am 25. Oktober sandte ich ihr prächtige blühende Rosen, die ich im Garten von Schloß Malmaison, dem einstigen Landsitz Richelieus und der Gemahlin Napoleons I. gepflückt hatte. Dazu Birnen von wunderbarer Größe und Feinheit, so recht was für die Schnäbelchen unsrer lieben Kleinen.

Anfang November war für mich aber doch die Zeit des Scheidens von Versailles und vom Großen Hauptquartier gekommen, aus einem doppelt dringenden Grunde. Denn erstens stand die Eröffnung des Reichstages in Kürze bevor, und ich wollte zuvor die Meinen in Leipzig wiedersehen und mein Geschäft auch für die Zeit meiner Abwesenheit in Berlin bestellen. Zweitens aber war mir in Versailles brieflich vom 1. Januar 1871 ab die Redaktion der Leipziger „Grenzboten" vom Verleger F. W. Grunow angetragen und von mir angenommen worden, so daß es nun galt, der berühmten Zeitschrift gleich vom Beginn meiner Redaktion an einen Kreis bedeutender neuer Mitarbeiter zu gewinnen, da die bisherigen Mitbesitzer der Zeitschrift, Gustav Freytag und Dr. Max Jordan, die Herausgabe einer Konkurrenz-Zeitschrift „Im neuen Reich" unter Alfred Doves Leitung planten und den größten Teil der alten Mitarbeiter der „Grenzboten" an sich gezogen hatten.

Mir war nicht zweifelhaft, daß Freytags neue Zeitschrift die intimen Beziehungen Freytags zu den kronprinzlichen Herrschaften durch eine gewisse Parteinahme für die Ansichten und Pläne dieser hohen Herrschaften gegenüber denen des Bundeskanzlers Grafen Bismarck zum Ausdruck bringen werde, was dann in der Tat auch geschah. Ich meinerseits stand in allen Fragen, die, — nach meinem zuverlässigen Wissen, — bis zu meiner Abreise aus Versailles zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Bismarck und den kronprinzlichen Herrschaften geführt hatten, durchaus auf der Seite des Bundeskanzlers. Ja, ich ärgerte mich grimmig über die hauptsächlich von diesen hohen Herrschaften und den ihnen anhängenden „Halbgöttern" des Generalstabes betriebene bisherige Verzögerung der Beschießung von Paris, über die zugleich phantastisch-unpraktischen und gewalttätigen Pläne des Kronprinzen bezüglich der Würde und staatsrechtlichen Stellung des künftigen Deutschen Kaisers und über seine Gegnerschaft zu Bismarck bei den Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten. Natürlich wußte ich damals noch bei

Digitized by Google

weitem nicht alles über die Schärfe und Tiefe dieser Gegensätze, was später bekannt wurde. Aber doch das Wesentliche, und diese Kenntnis befestigte in mir den durch meine dankbare Bewunderung der unvergleichlichen Staatskunst und lautersten nationalen Gesinnung Bismarcks schon allein ausreichend begründeten Entschluß: die „Grenzboten" unter meiner Leitung zu einem unverbrüchlich treuen Beistand seiner großen nationalen Politik zu machen.

Ich verließ Versailles auch nicht, ohne dem Kanzler von diesem Entschluß, den ich einfach als meine nationale Schuldigkeit bezeichnete, Kenntnis zu geben und ihn zu bitten, über das Blatt stets verfügen zu wollen, wenn er das Bedürfnis haben sollte, in einer vollkommen unabhängigen und in keiner Weise von oben unterstützten geachteten deutschen Wochenschrift, außerhalb der ihm zur Verfügung stehenden offiziösen Presse, seine Ansichten über irgend welche Zeitfragen der deutschen nationalen Politik zum Ausdruck zu bringen. Ich stattete ihm dadurch zugleich meinen Dank ab für sein hochherziges Anerbieten vom 25. Mai 1870: mir seinen ganzen Einfluß in der Presse zur Ehre des Andenkens meines Vaters zur Verfügung zu stellen. Und die Antworten der Herren, die ihm meine Erklärung hinterbracht hatten, ließen mir keinen Zweifel darüber, daß Bismarck sich über mein Erbieten gefreut habe und bei Gelegenheit davon Gebrauch machen werde.

Besonders wichtig erschien mir auch, namentlich für die ersten Jahre nach dem Kriege, einen allseitig gebildeten, zuverlässigen Berichterstatter über militärische Dinge für „die Grenzboten" zu erwerben. Ich wandte mich mit diesem Anliegen an Moltke und Roon, und beide empfahlen mir denselben Offizier im Großen Generalstab in Berlin.

Generalpostmeister Stephan aber bestimmte mir als Tag meiner Abreise von Versailles den 5. November mittags, da um diese Stunde der Kurier des Königs von Versailles abgehen sollte, der schneller reisen konnte und mußte als irgend ein Anderer, und durch Stephans Gunst durfte ich bis Nanteuil den Wagen des Kuriers mitbenutzen. Auf Moltkes Weisung ließ ich mir im Großen Generalstab in Versailles auch noch eine Karte geben, die mich berechtigte, bis Berlin alle Militärzüge in zweiter Klasse zu benützen. Bis zur deutschen Grenze gab es damals natürlich nur Militärzüge, und der Inhaber einer Mili-

Digitized by Google

tärzugskarte hatte kein Fahrgeld zu entrichten. Als diese Karte für mich ausgefertigt war, sagte mir Oberstleutnant Verdy du Vernois zu meinem großen Erstaunen: „Warum haben Sie denn während all dieser Wochen nicht täglich im Generalstab vorgesprochen, um sich bei uns Informationen für Ihre Berichte zu holen? Moltke hat das erwartet."

„Herr Oberstleutnant, ich habe ja gar nicht für Tageszeitungen geschrieben, sondern nur für eine Unterhaltungswochenschrift, das „Daheim". Mein tägliches Vorsprechen im Generalstab wäre mir geradezu unbescheiden erschienen," erwiderte ich. Aber diese Abschiedsworte Verdys gaben mir doch noch für viele Tage und Wochen zu denken. Ich machte mir nun selbst Vorwürfe, daß ich nicht unbescheidener gewesen sei. Eine der größten deutschen Zeitungen hatte mich um mindestens einen Brief täglich vom Großen Hauptquartier ersucht und mir für jeden Bericht von beliebiger Länge ein Honorar von 25 Talern (75 Mark) zugesagt. Ich hatte das Anerbieten rundweg abgelehnt. Wieviel hätte ich den Meinen verdienen, was alles für jene und für spätere Tage niederschreiben und aufbewahren können, wenn ich — dreister gewesen wäre!

Mit dem Kurier des Königs fuhr ich dann also am Mittag des 5. November von Versailles ab und heimwärts. Nachts zwei Uhr langten wir in Nanteuil an der Marne an, das der biedere Kurier hartnäckig „Nang-Duell" nannte. Hier begann nun schon die bis zur deutschen Grenze ununterbrochene Eisenbahnlinie, und da in den Gasthöfen der Stadt voraussichtlich doch kein Platz war und es galt, den ersten abfahrenden Frühzug zu benutzen, so übernachtete ich in einem Abteil zweiter Klasse dieses schon bereit stehenden Frühzuges.

Eben als sich der Zug nun am Morgen des 6. November in Bewegung setzte, stieg ein junger preußischer Hauptmann in mein Abteil ein und setzte sich neben mich. Er konnte nur drei oder vier Jahre älter sein als ich, und wir kamen sofort in ein lebhaftes Gespräch. Er zeigte sich so vielseitig gründlich gebildet und erörterte namentlich kriegswissenschaftliche Fragen mit einer Klarheit und Sicherheit, daß ich, — vorläufig ohne meinen Namen zu nennen, — ihn bat, die Berichterstattung über militärische Dinge für „die Grenzboten" zu übernehmen, die ich vom 1. Januar 1871 an leiten würde.

Digitized by Google

„Sowohl Moltke als Roon," fuhr ich fort, „haben mir nun zwar in Versailles hierfür beide denselben Herrn aufs wärmste empfohlen, aber Ihre Gespräche, verehrter Herr Hauptmann, sind mir so überaus interessant, daß ich doch zunächst an Sie diese Bitte richten möchte — "

„Darf ich wissen, an wen unsere höchsten militärischen Autoritäten Sie empfohlen haben?" fragte er ablenkend.

„Gewiß, an Herrn Hauptmann Max Jähns vom Nebenetat des Großen Generalstabs in Berlin —"

Bei diesen Worten erstrahlte das Antlitz meines Fahrtgenossen in freudiger Heiterkeit, und sofort sagte er: „Das ist mir im höchsten Grade schmeichelhaft, denn — ich bin selbst Max Jähns."

Ich war sehr glücklich über den wunderbaren Zufall dieser Begegnung und nannte ihm nun natürlich sofort meinen Namen, der ihm auch nicht unbekannt und nicht unsympathisch war. Er hat mir von da ab seine Neigung betätigt, ist mir bis an sein Ende (19. September 1900) immer ein treuer, hochherziger Freund geblieben, und die Bedeutung seiner Beiträge für „die Grenzboten" unter meiner Leitung des Blattes von 1871 bis Ende 1878 ist noch jetzt dadurch gebührend gewürdigt worden, daß die meisten dieser „Geschichtlichen Aufsätze" mit einigen andern vereinigt 1903 im Verlage von Gebr. Paetel in Berlin herausgegeben worden sind.

Leider mußte ich auf meiner Bahnfahrt am 6. November 1870 schon in Frouard an der Mosel, — der Zweigstation zwischen Nancy und Metz, — von dem lieben neugewonnenen Freunde scheiden, da Jähns in Nancy noch dienstlich zu tun hatte, während mein Zug das am 28. Oktober bezwungene Metz umging, so daß ich abends Remilly bei Metz erreichte, wo ich bei freundlichen Postbeamten auf dem Fußboden übernachtete. Am folgenden Morgen, dem 7. November, kam der erste Zug aus dem bezwungenen Metz, der für den Kurier und damit auch für mich einen leeren Eisenbahnpostwagen mitbrachte. In diesem fuhr ich mit dem Kurier bis Frankfurt und von da an mit dem Nachtschnellzug nach Leipzig, wo ich am 8. November früh anlangte.

Die Meinigen waren von meiner Ankunftsstunde telegraphisch unterrichtet und ich traf sie Alle in bestem Wohlsein. Das Wiedersehen war natürlich beseligend. Meinen herzigen Kleinen hatte ich aus einer verlassenen französischen Villa in Bellevue über Sèvres vor Paris reizendes Spielzeug mitgebracht, das dort ruchlos zerstreut und teilweise schon zertreten umhergelegen hatte, allen

Digitized by Google

herrliches französisches Obst und den uns besuchenden Gästen edelste Weine aus den eigenen Reben des Kollegen Ducrot (Versailles) von der Nordküste des Mittelmeers, wo jetzt die Seinen weilten. Meine Praxis war trotz des Krieges ganz leidlich gegangen. Im „Daheim" wurde ich als „der geschätzteste Mitarbeiter der Gegenwart" stürmisch begrüßt. Meine Kriegsberichte waren in Deutschland und im Felde mit freudiger Begeisterung und fröhlichster Heiterkeit gelesen worden, denn in jedem meiner Berichte mußte auch der Humor zu seinem Recht kommen. Die Auflage des Blattes war infolgedessen nicht unerheblich gestiegen, und das an die Meinen gezahlte Honorar namhaft. Sehr eifrig beriet ich auch mit dem Verleger der „Grenzboten", Herrn Grunow, und er freute sich sehr über die Ergebnisse, die ich schon damals bei Bismarck, bei Jähns usw. für sein Blatt unter meiner künftigen Leitung erzielt hatte. Ich versprach ihm, meine Bemühungen bei meiner demnächstigen Anwesenheit in Berlin kräftig fortzusetzen und habe das auch getan.

Am 25. November reiste ich dann nach Berlin, um zum letzten mal meine Abgeordnetenpflicht im Norddeutschen Reichstag zu erfüllen, namentlich bei der Beratung und Genehmigung der von Bismarck in Versailles geschlossenen Anschlußverträge mit den süddeutschen Staaten mitzuwirken und damit die Grundlagen der künftigen deutschen Reichsverfassung mit festzustellen. Auf dem Berliner Bahnhof in Leipzig traf ich zu meiner Überraschung meinen Zollparlaments-Kollegen, den leitenden bayrischen Minister Fürsten Hohohenlohe, (den späteren Reichskanzler), der eben aus Versailles zurückgekehrt war, um in Berlin die Abgeordneten des Norddeutschen Reichstags zu möglichst einstimmiger Annahme der Versailler Verträge zu bewegen, die von der ganzen fortschrittlichen und einem Teil der nationalliberalen Partei und Presse heftig bekämpft wurden, weil Bismarck Bayern und Württemberg „ganz unnötige und gemeinschädliche Reservatrechte" zugestanden habe.

Auf der Fahrt von Leipzig nach Berlin gedachte nun Fürst Hohenlohe zunächst mich sicher für diese Pflichterfüllung zu gewinnen und sagte daher, nach herzlicher Begrüßung, auf dem Berliner Bahnhof in Leipzig zu mir: „Wir fahren doch jedenfalls in demselben Coupé nach Berlin, nicht wahr, Herr Kollege?" — Freifahrtkarten erster Klasse für Abgeordnete gab es aber damals noch nicht, auch nicht zweiter, und so erwiederte ich denn: „Ja, sehr gern, Exzellenz, aber ich habe nur zweiter Klasse". — „Da

Digitized by Google

setze ich mich natürlich zu Ihnen, Herr Kollege!" rief Fürst Hohenlohe, stieg zu mir ein, und so fuhren wir denn, nebeneinander sitzend, nach Berlin. Unterwegs erläuterte er mir eindringlich und ganz leise die Notwendigkeit einmütiger Genehmigung der Versailler Verträge, als Grundlage der neuen deutschen Bundeseinheit. Ich erwiederte ihm eben so leise, daß ich überzeugt sei, Bismarck habe in Versailles nicht mehr durchsetzen können, als er erreicht habe, und meines Erachtens werde die deutsche Reichseinheit auch bei den paar „Reservatrechten" Bayerns und Württembergs recht wohl bestehen können; ich werde also für die Verträge stimmen. Diese Unterredung mußten wir beide so leise führen, weil in demselben Wagenabteil, wenn auch in der von uns entfernten Ecke der uns gegenüberliegenden Sitzreihe, ein Berliner Weinreisender einige Kollegen mit sehr lauter Stimme über denselben Gegenstand ganz im entgegengesetzten Sinne belehrte und dabei sogar dreist versicherte: er wisse ganz genau, daß z. B. Fürst Hohenlohe ganz der Meinung des staatskundigen Berliner Weinreisenden sei. Bei diesen Worten blickte Fürst Hohenlohe längere Zeit von seinem Eckſitz durch das Wagenfenster, um seine überwältigende Heiterkeit zu verbergen.

Bei unserer Ankunft in Berlin drückte er mir rasch herzlich die Hand, flüsterte: „Also morgen auf Wiedersehen im Reichstag!" verließ eilig das Coupé und war auch vom Bahnsteig alsbald verschwunden. Ich stieg gleich nach ihm aus, wartete aber auf dem Bahnsteig, bis der unfehlbare Weinpolitiker mit seinem schweren unstaatsmännischen Handgepäck nachkroch, und sagte diesem: „Ich soll Ihnen den Dank des Fürsten Hohenlohe aussprechen, mein Herr, für Ihre politischen Offenbarungen, die sich auf des Fürsten Gleichgesinnung beriefen." — „Ei, das freut mich!" rief der eitle Prahlhans, „aber wie konnte denn Fürst Hohenlohe das hören?" — „Nun, er saß von Leipzig bis Berlin immer in unserm Coupé neben mir — und dankt Ihnen dafür, daß Sie ihm einen der lustigsten Augenblicke seines Lebens bereiteten, indem Sie des Fürsten hohe politische Autorität und Einsicht mit echt Berliner Unverzagtheit für das gerade Gegenteil der Überzeugung anriefen, die der Fürst wirklich hegt! Adieu!" Der Mensch schäumte bei diesen Worten auf wie der echteste Champagner, freilich vor Wut, und ich eilte lachend davon. Andern Tages bereitete ich dem Fürsten Hohenlohe abermals einen der

Digitized by Google

lustigsten Augenblicke seines Lebens, indem ich ihm die Wirkung seines vorgespiegelten Dankes auf unsern Fahrtgenossen erzählte.

An diesem 24. November, dem ersten Tage meiner letzten Reichstagssession, war mir noch eine zweite ergötzliche Begegnung beschieden. Ich war natürlich wieder zum Schriftführer der Petitionskommission ernannt worden und stieg die Treppe zum Sitzungszimmer dieses Ausschusses empor, als mir hier der ständige Regierungsvertreter, Geheimer Rat von Puttkamer (der spätere preußische Minister des Kultus und des Innern, von Kaiser Friedrich 1888 plötzlich entlassen wegen seiner reaktionären Gesinnung, die auch uns schon 1870 von ihm abstieß) nacheilte und freudig rief: „Ei, Herr Dr. Blum, sind Sie aus Versailles zurück? An Ihren Kriegsberichten im „Daheim" habe ich mich sehr ergötzt. Ich wußte gar nicht, daß Sie so witzig sind." — „Freut mich sehr, Herr Geheimrat," erwiderte ich lachend. „Ich wußte aber auch nicht, daß Sie so geringe Ansprüche machen."

Der letzte Norddeutsche Reichstag genehmigte in der kurzen Zeit vom 24. November bis zum 10. Dezember alle ihm unterbreiteten Vorlagen, namentlich die Verträge mit den süddeutschen Staaten, und zwar diese nur mit einer einzigen, — vom Minister Delbrück, in Stellvertretung Bismarcks, genehmigten, — bedeutsamen Änderung, daß nämlich in der Verfassungsurkunde der künftigen deutschen Einheit an Stelle der Versailler Vertragsworte „Bundesoberhaupt" und „Deutscher Bund" Kaiser und Reich gesetzt werde. Die süddeutschen Kammern genehmigten die Verträge bald nachher, und alle deutschen Fürsten schlossen sich unserer Änderung an. Kaiser und Reich waren also wiedererstanden!

Mit diesem erhebenden Bewußtsein durfte ich meine Reichstagstätigkeit wohl für immer abschließen, um mich nun ganz den Meinen, meinem Anwaltsberuf und meiner neuen Redaktionstätigkeit zu widmen. Denn mir war beschieden gewesen, auch an meinem Teile dem lieben deutschen Vaterlande Kaiser und Reich, die deutsche Einheit auf freiheitlicher Grundlage mit zu erringen, den höchsten Siegespreis für das auf Frankreichs Schlachtfeldern vergossene teure Blut, das erhabene Ziel der steten Sehnsucht und des heißen Ringens der besten Deutschen seit Jahrhunderten, für das auch mein edler Vater sein Leben in blutigem Opfertode hingegeben hatte!

Ende des ersten Bandes.

Digitized by Google

Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62.

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C004092343

370563

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

G.E.STECHERT & CO.
NEW YORK